

Sittliche Ansichten  
der  
Welt und des Lebens  
für das  
weibliche Geschlecht.

In  
Vorlesungen,  
gehalten

von  
Karl Gottlob Sonntag,  
Doctor der Theologie und Philosophie,  
Schweizerischen General-Superintendenten und Ober-  
Consistoriums Präses.

*Hörsaal*

Zweiter Band. *Acc. 30.*

N i g a,  
bei C. F. G. Hartmann.  
1820.

106054

V. 1042.  
B. V. 1273



Vorlesung XXXV.	Das Bücher-Lesen .....	S. 257
— XXXVI.	Das Gemüth .....	„ 279
— XXXVII.	Willenlosigkeit. Nachah- mungsfucht. Unentschlossen- heit. Wanfelmuth. Eigensinn ..	„ 301
— XXXVIII.	Herrschaft. Widerspruchs- Geist. Rechthaberei. Blick in die Kinderwelt .....	„ 324
— XXXIX.	Leichtsinn. Moralischer Ernst. Sittliches Zartgefühl. Ge- wissen .....	„ 340
— XXXX.	Die Gemüths-Bewegungen überhaupt. Reue. Ekel. Schaam. Schrecken. Angst ..	„ 368
— XXXXI.	Traurigkeit. Kummer. Gram. Zorn. Sanftmuth. Aerger- lichkeit. Empfindlichkeit ....	„ 388
— XXXXII.	Feindseligkeit. Haß. Rach- fucht. Feindes-Liebe .....	„ 419
— XXXXIII.	Parteilichkeit. Erwarten u. Sehnen. Hoffnung. Freude ..	„ 438

Est. A

Tartu Riikliku Ülikooli  
Raamatukogu

24358

## Inhalt des zweiten Bandes.

Vorlesung XXIII.	Die Gesundheit .....	S. 1
— XXIII.	Krankheiten .....	„ 27
— XXV.	Der Körper. Die Reinlichkeit ..	55
— XXVI.	Schönheit und Reize. Die Körper-Pflege der Kinder...	„ 72
— XXVII.	Die Körper = Bedürfnisse. Nahrung und Schlaf .....	„ 84
— XXVIII.	Kleidung, Wohnung und Geräthschaften .....	„ 101
— XXIX.	Geistes = Pflege überhaupt. Aufassungs-Vermögen. Ge- dächtniß .....	„ 130
— XXX.	Die Phantasie .....	„ 156
— XXXI.	Urtheilskraft. Aberglaube ..	„ 181
— XXXII.	Allgemein = menschliche Auf- klärung. Geistes = Bildung ..	„ 206
— XXXIII.	Die weibliche Geistes = Bil- dung insbesondere .....	„ 222
— XXXIV.	Weibl. Geistes = Bildung ins- besondere. Forts. u. Schluß ..	„ 239

## Dreiundzwanzigste Vorlesung.

### Die Gesundheit.

Raum bei irgend Einem andern Gegenstande unsrer Erwägungen erscheint das weibliche Geschlecht so schwach und sinnlich, und steht es, in anderer Hinsicht wieder, so liebenswürdig, so groß da, als bei dem, worüber jetzt die Rede seyn wird. Die Rede wird nämlich seyn: von Gesundheit und Krankheit, der eignen wie der fremden.

Dieser Gegenstand ließe sich an den zuletzt abgehandelten: „Ueber das Leben!“ vielleicht unmittelbar anknüpfen mit der Bemerkung: „daß des Lebens — uns, bei dessen Erwägung, als so wichtig erscheinene — Dauer abhängt von

dem Grade der Gesundheit, dessen ein Mensch genieße."

Ja! so hört und liest man allerdings nicht selten. Aber da liest und hört man eine Unwahrheit. Nicht bloß auch schwächliche und kränkliche Personen, sondern man könnte beinahe sagen: eben diese — oder man muß wenigstens sagen: gar oft gerade sie — erreichen ein hohes Alter. Unterdessen freilich möchte man denn auch hinzufügen: „In gewisser Hinsicht: desto schlimmer!"

Denn welches ein Leben ist denn das, welches unter so vielen unbehaglichen, widrigen Empfindungen verlebt wird? Gibt es nicht Menschen, welche in dieser Hinsicht vielleicht zwanzig, dreißig Jahre hindurch mit Recht beinahe sagen können: „Ich sterbe täglich!"? Und läßt denn von einem solchen Leben sich rühmen, was wir als Vorzüge des Lebens erwogen haben? Wie viel denn kann der Mensch da wirken? wie viel genießen? Ueber den eigentlich so genannten Genuß des Lebens, wie dieser ohne Gesundheit nicht bestehen kann, verliere ich kein Wort. Das fällt in die Augen, und jeder Mensch ja wohl kennt es aus der eignen Erfahrung, wie Krankheit und Kränklichkeit nicht bloß eine Menge und Mannichfaltigkeit von peinlichen Empfindungen unmittelbar verursachen (weßhalb denn auch gerade die gesündesten

und stärksten Menschen am unerträglichsten zu seyn pflegen, wenn diese, ihnen so ungewohnten, widrigen Empfindungen sich ihnen einmal aufdrängen): sondern Alle kennen wir ja wohl auch das, wie selbst die angenehmen Gefühle, welche wir, etwa von andern Seiten her, haben können, uns verleidet oder doch geschwächt werden; wie wir, in krankhaftem Zustande, selbst die Geneigtheit, froh zu seyn, verlieren, und vielmehr ein Geschäft uns daraus machen, nur das Unangenehme aufzufassen, geflissentlich es aufzusuchen und, von der Phantasie aus, es zu vergrößern und zu schärfen. Mein! wahrlich — was sich hier in einem unwillkürlichen Senfzer der Mehrzahl von uns ausspricht, bedarf keiner weitern Auseinandersetzung!

Worauf nur ich aufmerksam mache, ist der Einfluß von Gesundheit und Nicht-Gesundheit auf des Menschen Sittlichkeit. Zum Theil berührte ich das schon, als ich vom Lange zur Unlust und Selbstqual sprach. Denn wie kann dabei bestehen — zuvörderst: was der Mensch Gott schuldig ist, an Dankbarkeit, Zufriedenheit und Ehrfurcht? Sind nicht die immer klagenden Menschen im Grunde Unkläger Gottes? Und wenn Unterthanen, die mit Allem, was ihr Regent thut und geschehen läßt, unzufrieden sind, schlechte Unterthanen sind, des-

nen, um förmliche Rebellen zu werden, vielleicht nichts weiter fehlt, als der Muth und die Kraft: was sind dann jene, immer nur seufzenden, Alles im düstersten Lichte sehenden, überall stets das Schlimmste fürchtenden Menschen — in Beziehung auf den Welten-Regierer, Anderes?

Ferner! Es giebt gewisse sittlich-edle Eigenschaften, und zwar hochwichtige, die fast gar nicht statt finden können bei einem leidenden, geschwächten Körper. Dahin gehören: Entschlossenheit, Muth, Festigkeit; und insbesondere die, für die Menschen um uns her, wie für uns selbst, so unschätzbare wohlthätige Heiterkeit.

Es giebt gewisse Fehler, Uns selbst, wie Andern, so auszeichnend-lästige Fehler, welche, selbst bei edleren Gemüthern — (denn auch diese erliegen ja nicht selten der Uebergewalt des Körpers) — und wieviel mehr denn nicht bei den gemeinern Seelen — von Krankheiten und Kränklichkeit fast unzertrennlich sind. Ich meine die Ungebuld, die üble Laune, die Reizbarkeit und Weichlichkeit, den Argwohn und die Unbilligkeit.

Am einleuchtendesten ist: wie die unmittelbaren Pflichten unsers Berufs, bei körperlichen Leiden und Schwächen, entweder gar nicht, oder doch nicht gehörig, erfüllt werden können; und wie wir dadurch — sei es auch,

daß wir uns noch so geduldig, noch so liebenswürdig dabei benehmen, unsre Mitmenschen immer zu leiden kommen; da durch schon selbst zu leiden kommen, daß sie uns müssen leiden sehen; und daß sie dabei um so mehr gerade leiden, je sichtbarer ihnen unsre Anstrengungen sind, unsere Mißgefühle zu unterdrücken. Für Menschen von Empfindung ist es ja schon etwas Peinliches, die Ihrigen auch nur untheilnehmend und still vor sich zu sehen.

Wir Männer erleichtern Ihnen, Meine Geehrten, das Mitgefühl bei unsern leidenden Zuständen, in der That, gar sehr dadurch, daß wir gewöhnlich alsdann — unerträglich uns geben. Sie erschweren es uns nicht selten gerade dann und dadurch am meisten, wenn Sie am stillsten Ihre Schmerzen tragen; da Sie doch nicht ganz unbemerkt — und nicht ohne Einfluß auf Ihre ganze Art zu seyn! — sie tragen können. Unwillig auf jemanden seyn müssen, ist immer weniger peinlich, als Mitleid haben müssen ohne Möglichkeit der Hilfe.

Die ganze sittliche Lehre von der Gesundheit hat insbesondere zwei Seiten, von welchen sie den Nachdenkenden und Edeln Ihres Geschlechts als äußerst wichtig erscheinen muß. Es versteht sich, daß, wenn von den Nachtheilen des Nicht-Gesundseyns die Rede ist, nicht bloß

die eigentliche Bettlägerigkeit gemeint wird, sondern auch (und beinah noch mehr) Kränklichkeit, Schwäche, Reizbarkeit; kurz jede Art von Unbehagen, die aus Unordnungen in den Eingeweiden oder aus fehlerhafter Stimmung der Nerven entsteht.

Und da ist es nun erstens eine eben so einleuchtende als traurige Wahrheit, daß, während der Mann, bei Kränklichkeit und Schwäche, in den allermeisten Fällen, noch immer seinen Beruf wahrnehmen kann, vielleicht selbst zur vollkommensten Genugthuung derer, die es mit ihm zu thun haben, oder mindestens doch so, daß seine Arbeiten immer noch zu brauchen sind: gerade der eigentliche allgemeine Beruf, gerade das Achtungs- und Liebens-würdigste Thier der Bestimmung, durch den unvermeidlich-nachtheiligen Einfluß der Kränklichkeit auf Geist und Gemüth, ganz unausbleiblich verliert. Denken Sie sich den Handwerker, den Kaufmann, den Staatsdiener! Diese mögen gestimmt seyn, wie sie wollen: ihre Arbeit muß gemacht werden; und niemand sieht es dem fertigen Kleide, dem verschifften Hanf und Flachs oder verkauften Zucker, der Rechnung und dem Berichte an, wie dem, von dem deß etwas kommt, zu Muth war. Sogar bei der höchsten Geistes-Thätigkeit und eigentlichen Geistes-Anstrengung, sobald

man durch körperliches Uebelbefinden nur nicht ganz außer Stand gesetzt wird, sie zu verrichten, oder sobald der Geist nur den trügen, widerspenstigen Körper zum Gehorchen und Stillseyn gezwungen hat, können wir Männer immer noch das Unse thun, leisten wir zuweilen sogar Ausgezeichnetes — in einem Geistes- und Gemüths-Zustande, wo wir der ganzen Welt Krieg ankündigen möchten; wo man mit seiner übeln Laune sich selbst unerträglich ist. Aber nun das Weib! O ja! ihr Strick- und Nähwerk fördern, Zimmer und Küche berathen kann sie allerdings auch, sie mag gestimmt seyn, wie sie will. Aber! Kann und wird sie auch als des Lebens willkommene Teilnehmerin für ihre ganze Umgebung, als des Gatten beglückende Freundin, als der Kinder liebende, edle und pflichten-frohe Bildnerin sich erweisen, — sie sei gestimmt wie sie wolle? Wird sie nicht vielmehr, selbst bei dem besten Willen, bei der äußersten Gewalt, die sie sich anthut, den Thrigen so manches widrige Gefühl verursachen, so manche frohe Gefühle verkümmern oder doch versagen? Und haben die Meisten denn auch nur den guten Willen, jene Gewalt sich anzuthun? Andre nicht leiden zu lassen durch ihre körperliche Verstimmung? Im Gegentheil! Es gehört mit zu dem nachtheiligen Einflusse dieser

o Verstimnung auf Gefinnung und Benehmen, daß man zuweilen gar nicht einmal zugeben will: sie könne Einfluß haben; nicht zugeben, daß man krank ist!

Der zweite Haupt-Gesichtspunkt, aus welchem das weibliche Geschlecht die Gesundheit anzusehn hat, ist der, daß von Ihrer Gesundheit, von der Stärke oder Schwäche oder Zerrüttung Ihres Körpers, die Gesundheit und Lebenskraft, und damit denn, in vielseitiger Beziehung, auch Glückseligkeit und Tugend Ihrer Kinder abhängt. Lassen Sie es sich, wenn Sie mir es nicht auf's Wort glauben wollen, von Ihrem Arzte auseinandersehn; oder belegen Sie es sich lieber selbst aus Beobachtungen um sich her, daß der kraftvollste Mann nicht Vater gesunder, lebensfroher Kinder seyn kann, sobald deren Mutter kränfelt. So wie im Gegentheil die fröhliche, frische Lebens-Fülle einer Mutter, als reicher Lebensstrom, sich ergießt auch in die Adern ihrer Kinder.

Welch ein Anblick für eine Mutter, der Anblick wimmernder, sticher, markt- und freuden-loser Geschöpfe, wenn das strafende Bewußtseyn in ihr spricht: Meine Leidenschaftlichkeit und Sinnlichkeit, meine Unbedachtsamkeit, meine thörichten Verstimnungen und Launen, mit welchen ich die eigne Gesundheit untergrub, haben auch meine Kinder um die

ihrige gebracht. Gegeben habe ich ihnen das Leben, aber mir es zu verdanken — ein solches Leben! — haben sie nicht! Dagegen Welch ein Gefühl, mit dem ein Weib von gefunden und fröhlichen Kindern sich umgeben sieht und sich sagen kann: „Mein Werk und Verdienst — (in so weit das Eine und das Andere des armen Menschen Sache seyn kann) — ist diese Lebens-Fülle!“

Traurig denn, daß so Viele Ihres Geschlechts für diese hohen Verdienste so gar keinen Sinn haben; kein Ohr selbst für die Bitten und Warnungen des eignen physischen Wohlgefühls! daß sie bald leidenschaftlich einstürmen auf ihre Gesundheit; bald — und dieß ist leider der gewöhnliche, eben darum aber auch der schlimmere Fall — bald leichtsinnig und unbedacht sie verwahrlosen. Können Sie es mir abstreiten, Meine Zuhörerinnen! (wenn Sie auch, um der Ehre Ihres Geschlechtes willen, es gern möchten) daß die größere Hälfte Ihres Geschlechtes, vorzüglich die der gebildeteren Stände, insbesondre in gewissen Jahren, mit ihrer Gesundheit ganz unverantwortlich, unbegreiflich = gewissenlos umgeht? Es ist wahr: der weibliche Körper verträgt, in mancher Hinsicht, wirklich mehr als der männliche; in andrer Hinsicht wird er früher und mannichfaltiger an Nachtheiliges gewöhnt; und noch in an-

derer müssen Sie sich allerdings abhärten; müssen Sie, aus Pflicht, dulden und tragen auch lernen. Allein diese, bei den Damen, insbesondere bei den jüngeren, so gar gewöhnliche Nicht-Achtung von Jahreszeit und Tages-Bitterung und Orts-Beschaffenheit, diese so ganz entschiedenste Gedankenlosigkeit, welche so Viele sich zu Schulden kommen lassen in Beziehung auf Kleidung und Bedeckung, diese Unbesonnenheit bei Erhitzung, Erkältung und Zugluft, diese Unfähigkeit, sich zu beherrschen, wenn es irgend eine, sei es auch anerkannt=schädliche, Lieblings=Speise gilt, diese gänzliche Rücksichtslosigkeit auf ihre, ihre eigenthümliche Lebens=Weise, bei der Wahl ihrer Speisen, Getränke, Vergnügungen und dergleichen — wie sollte das Alles nicht den Moralisten unmutthig machen, da es so oft die Geduld des gutmüthigsten, und selbst die des feigen selawischen, Haus=Arztes erschöpft!

„D wie sollte das schaden?“ „Das thut mir nichts!“ hört man von allen Seiten, wenn man Lehren und Warnungen dieser Art giebt. Ich schweige davon, wie so Manches gar wohl auch unmittelbar schadet. Denken Sie hier nur an die Menge von selbst verschuldeten Erkältungen; an die Erscheinung, daß Sie nie zehn Personen weiblichen Geschlechts zusammen finden werden, ohne daß einige davon so eben an Kopf=

Halb= oder Zahn=Weh leiden. Aber woher denn die Beobachtung, daß der größte Theil des Geschlechts, sobald sie aus den Jahren der Jugend heraus sind, und mit jedem Jahrzehende je länger je mehr, von allerlei körperlichen Beschwerden und Schwächen angefochten werden, welche bei leider nur allzu Vielen endlich in eine gänzliche allgemeine Kränklichkeit übergehn. Davon kann die Schuld weder in dem Mutter=Seyn liegen, noch an dem ledigen Stande. Denn es findet sich dasselbe bei Unverehelichten wie bei Müttern vieler Kinder. Und sogar das, was man vielleicht anführen könnte, um die Schuld von der Kränklichkeit Ihres Geschlechts zu mindern, vergrößert dieselbe, in sofern sie wirklich statt findet. Das Weib nämlich hat unlängbar von Natur schon einen zarteren Körperbau, ein feineres Nerven=System; sie ist allerdings, durch ihre Bestimmung, Mutter zu werden, manchen eigenthümlichen Gefahren für ihre Gesundheit ausgesetzt; es wird, bei dem tiefer fühlenden Weibe, oft der Körper von der Seele aus, durch unverschuldeten Kummer und anhaltende Sorge, erschüttert und geschwächt. Aber eben eben darum, Schwestern! solltet Ihr um so sorgfältiger auf der Hut seyn, Eure so hochwichtige Gesundheit wenigstens nun nicht auch noch durch eigne Schuld zu zerstören.

Was Sie denn nun, Meine Geehrten, in Hinsicht auf Ihre Gesundheit zu thun und zu lassen haben, werden Sie natürlich nicht von dem Sitten-Lehrer erfragen wollen, sondern von Ihrem Arzte. Möchten nur Alle hören wenigstens wollen, was der Arzt, unaufgefordert, und vielleicht dafür unfreundlich angesehen, oft genug schon ihnen gesagt hat! Unterdessen gehören einige hierher einschlagende Bemerkungen allerdings auch in das Gebiet der Moral.

Erstens eine nähere Bestimmung des Begriffs: „Gesundheit.“ „Gesund seyn“ heißt nicht bloß: keine eigentlichen Schmerzen haben, nicht völlig untauglich seyn für Geschäfte und unempfindlich für Genüsse; sondern es fordert auch, daß alle Glieder, Kräfte und Natur-Berichtungen des Körpers in ihrem gehörigen Zustande sind; daß der ganze Körper, in jeder Beziehung, der Seele jene Dienste zu leisten im Stande ist, deren sie von ihm bedarf. Dieß richtig aufzufassen, ist sehr wichtig! Denn aus vernachlässigten einzelnen Schwächen oder Unordnungen des Körpers entstehen gerade die unheilbarsten Krankheiten. Wer also nicht ruhig schläft, obschon ihm sonst nichts fehlt; wo irgend eine Art der nöthigen Ausscheidungen aus dem Körper nicht regelmäßig vor sich geht: wenn auch nur Ein Sinn nicht die gehörige Schärfe

hat: so genießt der Mensch nicht einer vollkommenen Gesundheit; so drückt immer etwas auf das körperliche Wohlfeyn; oder die Seele kann eines ihrer nöthigen Werkzeuge wenigstens nicht mit der erforderlichen Leichtigkeit gebrauchen.

Ferner! Erkennen Sie dankbar die Weisheit und Güte des Schöpfers in einigen besondern Begünstigungen des weiblichen Geschlechtes für die Erhaltung Ihrer Gesundheit. Häusliche Eingezogenheit, eine sitzende Lebens-Weise ist mit der Erfüllung des allgemeinen weiblichen Berufes unzertrennlich verbunden. Gleichwohl ist Bewegung doch auch eine unerläßliche Bedingung zum Gesundseyn. Was Sie denn nun von dieser weniger haben, als Sie bedürfen, ersetzt zum Theil schon der angeborne Hang Ihres Geschlechtes zu mehrerem Sprechen; — der ja bekanntlich bei Manchen so ganz roher Naturtrieb ist, daß sie ihn nie und nirgends unterdrücken können; sondern, in der Kirche wie im Theater, und in der feinsten Gesellschaft, gleich viel ob da gesungen, vorgelesen oder das Interessanteste erzählt wird, kurz immer und überall, in stinckmäßig ihn befriedigen.

Außerdem aber bringt auch die Erreichung der vollen Bestimmung des Weibes, als wozu insbesondere die Hauswirthschaft und die Mutter-Pflichten gehören, es mit sich, daß die Meisten von Ihnen

nie lang' und ungestört auf Einer Stelle sitzen können (was man denn eben auch, selbst bei noch so dringender Arbeit, nicht thun soll; sondern freiwillige Unterbrechungen sich machen, wofern man gesund bleiben will.)

Eben dieser sitzenden Lebens-Weise wegen, welche für den größten Theil insbesondere der gebildeteren Stände, wenn auch freilich nicht die natürlichste, so doch die gewöhnlichste und wirklich oft unvermeidliche, Lebens-Weise ist, sollten Personen des weiblichen Geschlechtes, die für ihre Gesundheit sorgen wollen, mehr trinken, als so Manche thun. Wasser zwischen den Mahlzeiten, bei sonst kräftigen Speisen und Getränken, ist eines der wirksamsten Mittel für Gesundheit und Heiterkeit.

Am nothwendigsten aber zu beherzigen, so wie leider am wenigsten beherzigt, ist auch diefalls der Einfluß der Seele auf den Körper. So traurigst fühlbar dieser zuweilen auf jene wirkt: dennoch, dennoch hat der Körper, bei Weitem nicht, die Gewalt, den Einfluß auf die Seele, wie die Seele auf den Körper — haben kann wenigstens, sobald sie ernstlich will. Nun ja! Ich führe Ihnen auch solche Beispiele an, wie das von einem Schwedischen Naturkundigen, welches mir einer unsrer geachtetesten Mitbürger erzählte, daß er denselben, von der Gicht zusam-

mengezogen, unfähig zu jeder Bewegung, auf dem Bette liegend gefunden habe, wo er damals Jahre schon so gelegen hatte, und daß dieser Kranke dabei die regste Geistes-Thätigkeit und eine unzerstörbare Heiterkeit gezeigt habe. Ich kann Ihnen den deutschen Philosophen Garve nennen, der am Krebsse im Gesichte starb (Sie mögen es sich denken — oder denken Sie sich's lieber nicht — unter welchen Quaalen) und der, noch den Tag vor seinem Tode, an einem Buche dictirte, an welchem er, die ganze Zeit seiner gräßlichen Krankheit über, gearbeitet hatte.

Aber lassen Sie mich meine Belege lieber aus der weiblichen Welt nehmen! Ich habe Gelegenheit gehabt, zwei Damen kennen zu lernen, von denen die eine an den furchtbarsten Krämpfen litt, die andre an der Knochengicht starb. Beide, wenn sie eine lebhaftere Unterhaltung führen konnten, (war es auch nur, besonders bei der Einen, über die alltäglichsten Neuigkeiten der Zeit und des Ortes) vergaßen ihrer Schmerzen so ganz, daß Fremdere wohl gar ungerecht genug gegen sie waren, zu glauben, daß sie eigentlich gar nicht so sehr litten. Allein dieses war keinesweges der Fall; sondern der aufgeregte Geist ließ nur den Körper gleichsam nicht zu Worte kommen.

Nun! und machen wir denn nicht Alle an uns ähnliche Erfahrungen? Warum kann man, in einer frohen Gesellschaft, mehr an Speise und Trank genießen, ohne nachfolgende Beschwerde, als in der gewöhnlichen Lebens-Ordnung? Wie wäre es möglich, daß ein belebter Ball eine halbe, eine ganze Nacht durch dauern kann — für Viele, im Grunde doch, in Einer ununterbrochenen Anstrengung —: wofern das Vergnügen hier nicht den Körper, vom Gemüth aus, unterstützte?

Kummer aber hinwiederum, Verdruß, üble Laune, müssen sie nicht auch außs Gegentheil hinwegwirken? Von manchen dieser widrigen Gemüths-Zustände sind die körperlichen Folgen gar zu merklich, zu unmittelbar, als daß sie übersehen werden könnten; z. B. bei dem eigentlichen Seelen-Schmerz und bei dem heftigen Mergel. Allein sie finden statt, auch wo sie nicht so in die Augen fallen. Haben Sie wohl je übellaunische, argwöhnische, neidische, rachsüchtige Personen gekannt, die wirklich einer fröhlichen Gesundheit genossen hätten? „Ach! — wird man vielleicht sagen — eben von ihrer Kränklichkeit rühren diese Fehler her.“ „Wirklich alle?“ erwiedere ich; kann denn auch der Neid außs körperlichen Uebeln entstehen? Nun! so spricht der Moralist (und der Arzt stimmt ihm bei): „Dergleichen Personen sind

fränklich, weil sie jene Fehler an sich haben.“

Mit einem andern Hauptgründe der Kränklichkeit bei Manchen befinden sich der Arzt und der Moralist in gleicher Verlegenheit. Beide wissen oft leider nur allzusehr, daß er statt findet; und dürfen gleichwohl beide nicht davon sprechen; dürfen kaum, außs weitester Ferne, darauf hindeuten, wenn sie nicht beleidigen, und — was weit wichtiger ist — wenn sie nicht heilige Gefühle verletzen wollen. Gleichwohl bedarf es doch der Warnung! denn nichts zerrüttet die Nerven tiefer in ihrem innersten Leben, als jede gewaltthätige Aufregung derselben, sei es auch eine zu augenblicklichen Lustgefühlen; nichts zerstört, wenn auch langsam, so doch unwiederbringlich, nichts furchtbarer die Seele wie den Körper. Und selbst mit äußeren Kennzeichen stempelt es; wenigstens für den geübteren Beobachter-Blick, die Schuldigen. — Du begreiffst nicht einmahl, was das seyn könne? Preise Gott dafür, daß dem so ist; aber frage nicht, sinne nicht ihm nach. Sonst ist in diesem Augenblicke schon, ein Theil des Glücks und Schmuckes, dessen du dich jetzt noch freuest, verloren. Du aber, die du erschrocken zu dir selbst jetzt schon gesagt hast: „Das wird es seyn, was er meint!“ — ach! bei den misjini-

thigen, trübsinnigen Tagen, bei den schlaflosen und schmerzen-beladenen Nächten, bei den Kinder-Jammer-Gestalten und frühen Kinder-Särgen solcher Schuld, beschwöre ich dich: „laß dich warnen!“

Ich komme auf eine andere Quelle von Körper-Schwächen, die gewöhnlich ganz übersehen wird, und aus der gerade die Geistesvolleren und Zartfühlenderen Ihres Geschlechts, mit so innigem Wohlbehagen, schleichendes Gift schlürfen. Wenn Sie, Meine Geehrten, ein erschütterndes Trauerspiel, ein rührendes Schauspiel sehen, wenn Sie einen interessanten Roman lesen, wo die Geschichte recht rasch fortschreitet, und die Erwartung mit jedem Blatte höher und höher sich spannt, — sagen Sie mir doch: Wie fühlen Sie sich denn dabei? Natürlich: ergriffen, gespannt, fortgerissen, in einer anhaltenden Gemüths-Bewegung. Es wallt das Blut, es vergeht fast der Odem, es beben alle Nerven. — Nun! und wenn dergleichen Anstrengungen oft kommen, wenn, in dieser Art, der Körper täglich, von der Seele aus, erschüttert wird — das sollte seine Festigkeit nicht untergraben? das müßte nicht, unausbleiblich, erst ein reizbares, dann ein zerrüttetes, Nerven-System geben? Niemand, sollte ich denken, kann das abstreiten wollen; selbst nicht die leidenschaftlichsten Liebhaberinnen solcher Lectüre.

Wollten diese aber das wirklich, so frage ich die übrigen: „Kennen Sie eine leidenschaftliche Liebhaberinn solcher Lectüre, welche nicht kränkelnd, oder doch schwächlich wäre?“ Ich habe nie eine gekannt! Uebrigens jedoch muß ich noch hinzufügen: daß alle öftern und gewaltthätigen Anstrengungen der Phantasie, alles Zielumherschwärmen in der Ideen-Welt ähnliche nachtheilige Wirkungen haben. Nicht bloß also eine unkeusche, nicht bloß eine durch Romane und Schauspiele aufgereizte, sondern auch jede leidenschaftliche Phantasie und selbst das so unschuldig scheinende Luftschlosser-Bauen, wenn man sich ihm zu oft, zu unvorsichtig überläßt, schwächt gleichfalls, von der Seele aus, die Körperkraft.

Endlich: Man lasse sich, von seinen eignen Erfahrungen, belehren, welches gerade die eigenthümlichen schwachen Seiten unsrer Gesundheit, unsers Körpers sind; und benehme sich denn nicht nach der thörichten Aeußerung: „O, das thun so Viele, und es schadet ihnen nicht!“ sondern nach der gemachten Selbst-Beobachtung: „Ich darf das nicht thun!“ — Wir sonderbaren Menschen! Ein gewisses Ehrgefühl hält uns ab, für schwächlich gelten zu wollen. Aber leichtsinnig, gewissenlos gegen sich selbst zu seyn, schämt man sich nicht!

Man übersehe es nicht, man lasse vom Arzte, von Freunden willig es sich sagen, welchen nachtheiligen Einfluß auf unsre Gesundheit namentlich dieß und das in unsrer Lebens-Weise, in unsrer häuslichen Einrichtung hat. So Mancheß der Art ließe sich abändern, sobald man nur nicht zu eigensinnig wäre, von dessen Schädlichkeit sich überzeugen lassen zu wollen; oder nicht zu bequem wäre, zuweilen auch zu häus-hälterisch, um die nöthigen anderweitigen Maßregeln zu treffen. Versuchen Sie es, und fragen Sie alle Aerzte Ihrer Bekanntschaft: ob nicht ein jeder, aus seiner Praxis, Ihnen wenigstens Ein Beispiel, und ob nicht die viel-beschäftigten jeder deren ein Duzend Ihnen herzhählen werden, wie in dem und jenem Hause die Krankheiten nie ausgehn; bloß wegen dieser oder jener fehlerhaften Einrichtung mit den Zimmern, namentlich mit dem Schlaf- oder Kinder-Zimmer, mit der Küche, mit der Zeit und Art des Essens und dergleichen.

Zimmer lassen sich dergleichen Dinge nicht ändern. Dann muß man, um so sorgsamer, von andern Seiten her nachhelfen und gut machen. Wer z. B., für seine Geschäfte, unvermeidlich viel sitzen muß, sollte nun nicht auch noch unnützlich sitzen (jeden Abend z. B. mehrere Stunden hinter einander im Theater) — sollte

keine Vergnügungen und Zerstreuungen so wählen, daß sie, so viel irgend möglich, mit Bewegung verbunden sind; (warum nicht lieber spazieren gehn als lesen?) — sollte die Geschäfte selbst so eintheilen, daß immer solche, welche Bewegung fordern, zwischen die mit Sitzen verbundenen mit einfallen. Wer in einer engen, dumpfen Straße, in feuchten Zimmern wohnen muß, und Gelegenheit hat, auf einige Zeit im Jahre wenigstens, reinere Luft zu athmen, erheiternde weitere Ansichten zu haben, ersetze damit, so viel sich dießfalls ersetzen läßt.

Vieles von dem bis hierzu, in Hinsicht auf die eigne Gesundheit, Gesagten gilt auch für das, was wir der Gesundheit unsrer Mitmenschen schuldig sind. Hierin wird insbesondre von Hausfrauen viel gesündigt; meist, ohne daß sie es wollen, bloß aus Mangel an Ueberlegung, aus Unkunde. Darum aber doch immer gesündigt. So z. B., wenn sie, bei der Wahl der Speisen, gar keine Hinsicht nehmen auf die Lebens-Weise und Gesundheits-Umstände der Thirigen; wenn sie, um ihre häusliche Ordnung ja nicht im Geringsten zu unterbrechen, franke oder kaum genesene Dienende zu Arbeiten anhalten, die jetzt offenbar zu schwer für diese sind; wenn sie, in Hinsicht auf häusliche Einrichtungen, wie z. B. die der Küche, die der Do-

mesſiken = Zimmer, gar nicht daran denken, welchen Einfluß Diefes und Jenes auf die Gefundheit der Haus = Angehörigen haben muß. „D, die Leute find das gewöhnt!“ heißt es dann in der Regel. Nun ja! der Mensch muß unter Umständen wohl an fo Manches ſich gewöhnen; darum aber bleibt der Schade davon doch nicht auß.

Für die Gefundheit der Kinder ſorge man ſchon dadurch, daß man ſich gehdrig vorsehe, wem man die Sorge für dieſelben mit anvertraut. Einer Jeden von Ihnen werden Beiſpiele zu Ohren gekommen ſeyn, daß Kinder ungesund gemacht, verkrüppelt, gemordet worden ſind, durch unbefonnene Behandlung von den Domestiken. Allgemein bekannt iſt es, wie die Perſonen der niedern Stände über Manches, was dahin einſchlägt, wahrhaft unſinnige Vorurtheile hegen. Deſſen ungeachtet glaubt manche Mutter Alles gethan zu haben, wenn ſie, bei ihrer Abweſenheit von Hauſe, die Kinder einer ſolchen Perſon zur Aufſicht übergiebt, einer in ihrer Art guten Perſon; ohne nun näher darum ſich zu bekümmern, wie dieſelbe, gerade in dieſem Geſchäfte, ſich benimmt.

Und dann noch eine andre Bemerkung! Es iſt in der That ein hoher Genuß, in dem gebildeten Mittel = Stände unſerer Gegenden, eine

Menge Kinder zuſammen zu ſehn. So ſchön der blüthen = volle Garten des Frühlings ſeyn mag, nach welchem man ſpazieren geht: die Kinder auf den öffentlichen Plätzen, wo man vorüber gehen muß, um dorthin zu gelangen, gewähren doch einen unendlich reizenderen Anblick. Aber nun ſehen Sie unſre zwölf = ſechszehnjährigen Knaben aus den Schulen kommen, oder muſtern Sie, auf einem ſo genannten Kinder = Valle, die Erwachſenern der beiden Geſchlechter durch; finden Sie wohl das Blühende, Friſche und Kräftige unſrer vier = und ſechszehnjährigen Kinder da auch noch? Woher das? Nun freilich! Manche blühende Kinder gleichen den wurmfichigen Aepfeln, die am lieblichſten ſich färben, eben weil ſie keine Kraft zu reifen haben. Bei Vielen, und — o! daß die Mütter darauf aufmerkſamer ſeyn möchten! — nicht bloß bei den Knaben, obſchon dieſe der Gefahr am meiſten ausgeſetzt ſind, bei Vielen rührt das baldige Verwelken von der vorhin angedeuteten traurigen Peſt her, die, mit der Wibel zu reden, im Finſtern ſchleicht und im Mitage verderbt; und über welche jede Mutter, die mich hier nicht verſteht, von ihrem Haus = Arzte ſich belehren laſſen möge.

Mit ein Hauptgrund jedoch davon, daß wir ſo viele ſchöne Kinder, und ſo wenige blühende,

Kräftige Knaben und Jünglinge, haben, liegt, meines Erachtens, durchaus in der, seit einiger Zeit herrschend gewordenen, verkehrten Methode, die Kinder, besonders die Knaben, stärken zu wollen; und zu diesem Behufe nun Bier oder Wein, die stärksten, feurigsten Weine selbst, ihnen zu geben. Ein Fehler, welchen vorzüglich die Väter so gern sich zu Schulden kommen lassen. Als ob man Del in Feuer gießen dürfte! Als ob nicht alle Ueberreizung durchaus Erschlaffung nach sich ziehen müßte! Und als ob nicht jeder Arzt es einleuchtend machen könnte, daß geistige Getränke durchaus nicht eigentlich stärken, sondern nur aufregen! Durch diesen Mißgriff, diese unnütze Anfeuerung des Blutes nämlich, und die geflissentliche Aufreizung der Nerven, sind, fürcht' ich, viele Aeltern selbst mit daran Schuld, wenn ihre Kinder sich selbst verderben.

Auch von der Gesundheits-Pflege der Kinder gilt, was ich von der eignen gesagt habe. Darüber belehrt der Arzt. Einige Worte hat aber auch hier die Moral mit einzureden. Als erstens: daß die Nachsicht gegen gewisse sittliche Fehler der Kinder eine Verfündigung zugleich mit an ihrer Gesundheit ist; z. B. wenn man ihnen das Launen und Maulen erlaubt; wenn ihrer Zanksucht und Empfindlichkeit nicht ernstlich gesteuert wird. Ferner: daß eine zu ängstliche

Wachsamkeit über ihre Gesundheit ihren wohlgemeinten Zweck weit mehr verfehlt als erreicht. Kinder z. B. zu sorgsam auszuhüten gegen die Bitterung, gegen Zug und Erkältung, ist das sicherste Mittel, für das Alles sie zu reizbar, das heißt also: durch das Alles sie verletzbar zu machen. Am dringendsten aber bitte ich Sie: Opfern Sie die Gesundheit Ihrer Kinder nicht durch frühe und einseitige Geistes-Anstrengungen auf. Das werden Sie mir, der ich selbst die wissenschaftliche Laufbahn gemacht habe, und an zwei Gymnasien Rector gewesen bin, nicht zutrauen, daß ich die Schwäche, oder, richtiger gesagt: die Geistes-Beschränktheit mancher Mütter in Schutz nehmen wollte, die, wenn der Knabe etwas lernen soll, was sie nicht verstehen oder nicht lernen möchten, immer gleich bange sind: er werde sich überstudieren. In der Regel kann man den meisten öffentlichen Schulen vielleicht den Vorwurf machen: daß sie die Jugend eher zu wenig als zu viel zu Hause beschäftigen. Knaben von zwölf, vierzehn Jahren können nicht bloß, sie müssen den bei weitem größten Theil der Zeit über selbstthätig beschäftigt seyn. Aber das meinte ich mit jener Bitte: Strengen Sie die Kinder zum Lernen nicht zu früh an; lassen Sie sie nicht zu viel durch einander lernen; überhäufen Sie sie nicht mit Lehrstunden, — und

insbesondere verhindern Sie, aus Hinsicht auf die Gesundheit der Kinder, daß diese nicht sogleich nach Tische, und nicht unmittelbar vor dem Schlafen-gehen, eigentliche Kopf-Arbeiten vornehmen; als z. B. Auswendig = lernen, Aufsätze machen und dergleichen. Denn dadurch wird immer — mehr oder weniger, aber unausbleiblich — die Verdauung gestört und der Schlaf weniger erquicklich gemacht. „Man behält besser, was man kurz vor dem Schlafen-gehen auswendig lernt, weil sich die Seele dann auch die Nacht durch damit beschäftigt und es sich gleichsam tiefer einprägt.“ Ja wohl! aber eben deshalb desto schlimmer! denn eine solche Beschäftigung kann nicht ohne gewaltsame Anstrengung vor sich gehen.

---

## Vierundzwanzigste Vorlesung.

---

### Krankheiten.

---

Bei aller Sorge für eigne und fremde Gesundheit, wird es der Mensch doch nicht verhüten können, bald: selbst krank zu werden, bald: Kranke um sich zu haben.

Krankheiten gehören unter die empfindlichsten Uebel des Lebens. Sie greifen so unmittelbar das eigentliche Ich des Menschen an; des Körpers Last drückt auf die Seele mit. Und die schwersten, die unheilbarsten können doch ohne alle eigene Schuld statt finden, können Folge unsrer unmittelbarsten Bestimmung seyn, wie namentlich manche Krankheiten Ihres Geschlechts; oder sie werden wenigstens durch eigentliche Pflicht-Erfüllung verursacht. In der einen Hinsicht müssen wir freilich eingestehen: Krankheiten gehören auch unter die gewöhnlichsten selbstverschuldeten Strafen unsrer Sünden und Thorheiten, oder doch unsrer Unbedachtsamkeit. In andrer Hinsicht aber verherrlicht sich gerade in diesem Uebel mit am meisten die Weisheit und Güte Gottes;

und in ihren Folgen gehören die Krankheiten geradezu mit unter die Wohlthaten, durch welche Gott das Menschen-Leben segnet. Immer sind sie doch nur die Ausnahme, und die Regel ist die Gesundheit; die schwersten kündigen sich so lange zum voraus schon an, entwickeln sich so allmählich, daß der Mensch, wenn er nur irgend aufmerksam auf sich ist, ihnen noch ganz vorbeugen oder doch ihre Gewalt schwächen kann. Die meisten Krankheiten fallen in die erste Kindheit und in das späte Alter; also in die beiden Lebens-Abschnitte, wo der Mensch noch nicht oder nicht mehr sie so tief, so mit dem ganzen, vollen Bewußtseyn empfindet, als dieß in den Mittel-Jahren der Fall ist. Die schmerzlichsten und langwierigsten Krankheiten treffen gewöhnlich solche Menschen, die durch ihr Temperament, durch ihre Geistes-Stärke, oder durch eine hohe Freudigkeit des Gewissens, mehr als Andre auszuhalten vermögen; oder die durch schon vorhergegangene geringere Beschwerden allmählich daran gewöhnt worden, auch Schweres zu tragen.

Bei den gefährlichsten Zuständen der Krankheit empfindet der Mensch oft am wenigsten Schmerz; und bei manchen der herz-erschütterndsten Erscheinungen mancher Krankheiten, bei vielen Convulsionen z. B., wissen die Leidenden

nichts von sich; ja sie haben, wie man es schon von so Vielen nachher gehört hat, während dem sogar gewöhnlich angenehme Phantasieen. Auch die peinlichsten Schmerzen dauern nie ohne gewisse Unterbrechungen fort, und solche freie Augenblicke gewähren dem Kranken oft ein froheres Gefühl, als dem Gesunden sein ganzes Körperwohl. Es bleibt dem schwersten Kranken auch doch ein und der andre Genuß noch übrig; und ein erquickender Trunk, eine Stunde Schlaf thun dann wohler, als in gesunden Tagen eine ganze Fülle von Genüssen. Auch weicht die Hoffnung, die dem Menschen immer so freundlich zur Seite bleibt, am wenigsten von seinem Krankenlager; und selbst der lebhafteste Wunsch nach dem Tode ist im Grunde ja nichts, als auch eine süße Hoffnung; nur anders gestaltet.

Welchen mannichfaltigen Nutzen endlich gewahren Krankheiten! Selbst für das frohere, vollere körperliche Lebens-Gefühl, welches bekanntlich durch schwere Krankheiten gleichsam verjüngt und wunderbar erhöht wird. Eben so für das geistige und sittliche Selbstgefühl. Auch der zerstreuteste Mensch — in einer Krankheit muß er wohl zu sich kommen; auch der leichtsinnigste wird da ernst; die schlaflosen Nächte, die langen Tagesstunden, sie führen so Manches vor der Seele vorüber, was man vorher übersah, oder

doch nicht genug achtete.' So Vieles erscheinet da in einem andern Lichte, als in gesunden Tagen. Das Vergnügen, das Geld, die Ehre, in einem weniger günstigen; wir sehn: sie können nicht helfen, nicht erleichtern; andre Dinge aber, die man vielleicht bis dahin nicht genug nach Verdienst geschätzt hat, in einem vortheilhaftern; — ich meine: die häuslichen Verhältnisse, der stille Werth der Anstigen, ihre Anhänglichkeit und Treue, das Glück, Fremde zu haben u. s. w. So kann es denn nicht fehlen, daß man nicht, von einem oder dem andern Fehler wenigstens, zurückgebracht würde; in einer oder der andern Hinsicht doch, sich zu bessern sich vornähme, und es dann auch wirklich ausführte; daß man insbesondere zu größerer Ordnung und Pünctlichkeit in seinen Geschäften, zu liebevoller, gerechter Behandlung der Menschen um sich her, zur dankbaren Anerkennung der göttlichen Wohlthaten erweckt werde. Kurz, wo nur irgend noch sittlicher Sinn vorhanden ist, kann es nicht fehlen, daß der Mensch nach einer schweren Krankheit nicht, eben so moralisch wie physisch, gleichsam neugeboren sich fühlen sollte.

Mit diesem Allen jedoch, Aufmerksamste Zuhörerinnen! ersetzt ein gütiger Gott nur, wissen er, bei der Unvollkommenheit alles Erschaffenen,

seinen Menschen mußte ermangeln lassen; vergütet ein weiser und heiliger Gott, was wir gesündigt haben, — in so weit sich irgend etwas was je Gesündigtes gut machen läßt. Aber was entschädiget, frage ich nun, die Deinigen für die Pein und Angst, die aus deinen Körperleiden sie mit trafen? was vergütet der Welt die Verabsäumung, die schlechtere Betreibung deiner Geschäfte, in so fern diese ganz liegen bleiben, oder von Fremden, zu den andern mit hinzu, übernommen werden müssen? was sichert dich, daß nicht die unlängbaren Gefahren des Krankseyns für deine Sittlichkeit die dießfalligen möglichen Vortheile, gerade nun bei dir, überwiegen; ich meine: die Unbilligkeit gegen Arzt und Pfleger und gegen jede, auch die sonst geliebteste, nähere Umgebung; die oft so ungerechte, als immer unnütze, kleinliche Selbstquaal; die nicht selten nachbleibende düsterere Ansicht der Menschen und Dinge?

Darum soll sich der Mensch Krankheiten nicht durch eigne Schuld zuziehen. So wahr es ist, daß jeder Körper seine Anlage, jede Lebensweise ihren Einfluß, jedes Alter sein entschiedenes Hinstreben hat zu gewissen Krankheiten: so wahr ist ebenfalls das: Jeder Mensch begeht auch seine Sünden, die dreifach mehr, als all dieß Dreies, hinwirken auf die allmähliche Zer-

störung seiner innern Lebens- und Leibes-Kraft. Oft sündigt, wie schon erinnert, die eigentliche Leidenschaft; öfterer der Leichtsin, die Uebereilung und die völlige Gedankenlosigkeit; nicht selten auch — und diese, wie alles Verkehrte, immer am schädlichsten — eine vermeinte besondere Weisheit, und gar zu scharfe Aufmerksamkeit auf sich selbst.

Gegen Krankheiten, die sich leicht mittheilen, sichre man sich durch Schutz- und Vorbeugungs-Mittel; welche Ihnen, für jede Epidemie oder für die einzelne Gefahr Ihrer Person nun eben, der Arzt nennen wird. Man sei vorsichtig; nicht bloß mit Vermeidung unnützer Gefahr; sondern selbst auch in Erfüllung der heiligsten Pflichten, die wahrlich durch Vorsicht niemals beeinträchtigt werden kann. Und bei Allem dem fürchte man sich nie vor Ansteckung. Dieß ist das einfache, und doch in so zahllosen Beispielen bewährte, Geheimniß, wie Ärzte, Prediger und eigentliche Kranken-Wärterinnen, bei ihrer Angewöhnung an dergleichen Gefahren, mitten durch dieselben, in der Regel unverfehrt hindurch gehen. Oder in gewissen Fällen ziehe man sich die Krankheit selbst zu, um sie zu erleichtern. Sie errathen, daß ich hier auf das furchtbare Pocken-Uebel hindeute. Wie vorsichtig auch immer der Moralist seyn

muß: nicht sittlich mit- oder gar ab-zusprechen über etwas, was wissenschaftlich noch unentschieden ist; so unlängbar es ist, daß manche neuerdings eingetretene Erscheinungen wirklich Viele in ihrem gar zu unbedingten Glauben an die Kraft der Schutzblattern irre gemacht haben: so bleibt doch bei der ganzen Sache so viel immer unbestreitbar, daß der Gewinn an dem Vorbeugungs-Mittel die Nachteile und Gefahren, und selbst, auch die verfehlten Hoffnungen, weit überwiegt; und daß demnach allerdings Moral und Religion es für Pflicht erklären können: man solle, sich und die Seinigen durch die Impfung zu sichern, wenigstens versuchen.

Trifft uns nun aber, unabgewandt oder unabwendbar, irgend ein Körper-Uebel, so wollen wir's tragen ohne Toben und Jammern. Was kann bei diesem die Absicht seyn? Ohne Zweifel doch: Mitleid zu verdienen? Aber beobachten Sie sich. Der erste Eindruck, wenn Sie einen Leidenden ohr- und herz-zerrend sich äußern hören, ist allerdings Mitleid, tiefes einschneidendes Mitleid. Aber eben deshalb: um so schlimmer. Der zweite nur allzusehnell folgende Eindruck ist eine Art Unwille, unwillkürlicher Unwille. Gewaltfam bestürmt und ergriffen, vertheidigt sich gleichsam unser inneres Ge-

fühl eben so gewaltfam; und sei's denn auch nur der eigne Schmerz, nicht helfen zu können, was dem tobenden fremden sich entgegen stellt: immer doch ist damit der Zweck, das Mitleid für sich zu gewinnen, verfehlt.

Aber — wendet man mir ein — wie läßt sich wohl von einem Zwecke, von eigentlich gehabter Absicht sprechen? Womit ein solcher Leidender zurückstößt, ist das unwillkürliche Bedürfnis: seinem Schmerze Luft zu machen, und dadurch ihn zu erleichtern. Ach! dieser Mißgriff ist noch ärger, als der erste. Je lauter und leidenschaftlicher man sich ausläßt, desto mehr wird das Blut erhitzt, desto schärfer reizt man die Nerven auf; und so wird Del in das Feuer des Schmerzes gegossen, und er brennt um so tiefer und länger. Hältst du aber dem Schmerze still, giebst du dich an ihn gleichsam ganz hin, nicht sowohl ohne alles Widerstreben, als mit der vollsten Kraft und dem freiesten Willen: so nimmt er allerdings anfangs dich um so gänzlicher ein; aber eben dadurch stumpfst du seine Stacheln ab, und deine Kraft vermag mehr zu tragen, weil es eine gesammelte und angestrenzte Kraft ist, und die sich einzig eben auf diesen Gegenstand gerichtet hat, um ihm gewachsen seyn zu können.

„Dulbe schweigend!“ spricht der Sittenlehrer

um so lieber zum Weibe; weil die Geneigtheit dazu ohnehin schon in der edlern weiblichen Natur liegt; weil gerade in dieser Art des Duldens dieß Geschlecht so viele wahrhaft erhabene Heldinnen zählt. Das Wort der großen Römerin Arria, wie sie den Dolch sich aus der selbst durchbohrten Brust zog: „Es schmerzet nicht!“ spricht täglich noch, leiser, aber wahrlich auch kraftvoll, auch edel, bei so vielen des Geschlechts, in unterdrückten peinlichen Körper-Gefühlen wie im Verhehlen der Seelen-Bunden, sich aus.

Nur Eine Bitte möchte ich hier an Manche hinzufügen. „Schweigen Sie nicht zu verschlossen!“ Es giebt nämlich Dulderinnen, die in der Ausübung jener Gewalt über sich selbst so weit gehen, daß sie nicht bloß nicht klagen, sondern auch nicht einmal es sagen, wenn sie körperlich leiden. Da nun aber, selbst auch bei stärkeren Seelen, die irdische Natur in so weit wenigstens ihr Recht geltend macht, daß sie dann nicht in ihrer sonst gewohnten Art zu seyn sich zeigen können, sondern still, stumm, in sich gekehrt (in sich versunken, möcht' ich's nennen) sind: so erhält das leicht den Anschein einer Verstimmung oder eines geheimen Kummers, bei dem ihre nächsten Umgebungen dann um so mehr leiden, weil sie eigner Seits moralische

Schuld suchen, die sie zu vergrößern fürchten, wenn sie zudringlich fragen.

Wie vorhin „Dulden und Schweigen“, muß nun, im Fortgange unserer Erwägungen, die Sittlichkeits-Lehre zurufen: „Dulden und Nicht-dulden!“ Man suche gegen körperliche Beschwerden nicht zu früh Hilfe! und man suche sie nicht zu spät! Ein Arzt meiner Bekanntschaft pflegte zu sagen: „Der Arznei-Gebrauch gleicht dem Durchzuge einer Vertheidigungs-Armee durch ein Land. Er schützt — aber schadet darum doch.“ Wie das Auge, durch seinen eigenthümlichen Bau, von selbst schon sich bestrebt, fremdartiger Gegenstände sich wieder zu entledigen, und das Beste, was man dabei thun kann, im Nichts-dabei-thun besteht, so hilft auch überhaupt bei einer Menge kleiner Beschwerden, wie man das ganz richtig ausdrückt, die Natur sich selbst schon. Und der Mensch seiner Seite hat dabei nichts weiter zu thun, als den Winken, welche die Natur ihm giebt, z. B. in Hinsicht auf Weniger-essen, auf Dieß- und Daß-trinken, auf herzustellende Ausdünstung, auf Bewegung, Ruhe oder eigentlichen Schlaf, klüglich zu folgen. Sofort zur Hilfe von außen her, zur gewaltsamen Hilfe der eigentlichen Arznei, seine Zuflucht nehmen, verwohnt den Körper nicht bloß, sich nun immer müßig darauf zu verlassen,

sondern schwächt auch seine Kraft, daß er nachher wirklich sich selbst nicht mehr helfen kann.

Missbrauchen Sie aber diese Wahrheit nicht zur Beschönigung einer Schwäche, die bei so Vielen Ihres Geschlechts sich findet. Ich meine die Abneigung gegen das Arznei-nehmen und gegen sonstige Vorkehrungen wider körperliche Beschwerden. Aus diesem Grunde keine Hilfe suchen wollen oder dieß doch, so lange man es irgend kann, verschieben, erschwert natürlich nachher dieselbe, und bringt dadurch in wochen- und monden-lange Correspondenz mit der Apotheke, wo man mit Tagen hätte abkommen können.

„Wo soll man Hilfe suchen?“ Es macht der Bildung in unsern Gegenden Ehre, daß Sie einstimmig antworten werden: „Wo anders als beim Arzte?“ In der That findet der Unfug, wie er in so vielen Gegenden Deutschlands mit dem Gebrauche von Quacksalbern und dem Glauben an Zeitungs-Arzneien getrieben wird, bei uns nur in seltenen Ausnahmen statt. Aber doch muß ich in anderer Hinsicht Viele von Ihnen auf jenes Ihr eignes Wort zurück verweisen. An die Stelle des Arztes setzt man so gern Haus-Curen; und auf dem Lande, wo bei uns die Aerzte so selten sind, und nur so schwer, so spät erst zu haben, muß man ja wohl oft da-

zu, vorläufig wenigstens, seine Zuflucht nehmen. Ihre Vorliebe für dieselbe scheint noch einen besondern Grund, in einer so rühmlichen als allgemeinen Eigenthümlichkeit Ihres Geschlechts, zu haben; in einem gewissen Haus- und Wirthschaftlichkeits-Sinne, der theils schon überhaupt, was am nächsten liegt, theils insbesondere was am wenigsten kostet, vorzieht. Und wenn man erwägt, wie nicht selten die eingewurzeltesten Uebel, nach fruchtlosen Bemühungen mehrerer Aerzte, zulezt einem einfachen Hausmittel weichen; wenn man sieht, wie in unsern Tagen gerade die geistvollsten und kräftigsten Aerzte selbst nicht bloß Duldsamkeit, sondern man möchte sagen: eine gewisse Neigung, gegen Hausmittel zeigen, so läßt sich jene Ihre eigne Vorliebe dafür wohl mehr denn entschuldigen. Unterdessen ist doch auch dabei nicht zu übersehen, daß, auch zur rechten Anwendung der bloßen Hausmittel schon, ein gewisser ärztlicher Blick und Sinn gehört, den nun freilich die gute Hausmutter sich allmählich wirklich erwirbt, den man aber sicherer doch bei dem eigentlichen Arzte sucht, sobald man einen solchen haben kann. Wenigstens sollte man schlechterdings kein einziges Hausmittel brauchen, ohne vorher das Urtheil eines verständigen Arztes im Allgemeinen darüber vernommen zu haben; und sollte in ein-

zelnen Fällen, wo dieß irgend geschehen kann, auch über dessen Anwendung ihn erst befragen.

Daß jedoch der Kranke, wo dieß irgend möglich ist, einen Arzt hat, ist noch nicht genug; der Arzt muß auch den Kranken wirklich haben; d. h., er muß von ihm Vertrauen und Gehorsam erhalten. Vertrauen läßt sich freilich nicht erzwingen; und da dasselbe unleugbar von großer Wirksamkeit ist, so wird der mittelmäßige Arzt selbst, sobald er es besitzt, mehr ausdrücken, als der ungleich bessere beim Gegentheil. Unterdessen sollte denn nicht der Kranke das persönliche Vertrauen zu einem Arzte, der eines solchen im Allgemeinen nicht als unwürdig erscheint, sollte er es sich nicht, in manchem einzelnen Falle, abgewinnen können, sobald er wollte? Weniger durch Erwägung der Gründe dafür von Seiten des Arztes; als durch Prüfung der Einwendungen dagegen von unsrer Seite. In den meisten Fällen nämlich wird man finden: Es handelt bloß persönliche Verstimmung gegen den Mann; d. h. also: eine Ungerechtigkeit.

Das Vertrauen, welches man zu seinem Arzte hat, zeige man ihm nun auch in der That. Man sage ihm Alles, was ihm zu wissen nöthig ist, man sage es ihm auch selbst ungefragt; so natürlich und achtungswürdig beim weiblichen Geschlechte dessen Verlegenheit ist, Manches zur

Sprache zu bringen. Gerade dieß ist nicht selten das Wichtigste, ohne dessen Kenntniß der Arzt im Dunkeln bleibt, und also irre gehen und irre leiten muß! Und oft ist es nicht einmal eine zarte Schen, sondern eine Schuld, was sich zu verhehlen strebt; wo Sie also doppelt sündigen, wenn Sie schweigen oder gar läugnen.

Man folge dem Arzte! Schwer wird dieß Manchen, vielleicht den Meisten, schon in Hinsicht auf die Arznei. Bald will man diese und jene nicht, oder, wie man es artiger ausdrückt: man kann sie nicht nehmen; bald braucht man sie nicht ordentlich; bald wird so vieles Mißdernde, Verfüßende hinzugethan, daß sie aufhört, Arznei zu seyn. Noch schwerer erscheint der doch so nöthige Gehorsam gegen den Arzt in Hinsicht auf die Diät; indem man entweder seine, an sich schon vielleicht schädliche, Lebensweise der gesunden Tage, unabgeändert, durchaus beibehalten will auch in Krankheiten; oder indem man selbst ungewöhnlichere Gelüste sich bekommen läßt und befriedigen will. Gleichwohl leuchtet es ein, daß es für jede Arznei durchaus nur irgend Eine Form geben kann, in welcher allein sie, an sich oder im gegenwärtigen Falle, ihre vollste Wirksamkeit haben kann. Nöthigen Sie also, mit Ihrer erklärten Neigung gegen jene bestimmte Form, den Arzt, dieselbe in eine an-

dere zu verwandeln, so heißt dieß nichts anders, als: Sie nöthigen ihn, daß er selbst das Ihnen zugebacht gewesene beste Heilmittel schwächt. Und eben so einleuchtend erscheint auch dieß, daß die Diät oft noch wichtiger ist, als die Arznei; daß jene mit Einer Mahlzeit, in Einem Trunke, mehr wieder zerstören kann, als diese in Wochen mühsam ausgebeßert hat, in Monaten vielleicht ganz wieder gut machen kann. Diese beiden Gegenstände ganz insbesondere hatte ich im Auge, als ich, beim Anfange unserer Erwägungen über Gesundheit und Krankheit, erinnerte, daß das weibliche Geschlecht dießfalls nicht selten so gar, gar schwach und sinnlich erscheine.

Nach dieser Zurückweisung bedarf es für das feiner fühlende Gemüthe wohl keiner weitem Ermahnungen. Den Wunsch nur nehme ich Ihnen von der Lippe: „Wächte das Licht, das wahre, volle, in welchem wir jetzt diese beiden Wahrheiten gesehen haben, gerade dann auch, wenn wir seiner am nöthigsten bedürfen, so klar uns einleuchten, wie jetzt.“

Und endlich entziehe man sich nicht zu früh der Obhut und Leitung des Arztes. Von vielen andern Krankheiten auch bleiben Schwächen oft noch auf Jahre nach, vielleicht fürs ganze Leben; wenn man, leichtsinnig und übermüthig, den Gesunden machte, ehe man es war. Aber hier

insbesondere ein hoch=ernstes Wort an Euch, Mütter. Wollt Ihr der Tochter, die während des Brautstandes von einer schweren Krankheit befallen wurde, nicht trauriges Siechthum für ihre ganze Folgezeit bereiten, nicht insbesondere die sittlich=körperliche Kraft des Lebens, das Nerven=System, ihr unwiederherstellbar zerrütten: so laßt sie nicht so bald darauf in den Ehestand treten. Und wäre Euer Hausarzt selbst, ich will nicht hoffen: gewissenlos, aber ich sage: schwach, feig, menschen=gefällig genug, unter solchen und solchen (thdrichten) Bedingungen und Voraussetzungen, es zu erlauben: seid Ihr sorgsamer, seid Ihr an seiner Stelle verständig! Ein gleich ernstes Wort — (ein „erschütterndes“ wünschte ich sprechen zu können, weil dieser Fall noch weit öfter vorkommt) an euch, Junge Frauen. Wenn Gott mit des Weibes schönstem Glück und höchster Würde euch begnadigte, daß ihr Mütter würdet, wenn er die zweite Wohlthat noch hinzuthat und eure Körperkraft frisch und fröhlich euch erhielt in dem großen Kampfe des Lebens und Todes: o so sündigt doch nun nicht dafür zehnfach gegen ihn in Undankbarkeit, daß Ihr, aus übermüthigem Frohgeföhle Eurer so schnell wiederhergestellten Gesundheit, zu Selbstmörderinnen werdet; zu Selbstmörderinnen am eigentlichen Leben vielleicht; oder doch an des

Lebens Kraft; an dem vollen, fröhlichen Besitze Eures Neugeborenen; an Eurem künftigen Eheglücke. Es giebt keine Stadt von nur einigem Umfange, in welcher nicht jährlich der Wöchnerinnen mehrere sterben — (hinweg, falsche Schonung! die strenge Wahrheit spricht: „sich selbst morden“) — dadurch, daß sie zu früh sich benehmen, als wären sie nicht vor kurzem Wöchnerinnen geworden.

Sorgen Sie aber, Meine Geehrten, daß von Krankheiten, besonders von öfteren, nicht auch in höheren Hinsichten Uebel nachbleiben. Nur allzuleicht erzeugen sich, oder nähren sich doch, in körperlichen Leiden auch Krankheiten und Schwächen der Seele; Reizbarkeit und Empfindlichkeit bei den Zarter=fühlenden; Verdrießlichkeit und Unmuth bei den Kräftigeren; Ungeduld und Gencigkeit, Alles von der düstern Seite anzusehen, bei Diesen wie bei Jenen; Unbilligkeit und Eigensinn gegen die nächsten Umgebungen, womit man gegen seine Geliebtesten selbst und bei deren treuesten, zärtlichsten Aufmerksamkeit, sich versündigt, in wahrlich nicht verdientem Undanke.

Die allerschlimmste Folge von Krankheiten aber (obwohl nicht selten allerdings auch, daß ich so sagen mag, eine bloße Auflösung derselben und Vertheilung in Jahre, statt auf die

Wochen) das Schlimmste, in sittlicher wie in körperlicher Beziehung, ach! und was leider doch, gerade bei Ihrem Geschlechte, und insbesondere in der spätern Lebens-Hälfte, nur allzugewöhnlich statt findet, ist Kränklichkeit. Diese täglichen Beschwerden an einzelnen Theilen oder dieß vorherrschende Mißgefühl in dem Ganzen des Körpers, diese Unlust bei den Geschäften, dieser Anmuth bei den Ereignissen, diese Verstimmung gegen die Umgebungen des Tages — welche eine Summe von peinlichen Gefühlen enthalten sie, welche eine veranlassen sie rings umher! Wie empfindlich leiden darunter am meisten gewöhnlich, die am wenigsten sich dagegen schützen können, die Dienenden; — die am unschuldigsten dabei sind und so leicht dadurch verbildet werden, die Kinder; — die ohnehin schon, an den eigenen Sorgen und Lasten, schwer genug zu tragen haben: der Gatte, die nächsten Verwandtinnen und Freundinnen! Und alle Stacheln dieser Schmerzen, die man Andern macht, kehren für die edleren Gemüther sich zugleich nach dem eignen Innern. Man weiß es, daß man weh thut, man will es nicht, aber man vermag nicht, glaubt wenigstens es nicht zu vermögen, daß man sich bezwinge. Und so wechselt Sünde und Reue in dem rastlos bewegten Gemüthe, und dieses wird durch

seine je länger je mehr erbhöhte Reizbarkeit, immer empfänglicher zugleich für die Schuld und für ihren Schmerz; und das sinnliche Lebens-Gefühl erstickt in öder Freudenlosigkeit; das sittliche vergiftet sich zur peinlichsten Selbstquälerei; und die edelsten Naturen gehen unter, als müßten sie selbst, als müßte die Welt um sie her Gott danken, daß sie nur nicht mehr sind.

Ach wohl ist Kränklichkeit gar oft eigene Schuld; wo nicht eigentlicher gräßlicher Versündigungen, so doch des Leichtsinns und der Gedankenlosigkeit. Und darum, wenn Euch jene Schilderung ergriffen hat, Jungfrauen, fröhliche junge Gattinnen und Mütter, so erschreckt vor der Möglichkeit, daß ich damit bloß Euer eigenes Bild gemalt hätte, wie es, nach wenigen Jahren vielleicht schon, erscheinen wird; und hört die Mutter, den Arzt, den Gatten, die ältern Freunde, wenn sie Euch warnen; Dich vor dem Uebermaße im Tanzen; Dich vor der zu leichten Bekleidung; Dich vor der fehlerhaften Angewohnung in der Diät. Und wo Du, Liebe, am empfindlichsten wirst, wenn der Punct gerade berührt wird, da (glaube mir!) steht es gerade mit Dir am bedenklichsten; und Du wirst damit Dir nicht erst Schaden thun, Du hast Dir ihn schon gethan.

Aber wer könnte lieblos genug, oder rich-

tiger: widersinnig genug seyn, zu behaupten: „Immer sei Kränklichkeit eigne Schuld?“ Gerade beim weiblichen Geschlechte ist sie nicht selten ein bloßes Unglück; zuweilen ein furchtbares Elend durch eine fremde (ach nicht eines Fremden) Schuld; und sehr oft, sehr oft ein Opfer, der Pflicht gebracht; der Pflicht einer guten, Kranke=pflegenden Tochter, einer rastlos=forghamen und thätigen Hausfrau, einer ängstlich=gewissenhaften in zärtlichster Liebe sich hingebenden Mutter. Und wo denn auch Schuld, die Schuld von Schwäche wenigstens, Antheil hat: wer könnte so grausam seyn, dem Leidenden das selbst zu verlagern, was nicht einmal die Ueberlegung, was schon der bloße Naturtrieb ihm giebt — Mitleiden? Ach darum sollten wir menschlicher, gerechter sollten wir seyn, gerade gegen die, an welchen weit mehr noch gesündigt wird, als an den eigentlichen Kranken, — gegen die Kränklichen. Eben weil für diese in der Regel nicht das Auge und Ohr schon fürbittet, ihr Schmerz nicht gewaltsam den unsrigen aufregt, wie bei den eigentlichen schwer=Kranken; eben weil das zu ihrem Unglücke mit gehört, daß sie unlustig sind und unlustig machen; ja! eben weil sie zuweilen wahrhaft unerträglich sind, nicht uns bloß, sondern sich selbst wahrlich eben so sehr: — eben darum wollen wir gegen

Kränkliche billiger, schonender, wir wollen, um der allgemeinen menschlichen Gebrechlichkeit willen, barmherzig gegen sie seyn!

Vielleicht eben so schwer, als die Erfüllung aller Liebes=Pflichten gegen Kränkliche, ist die pflichtmäßige Behandlung der eigentlichen Kranken, so lange, als diese noch nicht ganz das sind, oder wenn sie es nicht mehr ganz sind. In beiden Fällen nämlich spricht ihr Zustand nicht so laut und gewaltsam unser Menschen=Gefühl an, wie in dem Falle der gänzlichen Bettlägerigkeit und sichtbar schweren Leidens; sondern das Nachdenken muß ihnen zu Hilfe kommen, und das Nachdenken setzt leider bei so vielen Menschen sich nicht gern in Bewegung. In beiden Fällen thun oder unterlassen diejenigen Personen, welche Gegenstand unsers Mitleids seyn sollten, so Manches, wodurch sie vielmehr Gegenstand eines gewissen Unwillens werden. Und, was vielleicht am öftersten statt findet, unser persönlicher Vortheil, die gewohnte häusliche Ordnung und Bequemlichkeit, verblendet uns über ihren wahren Zustand und unsere eigentliche Pflicht.

Ihr eignes Gewissen, Meine Theuren, hat Ihnen vielleicht schon gesagt, worauf ich hier zunächst ziele. Es gilt den Dienstboten; die man nicht selten, auch ohne sonst hartherzig zu

seyn, bei ihren körperlichen Leiden länger und schwerer thätig seyn läßt, oder nach ihrer Genesung zu früh wieder anstrengt, weil man ihrer Dienste nicht entbehren zu können glaubt. Ein Arzt, mit dem ich einst über die Straße ging, gerieth beim Anblick einer Equipage in den heftigsten Zorn, der mir ganz unbegreiflich war, bis ich erfuhr: von den zwei Lakaien, die hinten aufstanden, habe der eine wenige Tage vorher noch Blut ausgeworfen; und nun werde derselbe, ungeachtet des ärztlichen Verbotes, schon wieder zum Spielzeuge einer thörichten Eitelkeit verbraucht. Da jene Herrschaft wirklich unter die vorzüglich menschenfreundlichen gehörte, so führe ich gerade dieses Beispiel an, um weiterer Erörterungen überhoben zu seyn.

Was über die Pflichten gegen uns selbst bei Krankheiten erinnert worden ist, leidet seine Anwendung auch auf unsere Mitmenschen. Nur Einiges füge ich noch hinzu. Zuvörderst: daß man auf seiner Hut seyn müsse, die Körperkrankheit nicht von dem Gemüth aus zu verschlimmern. Gatten, Geschwister und Freunde pflegen dießfalls wohl schonend und vorsichtig gegen einander zu seyn. Aber auch hier erlaubt und verzeiht man sich gegen die von uns Abhängigen, und insbesondere gegen die eigentlich Dienenden, mehr, als man sollte. Denn auch

die wirkliche Pflicht hat wieder ihre Pflichten. Amts- und Berufs-Ernst, häusliche Ordnung, die sittliche Strenge bei der Erziehung selbst, dürfen nicht bloß, sie müssen Hinsichten nehmen, wenn sie es jetzt eben mit Kranken zu thun haben. Was allerdings gerügt werden muß: muß es denn darum durchaus gerade jetzt gerügt werden, wo es tiefer schmerzen wird, als es doch eigentlich sollte, körperlich mehr schaden als sittlich nützen? Was geschehen muß, und nicht verschoben werden kann, läßt es sich nicht freundlicher, erträglicher gestalten? vorsichtiger einleiten, wohlwollender sogleich wieder vergüten?

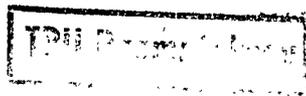
Über freilich kann auch gerade das Mitgefühl mit des Leidenden Schmerz und Schwäche selbst, zu Dingen verleiten, die ganz eigentliche Grausamkeiten gegen die Kranken sind. Mit einem Glase recht frischen, kalten Wassers, womit du den Kranken auf sein flehentliches Bitten erquickern willst, kannst du unter Umständen ihn geradezu morden; mit der unzeitigen Nachsicht beim Nicht-Gebrauche der verordneten Arznei, bei Uebertretung der vorgeschriebenen Diät verzbgerst du mindestens seine Genesung. Um wenigsten darf der ungeduldige Wunsch, dem Kranken recht bald geholfen zu sehen, dazu verleiten; daß man andere Mittel, als der Arzt vorschreibt,

noch zwischen ein braucht, und ohne des Arztes Vorwissen. Mir ist ein Fall bekannt, wo eine achtungswürdige Familie ihrer einzigen Stütze und Hoffnung beraubt wurde, wo eine zärtliche, edle Mutter ihren ihr unaussprechlich theuern Sohn selbst ums Leben brachte; dadurch, daß sie, in einer schweren Krankheit desselben, neben dem, was der Arzt verordnet hatte, heimlich noch ein vormals beliebtes sehr gewaltsam wirkendes Hausmittel ihm eingab; dessen dem Arzte unbegreifliche Wirkungen diesen, so einsichtsvoll aufmerksam und glücklich er sonst war, natürlich irre leiten mußten über den eigentlichen Gang der Krankheit, und so die Rettung, welche schon begonnen hatte, unmöglich machten.

Und endlich nun ein so wahres und heilig = ernstes als freundliches herzliches Wort über Euch, Schwestern. Wenn irgend wo Euer Geschlecht überhaupt, von einem höhern Lichte überglänzt erscheint, so ist es an den Krankenlagern. Es liegt in dem, was die Natur Euch Allen zur Ausstattung mitgab, und liegt in dem, was Eure sonstigen Geschäfte auch, unwillkürlich gleichsam, Euch mittheilen, daß auch ein ganz gewöhnliches, daß das sittlich = niedere Weib sogar, dort mehr leistet, als der einsichtsvollste, aufmerksamste, edelste Mann vermag.

Wo nun aber ein höherer Sinn, wo Liebe und Treue, wo auch nur unverdorbenes Menschen = Gefühl wirksam sich zeigen: wer zählt sie da alle, die Dienste und Mähen, die Hilfsleistungen, Erquickungen und Linderungen, wer zählt die zu dem Allen nöthigen Opfer durchsorgter Tage, durchwachter Nächte, und monden-langer Anstrengungen, die Opfer entbehrter Genüsse und Bedürfnisse, erduldeter Widerlichkeiten, verschmerzter Kränkungen — ach! wer zählt auch nur die Opfer der dabei aufgezehrten eigenen Lebenskraft und Lebensdauer, welche Euer Geschlecht an Krankenbetten dem Ewigen und seiner leidenden Menschheit darbringt? und darbringt mit einer Anspruchslosigkeit, einer Willigkeit, einer Freundigkeit, als ob es keine Opfer wären, sondern Genüsse!

Und wer vermag auch das zu überschauen, wie Vieles, an den Edelsten von Euch sowohl, als selbst an den Unwürdigsten des Geschlechts, wie Vieles gerade die Kranken = Pflege in sittlicher Hinsicht entwickelt, verhütet, stärkt und veredelt? Warlich, wenn so Manche Eures Geschlechts schon von der Erde als ein Engel schied: vor Allem ihre Kranken = Stuben waren es, die sie dazu, im Staube schon, geläutert hatten! Und was der Heiland am Tage des Gerichts von den einzelnen Werken der Liebe aufzählen will, in seinem:



Ich bin hungerig gewesen; ihr habt mich gespeiset; Ihr habt mich getränkt, bekleidet, getrdstet, erfreut: es faßt für Euch sich das Alles zusammen in den Inbegriff des Schwersten wie des Wohlthätigsten, in die Kranken-Pflege!

„Um Kinder-Krankheiten ist es etwas sehr Gefährliches!“ sagen die Mütter und die Aerzte. Ja! und die Moralisten sagen das auch. Kaum kann die Gefahr für das Leben und die künftige Gesundheit und Stärke des Körpers so groß seyn, als es die Gefahr für die Sittlichkeit der Kinder ist, die aus den Kinder-Krankheiten entsteht. Einer Seits werden die kleinen Kinder, eben so wie wir größeren, durch Krankheit und Kränklichkeit verstimmt; ihre Neigungen und Abneigungen erhalten eben so, wie die unsrigen, leicht eine verkehrte Richtung, eine verschrobene Gestalt. Andrer Seits vermag das so natürliche Mitgefühl mit ihrem Schmerz oder ihrer Schwäche es nicht so leicht über sich, das Wehmüthige, Rührende, Einschmeichelnde in ihrem Dulden und Bitten und Lieblosen erlaubt es einem nicht so leicht, ihnen nun noch mehr wehe zu thun, dadurch, daß man ihnen etwas versagt, was sie wünschen, oder ihnen etwas anmuthet, was ihnen zuwider ist. Und so wird es denn, zuvörderst selbst in der körperlichen Pflege, leicht verfehen, und die Krankheit gewinnt oft bloß

dadurch einen gefährlicheren Charakter, wohl selbst einen verderblicheren Ausgang, als sie an sich gehabt haben würde. Mannichfaltiger aber noch wird gesündigt in moralischer Hinsicht. Man sieht den Kindern zu viel nach; man giebt und gesteht ihnen zu, was man nicht sollte; der Arzt selbst vielleicht verbietet: man soll alle Veranlassungen zum Verdruß von ihnen entfernen. So will man den Körper herstellen, und verkrüppelt darüber die Seele. Als ob es nicht besser wäre, ein Kind lieber sterben zu lassen, als es am Leben zu erhalten auf Unkosten dessen, was eigentlich allein den Menschen des Lebens werth macht! Am allervorsichtigsten muß man seyn mit Kindern, die überhaupt viel kränkeln. Diese gerathen sehr leicht in den Irrthum, der Wichtigkeit ihrer Person zuzuschreiben, was eigentlich bloß dem Bedauernswürdigen ihres Zustandes gilt. Daher gerade kränzlich gewesene Kinder in der Folge so leicht launische, eigensinnige, egoistische Menschen werden; und den Aeltern, insbesondere aber den Müttern, die Mühe und Sorge um sie, die Aufopferungen für sie, nicht selten mit Undank lohnen, oder wenigstens doch mit einem anspruchsvollen Wesen, dem nie so leicht Genüge geleistet werden kann.

Ich muß hier noch hinzusehen, daß Kin-

der-Krankheiten) insbesondere die Mütter, mehr als vielleicht sonst irgend etwas, zu Ungerechtigkeiten gegen die Aerzte verleiten. Fast im buchstäblichen Sinne verargt man dem Arzte, und trägt, bei unglücklichem Ausgange, es ihm nach, daß er kein Gott ist; daß er nicht das Unmögliche möglich machen kann. Als ob nicht schon die vielen Beispiele, daß die geschicktesten Aerzte ihre eigenen, ihre geliebtesten Kinder, oft nicht vom Tode retten können, billiger machen müßten! Und nun noch überdem der wichtige Umstand, daß die Mütter und Pflegerinnen krankter und kränklicher Kinder dem Arzte oft nicht einmal folgen; daß sie ihre eigene kindische Scheu vor dem Medicin-Einnehmen auch auf das Kind übertragen; daß sie, aller Erinnerungen und Warnungen ungeachtet, halb durch Räschereien und notorisch schädliche Speisen, zuweilen auch durch zu karge Nahrung, gewöhnlich aber durch Ueberfüllen, die Kinder — recht, als ob es planmäßig geschähe — vergiften, oder, aus Mangel an Aufsicht, von den Diensthoten vergiften lassen! Es giebt kaum ein freundlicheres, herzlicher anerkanntes Verdienst, aber es giebt auch kaum irgend einen peinlicheren und undankbarern Beruf, als den eines Kinder-Arztes.

## Fünfundzwanzigste Vorlesung.

### Der Körper. Die Reinlichkeit.

Von Leben und Tod gehen wir, durch die Gesundheit und Krankheit, jetzt über auf die Kräfte für das Leben, oder des Menschen verschiedene körperliche, geistige und sittliche Anlagen, seine daraus entstehenden Bedürfnisse und den davon zu machenden Gebrauch.

Der Körper muß durchaus höher gestellt werden, insbesondere in einer Sittlichkeits-Lehre für das weibliche Geschlecht, als man in den gewöhnlichen, auch moralisch-seyn-wollenden, Ansichten ihn stellt. Ist er auch nicht, wie ein selbst so crass-materieller Zeitgeist unlängst predigte, die eigentliche Wurzel, aus welcher das Geistige und Moralische als Stengel und Blüthe treibt: so ist er doch der Grund und Boden, dessen die Wurzeln, Stengel und Blüthen des eigentlichen Menschen-Daseyns, des geistig-sittlichen, durchaus bedürfen, wenn sie sich entwickeln und erhalten sollen für die Erde. Es ist, in diesem

Sinne auch, so wahr: Was Gott zusammenfüget, soll der Mensch nicht scheiden. Wir müssen nicht weiser, nicht heiliger seyn wollen, als Gott; der nun einmahl unser Geistiges und Sittliches mit dem Körperlichen so eng verbunden hat, daß es unmöglich ist, jenem sein volles Recht wiederfahren zu lassen; wenn wir dieses vernachlässigen. Fürchten jedoch die edleren Gemüther deshalb nicht, daß dieser Leib der Sünde und des Todes zu hoch gestellt werden möchte. Indem wir ihn immer als Werkzeug der Seele betrachten, ihm Werth zugestehen, nur in so fern er für die Seele und durch die Seele Werth hat, so bleibt das Irdische und Thierische dem höhern Heiligen und Ewigen immer so tief untergeordnet, als es sich gebührt.

„Warum aber soll der Körper, in der Frauenzimmer-Moral insbesondere, eine bedeutendere Stelle einnehmen?“ Darum: weil erstens das Körperliche des Menschen überhaupt — das doch nun einmal so unentbehrliche und sich oft nur zu wichtig machende Körperliche — weil die Gesundheit und Stärke des Kindes, zunächst und ganz vorzüglich, abhängt von der Mutter, der Amme und der Wärterin. Darum ferner: weil die weiblichen Pflichten der Haushaltung, der Kinder-Erziehung, der Kranken-Pflege nicht erfüllt werden können, ohne eine

gewisse körperliche Festigkeit und Fertigkeit. Insbesondere aber darum: weil es die Bestimmung des weiblichen Geschlechtes — ihre eben so wichtige als meistens unerkannte Bestimmung — ist: durch die Sinnlichkeit selbst die Erhebung zum Uebersinnlichen, zum Geistigen und Sittlichen, zu befördern; und weil also das Körperliche nicht abstoßend seyn darf, wenn das Geistige anziehend wirken soll. Was an einem schönen Auge, einem interessanten Gesichte, einer bezaubernden Gestalt und Haltung gefällt — ist ja nicht der Knochenbau, die Blut- und Lymphmischung, sondern es ist der Ausdruck von Seele, der darin liegt, der Eindruck, den es auf die Seele macht. Das Kleid, das Putzgeräth kleidet gut, nicht durch dieß Band, diese Farbe so wohl, als durch den guten Geschmack, der hier das Schöne überhaupt, dort das gerade für diesen Gegenstand Passende zu wählen wußte. Durch moralischen Unwillen, wie durch physischen Ekel, stößt der Anblick eines schmutzigen, eines trunkenen, eines wüthend-zornigen Weibes zurück. Und selbst dort, wo es scheint, daß, in dem Verhältnisse der beiden Geschlechter zu einander, das Geistige und Sittliche sogar sich verliere in dem Körperlichen — gerade da beweisen es eine Menge merkwürdiger Erscheinungen, daß auch alles Niedere am Menschen hin-

strebt aufs Höhere; daß überall die Raupe sich verpuppt, nur, um als Schmetterling aufzfliegen zu können.

Dem Körper gebührt denn Ausbildung und Vervollkommnung seiner Glieder und Sinnen- Werkzeuge. — D zuvörderst nur: deren Erhaltung. Unverantwortlich wird gesündigt, und unausbleiblich und schwer straft sich die Sünde z. B. gegen das Auge. Wie viel verliert man an Tüchtigkeit für jede Art von Berufsthätigkeit und von Neben-Geschäften, wie viel selbst an Genüssen, durch schwache oder krankhafte Augen! und wie gedankenlos geht gleichwohl das weibliche Geschlecht, zumahl in den früheren Lebens-Jahren, beim Lesen und Schreiben, beim Zeichnen, Brodiren und dergleichen, mit den Augen um! Als ob nie verwüstet werden könnte, was nicht auf der Stelle verwüstet wird! Als ob sie nöthig hätten, auch noch muthwillig sich die Augen zu ruiniren, da manche ihrem Geschlechte eigenthümliche Schwächen, Beschwerden und Gefahren der Schärfe des Gesichtes ohnehin schon so leicht nachtheilig werden! „Man kann ja Gläser brauchen,“ wende niemand ein. Es möchte die zwar rauhe, aber doch um nichts minder wahre und angemessene, Antwort erfolgen: „Noch hat ja niemals ein Mensch den Fuß sich gebrochen, um auf Krücken zu gehen.“

Seyn Sie auf Ihrer Hut selbst gegen alle Kunstmittel und Präservative zur Erhaltung und Stärkung der Augen. Man ruinire diese nur nicht, durch Fehler in seiner ganzen Lebensweise; z. B. mit dem Gesicht gerade gegen das Fenster gekehrt zu arbeiten. Man komme ihrer Schwäche bloß nachhelfend zu Hilfe. Vor vielen Jahren schon konnte ich des Abends nie mehr ohne Augenschmerz lesen und schreiben; ich zündete mir zwei Lichter statt eines an; und alle Beschwerden verloren sich. Man gebe ihnen Ruhe und Erquickung, und eine Anstrengung, die sie stärket. Dieß geschieht schon durch vielen Aufenthalt im Freien überhaupt, wenn man dabei (wohl zu merken!) nicht eine große Licht- und Glanz-Fläche gerade vor sich hat; man sehe viel auf den grünen — nur gerade nicht von der Sonne beschienenen — Boden; man übe sich, Gräser und Blätter in gewissen Entfernungen zu erkennen und zu unterscheiden u. s. w.

Ein anderer Sinn, den das weibliche Geschlecht vorzüglich ausbilden oder doch nur nicht verwahrlosen sollte, ist der des Gehörs. Im häuslichen Leben, und bei der Erziehung, wie für den gesellschaftlichen Umgang, ist es zwar oft nicht eben sehr erfreulich, aber immer doch von mannichfaltigem Nutzen: ein leises Gehör zu haben. Dazu muß allerdings wohl vorzüglich

von der Seele aus gewirkt werden. Man darf nicht zerstreut seyn, wobei man nämlich gar nichts hört; man muß aufmerksam seyn, um, was zu hören ist, wirklich zu vernehmen; man muß insbesondere Kraft des Geistes genug besitzen, um mehrere Gegenstände zugleich beobachten, um dort sehen, hier hören, und da auch noch etwas denken zu können, ohne sich dadurch zu verwirren. Unstreitig aber kommt auch hier Vieles doch an auf die Erhaltung und Ausbildung der eigentlichen Gehör- Werkzeuge.

Seinen ganzen Körper soll der Mensch ausbilden und abhärten zur Ertragung von Beschwerden, zur Sicherung gegen Schwächen, zur Uebung in gewissen Fertigkeiten. So manche Schwächen entstehen und erhalten sich nur dadurch, daß man nicht früh, nicht ernstlich genug gegen sie ankämpfte. Ich will gerade nicht sagen: man kann sie sich angewöhnen; obschon es unläugbar ist, daß z. B. körperliche Bängigkeit wirklich oft bloß von außen her sich mittheilt. Aber gewiß ist's: Man kann sich davon entwöhnen; — sobald man es muß. Ohne Zweifel sind Ihnen selbst Beispiele davon bekannt, wie Personen, die nicht rückwärts fahren konnten, die dem Schwindel unterworfen waren, die sich gewöhnt hatten, bei jedem kleinen Erschrecken sogleich aufzuschreien — von dem

Allen recht gut zurückgebracht wurden, wenn sie in irgend einem zwingenden Nothfalle sich befanden, oder durch den allgemeinen Druck ihrer Verhältnisse gezwungen wurden, sich Gewalt anzuthun.

Wie viel es werth ist, auch einer rauheren Witterung sich aussetzen zu können, nicht zu ängstlich sich verwahren zu müssen gegen Kälte und Mäße, ertragen zu können auch, wogegen man sich nicht verwahren kann, wie: die Hitze, bedarf keines Beweises. Belege davon aber, (dergleichen Jeder kennt) wie weit es Manche in so etwas gebracht haben, müßte man sich öfter vorhalten, um nicht immer sogleich auf die Entschuldigung: Das läßt sich nicht zwingen, zurück — zu „sinken“ möchte ich sagen. Läßt sich doch das Schwerste erzwingen, wenn ein recht lebhaftes Interesse dafür statt findet. Wie süß, wie unentbehrlich ist dem Menschen der Schlaf! Gleichwohl finden Sie an jedem schweren Krankenlager Personen Ihres Geschlechts, die jüngsten und lebensvollsten, und bejahrte und schwächliche, sitzen und Nächte durch wachen, und zu ganzen Wochen nicht aus den Kleidern kommen — weil es hier nun eben ein sehr lebhaftes Interesse der Pflicht und des Herzens gilt.

Wie viel der Mensch vermag, so bald er es ernstlich will, sollte man ebenfalls ernstlicher sich vorhalten, auch in Hinsicht auf

den eigentlichen Körper-Schmerz. Ihr Geschlecht kann dessen weit mehr ertragen, als das unsrige, und trägt ihn weit anständiger. Um so lästiger nun aber auch — weil man das Gegentheil von Ihnen gewohnt ist, weil die Natur selbst schon Sie dazu günstiger organisirt hat, um so lästiger macht sich das Wimmern oder Toben in einzelnen Fällen; was, wie schon erinnert worden, doch nur das Uebel verschlimmert, und das Mitleid eher abstumpft, als aufregt.

Wie viel körperliche Fertigkeit, Übung und frühe Angewöhnung thut, lehrt auffallend gerade das Beispiel Ihres Geschlechts. Ein zwölfjähriges Mädchen trägt ein Kind Tage lang auf den Armen umher, und ein rüstiger Mann kann dieß kaum eine Viertelstunde lang halten, ohne zu ermüden. Vor dreißig, vierzig Jahren fühlten die Damen der gebildeteren Stände sich angegriffen, wenn sie einmal den Garten entlang gegangen waren; jetzt, seit es der Mode gefällig gewesen ist, einmal etwas recht Verständiges und Heilsames in Schutz zu nehmen, machen selbst schwächliche Damen Promenaden von Stunden, und befinden sich recht wohl dabei. Ob-

schon das weibliche Geschlecht dießfalls weniger sich zu Schulden kommen läßt, als das männliche, so ist es, um Mancher willen wenigstens, doch nicht ganz überflüssig zu bemerken, daß

insbesondre Ihr Geschlecht auf seiner Hut seyn muß gegen den Hang zu körperlicher Bequemlichkeit; weil dieser Hang zu so Manchem verleitet, in der Kleidung z. B., und in Stellungen, besonders beim Sitzen, was geradezu unschicklich ist, oder doch sehr leicht den feinen, ächt-weiblichen Anstand verlegt.

Den äußern Anstand — daß in dem ganzen Aeußern wenigstens nichts Anstößiges, nichts Unsittliches und Ungefittetes sich vordrängt — kann man von allen Menschen fordern, die nur irgend auf Bildung Anspruch machen wollen; und man wird finden, sogar in den niedrigsten Volks-Classen, die diesen Anspruch nicht machen, zeigt er sich doch, wie unwillkürlich, an einzelnen edlern Subjecten. Wie viel mehr muß man denselben voraussetzen bei denjenigen, für die es Pflicht ist, sogar Reize zu haben und anziehend zu seyn; d. h. also von allen Personen weiblichen Geschlechts ohne Ausnahme. Darum aber ist für dieses Geschlecht Manches gegen den Anstand, was es für das männliche nicht ist. Ja, man kann geradezu sagen: Alles eigentlich Männliche verstoßt am Weibe gegen den Anstand, z. B. eine laute Stimme, eine kräftige Haltung, ein rüstiger, trohiger Gang. Bemerken Sie hier wieder, wie tief das Aeußere und Körperliche eingräntzt in das Mora-

lische. Warum beleidigt uns am Weibe, was den Mann empfindet? Darum, weil das Eine bei diesem, das Andere bei jenem, zum Charakter gehört; weil, wie der Mann durch Kraft und Würde, so das Weib durch Milde und Reiz, interessiren soll.

Das ganze Aeußere des Weibes darf nichts Zurückstoßendes haben. Schon aus diesem Grunde nimmt die strengste Keulichkeit eine hohe Stelle in der Frauenzimmer-Moral ein. Aber auch außerdem! Sie ist von der äußersten Wichtigkeit für die gesammte Pflicht-Erfüllung des Geschlechtes. Daß keine ohne dieselbe eine ordentliche Hausfrau, keine eine gute Mutter und Erzieherin seyn kann, fällt in die Augen. Weniger allgemein anerkannt — weit weniger, als es für die Lebens-Ruhe so Mancher zu wünschen stände — ist der Einfluß, den jene Tugend (ja! das ist sie, nicht bloß eine löbliche Eigenschaft!) auf das eheliche Verhältniß ausübt. Gewiß in vielen Ehen hat die allmähliche Entfernung der Gemüther, die Entfremdung des Gatten von der Gattin und seine Verirrung auf immoralische Abwege, ihren ersten Grund in körperlichen Vernachlässigungen und Widerlichkeiten der Gattin gehabt. Bei einer Verbindung, wie die Ehe, die so auf das Ganze der menschlichen Natur berechnet ist, wo das Sinnliche

vom Schöpfer selbst-mit dazu bestimmt wurde, dem Geistigen und Sittlichen zu dienen, da kann das Sinnliche durchaus nicht verletzt werden, ohne den größten Nachtheil für alles übrige Höhere auch. Es hängt das Eine mit dem Andern aber auch überhaupt schon sehr genau zusammen. Man will freilich die Beobachtung gemacht haben, daß viele große Genies und Gelehrte einen auffallenden Hang zur Unsauberkeit gehabt. Und ein etwas rauher Gelehrter war noch vor kurzem so lieblos, zu behaupten: unter den mehreren Schriftstellerinnen, die er persönlich gekannt, habe keine einzige mit dem Waschen sich zu viel gethan. Aber wenn beides auch wirklich wahr seyn sollte, so wäre darauf bloß zu erwiedern: daß Schriftstellerei nicht so recht in die natürliche Bestimmung des Weibes einpasse, und daß bekanntlich überhaupt ja die Genies wie die großen Gelehrten, auch noch in so mancher andern Hinsicht, nichts weniger, als nun gerade die Muster der Menschheit, seien. Gewiß ist das, daß auf alle Fälle: Menschen von harmonischer Ausbildung, von vereinter Achtungs- und Liebenswürdigkeit des Geistes und Gemüths, auch ihr Aeußeres nie bis zum Widerlichen vernachlässigen. Ich finde diese Erinnerung nicht überflüssig, weil auch ich zuweilen bemerkt zu haben glaube, daß gerade Frauen-

Vorles. II. 23.

zimmer, welche auf eine gewisse höhere sittliche Würde, so wie auf Geistes-Bildung, Anspruch machen, sich dießfalls mehr verzeihen, als sie sollten.

Lassen Sie mich noch etwas hinzufügen. Es giebt Personen Ihres Geschlechts, deren Gesichtsbildung und sonstige Gestalt eher etwas Widriges als Gefallendes hat, und auf welchen das Auge dennoch unwillkürlich mit Vergnügen verweilt. Wenn Sie genauer acht geben, werden Sie finden, daß dergleichen Personen gewöhnlich durch die äußerste Sauberkeit, an sich und um sich her, sich auszeichnen. Gleiche Bewandniß hat es mit alten Frauen. Wo auch die letzte Spur jeder eigentlichen Schönheit geschwunden, wo die ganze Gestalt zusammen gesunken und entstellt ist, gefällt sich Aug' und Gemüth doch immer noch, im Anblicke der zum Bedürfnisse, zur Natur, gewordenen Keinheit.

In meinem ehemaligen Moral-Unterrichte für Jungfrauen habe ich es mir immer erlaubt, oder eigentlich zur Pflicht gemacht, über diesen Punct sehr ins Detail zu gehen. Dasselbe vor einer Versammlung, wie diese hier, zu thun, würde natürlich eine Unschicklichkeit seyn. Aber Einiges kann ich doch nicht übergehen. Erstlich gerade das nicht: daß ich im weiblichen Zu-

gend-Unterrichte immer viel davon gesprochen habe. „Das ist Sache der Mütter,“ hat man mir eingewandt. Ja! wenn sie es nur immer wäre! Aber sie ist es nicht; ist es nicht, auch bei mancher sonst guten Mutter. Keinheit ist, mehr als viele andere Tugenden, Sache der frühen Gewöhnung; also Werk der Erziehung. Wo sie das nicht ist, da sündigen Viele, ohne auch nur zu ahnden, daß sie es thun. Die Sache muß also durchaus, für jedes einzelne Frauenzimmer, in dem Alter der Selbstbildung von neuem zur Sprache gebracht werden. Ferner: Nicht zu verwechseln sind Keinheit und Puß. Im Gegentheile! So wie nicht selten gerade die Schönsten sich körperlich übrigens am meisten vernachlässigen, in irrigem Vertrauen eben auf ihre Schönheit, so kann man es fast als Regel annehmen: Bei dem größten Luxus und der auffallendsten Eitelkeit in Kleidung und Schmuck, wohnt gewöhnlich die Unordnung und die Widerlichkeit in Hinsicht auf den Körper selbst.

Noch weiter: Die wahre Keinheit umfaßt Alles; den Körper nicht bloß, sondern die Kleidung auch; nicht bloß, was in die Augen fällt, sondern auch, was sich dem Blicke verhüllt; und auch die Geräthschaften und häuslichen Umgebungen. So wie die Angewöhnungen. Es giebt deren, die man als lästig

für Andere gar wohl an sich kennen kann, ohne deshalb sich im Stande zu fühlen, sie abzulegen; da sie in körperlichen Mängeln und Schwächen ihren Grund haben. Absichtlich aber sagte ich: Sich im Stande zu fühlen. Denn wenn man es nur ernstlich will, so vermag man auch dießfalls viel; ungleich mehr wenigstens, als eine gewisse Bequemlichkeit oder die Nichtachtung Anderer eingestehen mag. Am weiblichen Geschlechte muß insbesondere Eine gewisse widerliche Angewohnung um so mehr mißfallen, als sie schon bei dem männlichen, dem sie, zuerst gewöhnlich aus wirklichen oder vermeinten körperlichen Bedürfnissen, nachgeahmt wird, nichts weniger als körperlich-empfehlend erscheint. Das Schlimmste dieser Widerlichkeiten und Verwöhnungen des Aeußern ist: daß dergleichen in der Regel von denen, welche sie an sich haben, am wenigsten bemerkt werden; und daß in der Regel Andere lieber darunter leiden oder hinterücks spotten, als sich zu dem Freundschaftsdienste entschließen: die, bei denen etwas dieser Art statt findet, darauf aufmerksam zu machen. Manches junge Mädchen würde sich um die Schwester und Freundin ein sehr wesentliches Verdienst erwerben, wenn sie sie ab und zu fragte, ob sie ihr Taschentuch verloren habe, oder ob sie nach China zu reisen gedenke, (wo man

die Vornehmigkeit nach der Länge der Nägel beurtheilt.) Und die Erinnerter könnte das vielleicht auf der Stelle vergelten, wenn sie von gewissen Unarten im Essen und Trinken spräche, bei denen das Ohr des Nachbarn mehr beschäftigt wird, als das Auge.

Am meisten Gefahr läuft auch sonst gewohnte Keulichkeit bei anhaltender Kränklichkeit und bei tiefem Kummer. In jenem Falle darf man, muß man zuweilen sich Manches nachsehen; und aus dem Manchen wird gar leicht ein Zu viel. In diesem Falle zieht die Seele sich gleichsam ganz in sich selbst zurück, daß sie für's Aeußere nicht Sinn, nicht Blick mehr nach behält. Mir ist ein Beispiel bekannt, wo ein junger Mann, der bis dahin ein Muster von äußerer Wohlgefälligkeit eben so wohl, als von sittlicher Würde gewesen war, Letzteres zwar blieb, aber vom Ersteren, für sein ganzes nachheriges Leben, das gerade Gegentheil ward, nachdem er eine sehr geliebte Braut durch den Tod verloren hatte.

Man halte aber auf Keulichkeit nicht bloß an sich, sondern auch um sich. Bei unsern Diensthoten, wenn sie zuerst aus dem Bauernstande genommen werden, mag das wohl sehr schwierig seyn. Aber um so nöthiger ist es, dießfalls doch das Mögliche zu thun. Schon um

nicht selbst von solchen Umgebungen unmerklich mehr anzunehmen, als man sollte und wollte. Denn in der That scheint hier und da die Unsauberkeit aus den Hütten auch in die Häuser sich gezogen zu haben; wie eine schlechte Luft ringsum sich verbreitet. Und wenigstens ist es eine Unbilligkeit gegen Andere, diese auch Gegenstände und Gestalten mit mehr denn Einem Sinne bemerken zu lassen, für welche wir vielleicht allmählich abgestumpft sind, aber sie nicht.

Allerdings kann man es aber auch in der Erfüllung dieser Pflicht so übertreiben, daß andere Pflichten dadurch verletzt werden. Hierher gehört die bekannte Klage mancher Hauswirthe und Aerzte, daß in einigen Häusern das gewohnte Säubern, Scheuern und Umkehren des ganzen Hauses vor sich gehen muß, ohne alle Hinsicht auf Jahreszeit, Witterung und Gesundheit der Hausbewohner; — bloß, weil und wie man das so gewohnt ist. Man kann ferner auch überhaupt zu viel Zeit und Sorgfalt auf das Aeußere seiner Person und seiner häuslichen Umgebungen verschwenden, so daß am Ende Nöthigeres darunter leidet. Die Sauberkeit kann zur Eitelkeit, zum Luxus werden, und dadurch ganz unmittelbar zur Verschwendung; wie in Hinsicht auf das tägliche, und fast stündliche, Wechseln von Kleidung und Wäsche. Insbeson-

dere werden Personen, welche die Sauberkeit in einem gewissen höhern Grade lieben, leicht unbillig und ungerecht in der Beurtheilung ihrer Mitmenschen. Ein vernachlässigtes Aeußere nimmt sie, oft auf den ersten Anblick, so sehr gegen einen Menschen ein, daß sie es beinahe für unmöglich halten: Ein solcher könnte wirklich Vorzüge und Verdienste haben; oder sie rechnen einzelne Fehler dieser Art so hoch an, daß sie nun alles übrige Gute und Interessante an einem Menschen gar nicht in Anschlag bringen können. Ich habe es wohl selbst gehört, daß man ein zu lange getragenes Halstuch als Verachtungsgrund gegen einen Mann anführte, der, in sehr vielen Hinsichten, schätzenswerth nicht bloß, sondern sogar anziehend war, und selbst Damen an seine Unterhaltung zu fesseln wußte.

Sechszwanzigste Vorlesung.

Schönheit und Reize. Die Körper-  
Pfleger der Kinder.

Früher einmal kam in unsern Unterhaltungen, Meine Zuhörerinnen, in Hinsicht auf das Körperliche, ein Ausdruck vor, der an sich wohl auffallen konnte. Ich sagte: Alle Personen weiblichen Geschlechts seien verpflichtet, Reize zu haben und anziehend zu seyn. Er erklärt sich aber vielleicht schon aus dem, was zwischen uns hier bereits besprochen worden ist. Das Gebiet des Weibes ist das Reich des Schönen und Freundlichen; die Bestimmung des Weibes: zu wirken durch Liebe und Geliebetwerden. Fassen Sie aber den Ausdruck recht auf. Von Reizen sprach ich, nicht von Schönheit. Diese ist ein Geschenk der Natur. Sie hat ihren Werth! Einmal macht sie nun unleugbar einen gewissen angenehmen Eindruck. Nicht bloß der sinnliche Mann und der leidenschaftliche Jüngling, auch der ehrwürdigste Greis läßt sein Auge mit Wohlgefallen auf einer schönen Gestalt ver-

weilen; und beide Geschlechter ergötzen sich an wirklicher Schönheit, auch bei dem eigenen Geschlechte. Sie hat ihre Gefahren; auf welche schon früher hingewiesen wurde. Ich setze nur noch hinzu, daß die Nicht-Schönen des Geschlechts ihre dießfalls reicher begabten Schwestern auch nicht etwa deshalb zu beneiden Ursache haben, weil man glauben dürfte, daß die Schönsten nun auch in der Ehe den Gatten am sichersten fesseln müßten. Die Erfahrung lehrt vielmehr davon nur allzuoft das Gegentheil. Und es läßt sich erklären. Gerade für das Reizendeste stumpft der Geschmack am leichtesten sich ab.

Unterdesseu würde man, mit allen diesen Betrachtungen, es nie dahin bringen, daß die Schönheit nicht sollte für etwas Wünschenswerthes gelten. Das mag denn seyn! Nur muß man nicht vergessen: Schönheit erzwingen, erkünsteln zu wollen, ist ein durchaus vergebenes Bemühen! Und ein thörichtes; weil es so leicht das Gegentheil hervorbringt. Ein sündliches; weil es gewöhnlich selbst die Gesundheit in Gefahr setzt, und den Körper verkrüppelt. Sie brauchen es nicht von mir erst zu hören, was über die Verderblichkeit des Schnürens, Schminkens, und anderer dergleichen Verkehrtheiten, gesagt und geschrieben worden ist. Ich füge:

hier nur noch das bei: daß das Bestreben so mancher Damen, sich einzelne schöne oder für schön gehaltene Parteen zu geben, um so zweckwidriger ist, weil gewöhnlich schon der ganze Körper auf diese einzelne Partie, wie sie von Natur statt findet, so zu sagen mit berechnet ist; und wenn es denn also auch gelänge, sich einen kleinern Fuß, eine schlankere Taille, als man wirklich hat, anzulügen, dadurch denn doch nur ein neues Mißverhältniß entstehen würde. Der gewöhnliche Erfolg von dergleichen Bemühungen ist: durch das Bestreben, dieses und jenes Nicht-schöne am Körper zu verbergen, zieht man fast immer die Aufmerksamkeit nur um so mehr darauf hin; und aller Lohn für die angewandte Mühe besteht am Ende darin, daß die Leute sagen: „Sie läßt es sich sauer genug werden, das zu verbergen.“ Das heißt denn also eben so viel, als: Sie kann es nicht verbergen.

Daß es aber überhaupt nicht damit gethan ist, diesen und jenen glänzenden Vorzug des Außern zu haben, ergiebt sich aus einer andern merkwürdigen Beobachtung, die uns übrigens gerades Weges an das Ziel hinführen wird, an das wir hin müssen. ... Es ist nämlich eine bekannte Sache: Manche physisch durchaus schöne Gesichter, die regelmäßigsten Gestalten lassen kalt, haben eher etwas Entfernendes. Dagegen

andere Gesichter und Formen, die, wenn man so sagen darf: beinah aus lauter Mängeln zusammengesetzt sind, gefallen, ziehen an, interessieren in hohem Grade. Ja, sagt man, in jenen Gesichtern und Gestalten ist kein Geist; oder sie haben einen Ausdruck von Härte, von Stolz, von Frechheit. Und in den andern findet sich das Gegentheil; dieses nicht schöne Auge ist so verständig, ist der offene Spiegel einer reinen Seele; jenes unregelmäßige Gesicht hat einen solchen Ausdruck von Gutartigkeit; in dem ganzen Außern von der und der wohnt eine Ruhe, eine Würde, die unwillkürlich zu Huldigungen auffordern.

Nun! so ständen wir denn, wohin wir gedachten; auf dem Punkte nämlich, wo die Möglichkeit und die Verpflichtung einleuchtet, daß das weibliche Geschlecht sich Reize geben kann. Wilde nämlich eine Jede nur ihren Verstand zur ruhigen, richtigen Ansicht der Dinge; ordne sie alle Begierden der Herrschaft des sittlichen Gefühls unter und sei durchaus für nichts leidenschaftlich (für nichts; denn jede Leidenschaftlichkeit, auch die für etwas an sich Schönes und Edles, schlägt Falten, und stört das reine, schöne Ebenmaß) habe Jede nichts zu verbergen; erwerbe Jede sich die Herrschaft über alle äußeren Eindrücke, daß keine Art derselben die Seele

aus dem Gleichgewichte bringen könne; vor allen Dingen aber wohne reines herzlichtes Wohlwollen für alle Menschen, für Alles was lebt, im friedlichen, freundlichen Herzen; ein Wohlwollen, das nach aller Möglichkeit wohlthut, das nicht bloß nie auf den eignen Vortheil zunächst sieht, sondern gerade im Entbehren und Aufopfern seine vollkommensten Genüsse findet — so sei dann Teint und Taille und Gesichtsförmung, so sei alsdann selbst der treueste Seelen- spiegel, das Auge, wie sie seyn mögen — von Natur, durch Krankheit, durch Kummer und Alter: eine Solche, die Jenes alles hat, wird anziehend seyn, muß gefallen, ihrem eignen Geschlechte, wie dem unstrigen; während die bloß physische Schönheit des weiblichen Geschlechts beim weiblichen nur allzuleicht den Neid aufregt, und alle seine widrigen Folgen dazu; und beim männlichen gleichfalls nur die niedere oder doch die eitle Sinnlichkeit. Wogegen, in jenem Falle, Genuß zugleich und sittlicher Gewinn statt findet.

Auch für die Körper-Pflege der Kindheit und Jugend fordert, unter allen den verschiedenen Obliegenheiten, den ersten Platz die Reinlichkeit.

Wieland sagt irgendwo: „Ein Kind, das

von Natur Hang zur Reinlichkeit hat, ist gewiß ein Kind guter Hoffnung.“ So sollte man denn, durch frühe Angewöhnung zur Reinlichkeit, alle Kinder zu Kindern guter Hoffnung machen! In der That ist es begreiflich, daß, wenn der Mensch sich selbst soll achten lernen, er am natürlichsten, — wie auf den Bildungsstufen, so auch besonders in den Jahren, wo er des Hübners noch nicht fähig ist, — anfängt bei seinem Aeußern. Es ist begreiflich, daß, wer sich selbst vernachlässigt in den ihm zunächst liegenden körperlichen Bedürfnissen, wohl kaum für fremde Bedürfnisse und Angelegenheiten den nöthigen Sinn haben wird. Dazu kommt aber noch die hohe Wichtigkeit der Reinlichkeit für die Gesundheit der Kinder. Darin liegt ganz gewiß mehr, als in irgend etwas Andern, der Grund, warum die Kinder unserer gemeinen Leute, ob schon sie vielleicht ursprünglich von stärkerem Körperbau sind, und gewöhnlich auch mehr in der Luft sich aufhalten, dennoch meist so viel kränkeln. Gerade nun je schwieriger es ist, bei der Pflege kleiner Kinder, die nöthige Sauberkeit immer und überall zu erhalten; je öfter man findet, daß in Familien, wo viele Kinder sind, die übergroße Reinlichkeit keinesweges zu den Hausübeln gehört: desto sorgfältiger müßte man darüber wachen, daß wenigstens das Mögliche

geschähe, und nicht Alles in gänzlichen Verfall gerathe.

Wenn denn nun aber Wieland mit seiner Bemerkung Recht hat, so wird Keulichkeit vorzugsweise die Grundlage der ganzen Mädchen-Erziehung seyn müssen. Die Natur hat auch hier vorgearbeitet. Daß mag immerhin ein Spiel des Zufalls gewesen seyn, was ein sehr ehrwürdiger Philosoph \*) irgendwo in seinen Schriften von einem kleinen Mädchen erzählt, daß sie, in ihrem ersten Bade schon, in welches sie bald nach der Geburt gesetzt worden, mit beiden Händchen geschäftig gewesen sei, sich waschen zu helfen. Ganz gewiß ist es, daß die Anlage zur Keulichkeit eben so wohl ein Grundzug der körperlichen weiblichen Natur ist, wie die Keinheit der Seele die erste Bedingung, und ebenfalls eine Natur-Anlage, zur weiblichen Sittlichkeit. Die lebhafteren jungen Mädchen sind freilich zu flatterig, und die gefühlvolleren zu bequemlich dazu; beide müssen aber deshalb, gerade um so ernster, durch die Erziehung dazu angehalten werden; weil sie sonst in Gefahr kommen, wenn sie einmal erwachsen

\*) Feder — in den „Untersuchungen über den menschlichen Willen“; ich fand aber so eben die Stelle nicht auffinden.

sind, so manche sonst schätzbare geistige und moralische Vorzüge an sich zu verdunkeln, oder ungenießbar zu machen, durch Untauglichkeit und Abgeneigtheit für die, doch so nothwendige und ehrwürdige, Haus-Bestimmung des Weibes.

Was die äußere Ausbildung des Körpers bei Kindern anlangt, so hat sie entweder Gesundheit und Stärke, oder den gefallenden Zustand zum Endzweck. Nun! viel schon wäre gewonnen, wenn man nur nicht so oft es zuließe oder wohl gar veranlaßte, daß Kinder Körper und Sinne schwächten, und ihr Aeußeres verunstalteten. Z. B. das Auge, durch ihr Benutzen beim Lesen und Schreiben; die ganze Haltung durch Krumm- oder Schiefstehen, durch fehlerhaften oder nachlässigen Gang. Dieß ist insbesondere bei der weiblichen Jugend von großer Wichtigkeit, weil, wenn auch kein weiterer Nachtheil daraus entsünde, schon das ein sehr großer wäre, daß — ihr Anblick einen widrigen Eindruck verursacht. Kann man ja doch so leicht keinem Valle oder keiner sonstigen zahlreichen und gemischten Gesellschaft beiwohnen, ohne daß das Auge sich beleidigt fühlt von der Attitüde, mit der dieses junge Mädchen tanzt, und jenes sitzt und dieses geht, oder eigentlich sich schiebt, sich wieget, sich schleppt, wanket, flattert, einherstampfet, kurz allerlei Anderes thut, aber

nur nicht wirklich geht. Eben so mit dem Tone des Sprechens, mit der Art zu lachen, und dergleichen. Alles dieses läßt sich in den späteren Jahren nicht mehr ohne große Mühe abgewöhnen, wird von den Angehörigen, der Gewohnheit wegen, nicht mehr bemerkt, und von Andern wohl genug bemerkt und besprochen; nur nicht gegen diejenigen gerade, zur Sprache gebracht, die es am ersten wissen müssen. Im Ganzen jedoch sorgt man in den gebildeten Ständen für den äußern Anstand sorgfältig genug; hier und da selbst mehr, als man sollte. Der sogenannte *Pli* gilt bei Vielen für das einzige Zeichen von Bildung; und wenn der junge Mensch von sechszehn Jahren diesen nur hat, so hält man seine Erziehung für vollendet. Während nur gleichwohl gar oft sich die Bemerkung hat aufdrängen wollen, daß in Ländern und Ständen, wo, für das männliche Geschlecht, darauf ein so gar hoher Werth gesetzt wird, es auch nicht selten bloß bei dieser Abglättung der äußern Schale bleibt, und bei derselben, vielleicht selbst durch dieselbe, aller Kern verloren geht. Es giebt eine Art der Würde und Anmuth, in Haltung und Tragung des Körpers, der man es fast auf den Kopf zusagen kann, daß der Inhaber, außer ihr, sonst auch nichts hat — an tieferem Gefühle und

höherem sittlichen Sinne so wenig, als an gründlichen Kenntnissen und tüchtiger Kraft zur Thätigkeit; ja selbst auch nur an Geist und wirklicher Liebenswürdigkeit für den Umgang.

Auf jeden Fall wichtiger, als die Anmuth, ist die Stärke des Körpers, und die Entwicklung aller seiner Kräfte und Fertigkeiten. Nur ja! Man kann es damit übertreiben und man hat es damit übertrieben; wie jetzt hier und da, so auch vormals schon. Der Körper kann die zweckmäßigste und vielseitigste Ausbildung erhalten, ohne die ganze Schule von Uebungen und Fertigkeiten durchzugehen, deren ein Seilkänzer und Kunstreiter, oder auch nur ein Lastträger, bedarf. Und insbesondere sollte man, bei der Knaben-Erziehung, den wichtigen Umstand nicht übersehen, daß, so nützlich eine allgemeine Kräftigung des Körpers für alle Lebens-Verhältnisse ist, dennoch gar zu große und mannichfaltige Jugend-Anstrengungen auf die künftige Lebens-Weise des Mannes leicht nachtheilig wirken können. Mir wenigstens ist mehr denn Ein Beispiel bekannt, daß Männer, die eine solche überkräftigende Erziehung genossen hatten, bei der sitzenden Lebens-Weise, welche ihnen späterhin der Beruf auflegte, sich wirklich physisch unglücklich fühlten, und kaum durch leidenschaftlich gesuchte jezuweilige gewaltsamste Anstreng-

gungen und Durchschütterungen dem Uebel zum Theil abhelfen konnten. Dessen Allen aber ungeachtet gehdrt es zu den Hochverdienten unsers Zeitalters um die Menschheit, daß man auf die Stärkung und Abhärtung des Körpers jetzt einen so großen Werth setzt. Wenn, in einem gewissen Verstande des Wortes, in der That nur in einem gesunden Körper eine wahrhaft gesunde Seele wohnen kann, so auch nur in einem vollkräftigen Körper ein vollkräftiger Geist und Sinn. Seyn Sie also, liebe Mütter, weder zu elegant noch zu ökonomisch, um dem kleinern Knaben sein Sich-umhertummeln im Freien und seine körperlichen Uebungen aller Art zu verargen, weil dabei etwas mehr an Kleidung und Wäsche verbraucht wird. Seyn Sie nicht zu ängstlich, wenn der Jüngling auch wirklichen Beschwerden, ja selbst Gefahren sich aussetzt. Nur durch Gefahren lernt man Gefahren entgegen, und Beschwerden üben im Erleichtern. Drei Quellen sind es, aus welchen, so wie das wahre, volle menschliche Leben überhaupt, so das männliche insbesondere, sich ergießt: Thätigkeit, Muth und Heiterkeit. Wohl liegen sie tiefer, als in dem Körper=Thone. Aber trübt und hemmt dieser sie mit seinem Schlamme, so stocken sie oder rieseln nur spärlich. Finden sie aber ihren Weg durch ihn hin, so wie die Natur ihn anwies,

ziehen sie aus ihm selbst stärkendes Eisen, waltet zu dem Allen nun ein höherer, edlerer Geist ob den Ergüssen: dann strömt das Erden=Leben als ein Strom des Segens in die Ewigkeit.

---

Siebenundzwanzigste Vorlesung.

Die Körper-Bedürfnisse. Nahrung und Schlaf.

Die Moral müsse es darauf anlegen, fanden wir in unsern seitherigen Erwägungen, den Körper höher hinaufzustellen. Aber eben so sehr müßte sie es sich angelegen seyn lassen, die körperlichen Bedürfnisse in ihrer Würdigung tiefer herabzusetzen. Unter körperlichen Bedürfnissen verstehe ich hier Nahrung, Schlaf, Kleidung, Wohnung, Geräthschaften. Daß man dem Allen eine zu große Wichtigkeit zugestehet, föhrt, mehr denn alles Andere, die Gemüthsruhe; vergiftet, gefährlicher als sonst irgend etwas, die Sittlichkeit; und wohl zu merken: am meisten gerade in den gebildeten Ständen, wo doch nicht etwa, wie bei dem gemeinen Manne, die eigentliche bittere Noth so leicht eintritt. Aber eben deswegen. Weil das Alles, je weiter es hinauf kommt, desto mehr nicht bloß als Bedürfniß genommen, sondern in einen Gegenstand der Lust und Laune verwandelt wird; weil nun die Phantasie damit ihr Spiel treibt, und

die Phantasie keine Grenzen kennt, in ihren Wünschen wie in ihren Schöpfungen: so verirrt sie sich eben deswegen so leicht ins Unendliche, und wer sich einmal von ihr über die Grenze des wirklichen Bedürfnisses führen läßt, der kann nie bestimmen, wie weit er gehen wird. Dies war es, was Jesus meinte, wenn er sagte: Ihr sollt nicht sorgen und sagen: „Was werden wir essen, was werden wir trinken, womit sollen wir uns kleiden? Nach Solchem allen trachten die Heiden.“ Gegenstände der thätigen Bemühungen sollen und müssen die Lebens-Bedürfnisse seyn; denn Gott erhält uns nicht durch Wunder. Aber so bald sie Gegenstand des Sorgens und Sagens werden, so führen sie unausbleiblich den Menschen vom Ziele seiner Bestimmung ab.

Uebrigens muß ich noch zum voraus erinnern: So gewöhnlich es ist, daß das männliche und das weibliche Geschlecht sich hierüber gegenseitig Vorwürfe machen, daß das eine oder das andere zu sinnlich wäre; und so gewiß es ist, daß, in einer und der andern Hinsicht, bald hier, bald dort, auffallender gesündigt wird: so gewiß ist es doch auch, daß eigentlich beide einander nichts vorzuwerfen haben; weil beide sündigen, nur jedes in seiner Art. Wir Männer geben in der Regel uns mehr an die grd-

bere Sinnlichkeit hin. Was man gewöhnlich Unmäßigkeit im Essen und Trinken nennt z. B., findet weit öfter beim männlichen als beim weiblichen Geschlechte, statt. Aber Sie unterliegen nun wieder leichter der feinem Sinnlichkeit; wie das sich zeigt in dem Mangel an Gewalt über sich, den man bei so Vielen bemerkt, wenn es Lieblings-Speisen und Getränke gilt, die an sich gut seyn mögen, aber der Einzelnen gerade, und jetzt gerade, nicht taugen. Die männliche Eitelkeit, wenn sie sich einmal auf Gegenstände dieser Art wirft, mag ihre Umgebungen und größeren Geräthschaften gern glänzend haben. Der Mann bauet sich ein stolzes Haus, liebt kostbare Meubeln, eine brillante Equipage. Die weibliche Eitelkeit sucht ihre Befriedigung mehr an ihrer Person, und an den Gegenständen, die von Frauenzimmern hervorgebracht, und darum von Frauenzimmern auch am meisten bemerkt werden, bei Kleidung und Schmuck z. B., und an dem Hausgeräthe; an dem kleinern täglichen: Teppichen, Gardinen, Stuhl-Überzügen u. dgl. Will eine scharfsinnige Vertheidigerin Ihres Geschlechts die Bemerkung machen, daß also doch immer in dem weiblichen Luxus mehr Feinheit liege: so will ich ihr gerade nicht widersprechen. (Da die Natur selbst bei Ihnen Alles aufs Zartere und Edlere angelegt hat: warum nicht auch dieß-

falls?) Aber wenn ein Mann, den vielleicht eben eine große Modehändler-Rechnung verstimmt hat, dagegen erinnerte, daß eben darum die weibliche Phantasie in Dingen der Art um so schwerer die Grenze finde; daß das Schöne ein sehr betrügerischer Schirm sei, hinter dem das Theure und Ueberflüssige, und am Ende selbst das Thörichte und Zweckwidrige, Versteckens spiele: ja nun, so möchte dagegen sich auch nicht viel einwenden lassen!

In Hinsicht auf das erste aller Körper-Bedürfnisse, auf Essen und Trinken, ist gelegentlich schon Manches erinnert worden. Man kann Ihrem Geschlechte durchaus nicht die Gerechtigkeit versagen, ihm zuzugestehen, daß Mäßigkeit, Genügsamkeit, Einfachheit in diesem Puncte unläugbar in seiner Natur liege. Aber dessen zu geschweigen, daß Einzelne doch auch wohl durch eigentliches Uebermaß, im Essen wenigstens, sündigen, so möchte für Viele auf jeden Fall die Anmerkung nicht überflüssig seyn, daß man sich ja hüten müsse, die beiden Worte: Uebermaß und Nichtmaß, zu verwechseln. Man kann moralisch höchst unmäßig seyn, ohne sich auch nur eine Spur von physischem Uebermaß zu Schulden kommen zu lassen. Ein Glas Wein für den, der gar keinen trinkt, oder dem der Arzt es verboten hat, ist eine ärgere Unmäßigkeit

keit, als eine ganze Bouteille für den gekübten Trinker. Wer es darauf wagen will, und aus der Erfahrung weiß, daß er das vermag, ohne irgend einen Nachtheil, mag bei einem Diner siebenerelei Wein trinken, und er steht mit dem Allen mäßiger auf, als der arme Kranke, der in mehreren Tagen keinen Bissen genossen hat, in seinem Bette daliegt, wenn dieser ein Glas frisches Wasser trinkt; sobald ihm dieß untersagt ist. So genommen, möchte denn das weibliche Geschlecht von dem Fehler der Unmäßigkeit nicht so frei seyn, als es sonst scheinen kann. Denn eine gewisse Vorliebe für einzelne schwer verdauliche Speisen und für gewisse, die Verdauung schwächende Getränke, findet vielleicht bei den meisten Personen des Geschlechts statt; und die Unfähigkeit, sich etwas zu versagen, was man sonst gewohnt ist, jetzt aber, nach der Vorschrift des Arztes, nicht genießen sollte — ja! diese findet sich leider zuweilen bei sonst sehr gebildeten, sittlich achtungswerthen, Personen. Ich kann mir diese Erscheinung nicht anders erklären, als aus der großen Lebhaftigkeit und Reizbarkeit der weiblichen Phantasie; aus ihrer, auch in weit wichtigeren Beziehungen so gefährlichen, Geneigtheit, vom gegenwärtigen Augenblicke sich so hinreißen zu lassen, daß man nicht bloß die fernere, sondern sogar die allernächste, Zukunft

barüber vergißt. Wahrlich! mit einem eben so widrigen Gefühle, als Sie es vernehmen werden, erzähle ich hier, aber verschweigen darf ich es nicht, es ist gar zu charakteristisch — Ich habe selbst einmal aus dem Munde einer, freilich weit mehr verständigen, als vernünftigen, übrigens aber doch wirklich sehr gebildeten, und in mancher Hinsicht respectablen Frau — (ich spreche von einer fern von hier Verstorbenen) — gehört, daß sie beim Anblicke eines Gerichts sagte: „Ich weiß, wenn ich davon esse, bekomme ich nach ein paar Stunden Krämpfe; aber ich kann es mir unmöglich versagen, ich esse doch!“

In so fern von den Nahrungs-Mitteln die Gesundheit, und — da jene für Viele wirklich ein Hauptgut des Lebens sind — auch die Zufriedenheit, der Menschen abhängt, so sollten Hauswirthinnen es damit wohl genauer nehmen, als sie oft thun. In der Art nämlich, daß sie nicht genau (in einem andern Sinne des Worts) damit sind; nicht, aus Kargheit, zu Weniges, oder Ungesundes, Verdorbenes geben; besonders nicht, da wo dieß am öftersten geschieht, den Diensthoten. Es ist doch wirklich eine große Unbilligkeit, daß man Leuten, die den ganzen Tag über in Einer Bewegung und Anstrengung für uns seyn müssen, dafür nicht ein-

mal das zugeftehen will, was ſie zum Erſatz der in unſerm Dienſt aufgewandten Kräfte brauchen. Geſchieht dieß nun noch überdem in Häuſern, wo in Allem Andern ein verſchwenderiſcher Aufwand gemacht wird — (gerade in ſolchen Häuſern aber, beſonders wenn die Dienſtboten Leibeigne ſind, geſchieht das nicht ſelten) — ſo iſt es wirklich empfindend. Schon die Klugheit, die Sorge für die eigne Gemüthsruhe, welche durch dieſe unſre nächſten Umgebungen ſo viel gewinnen und ſo viel verlieren kann, müßte dieß verbieten. Es giebt — lernen Sie einmal, Hausmütter! von einem Manne ein Hauswirthſchafts=Geheimniß! — es giebt kaum irgend ein anderes Mittel, die Dienſtboten mit ihrer Lage zufrieden oder unzufrieden zu machen, wie auch ſonſt Umſtände und Behandlung in einem Hauſe ſeyn mögen, als gerade dieß. Sehr natürlich! Was jeden Tag in der Regel ſechsmal vorkommt, das muß ja wohl, je nachdem es ausfällt, einen günſtigen oder einen widrigen Eindruck nachlaſſen.

Auch für die Erziehung iſt dieſer Punct von einer weit höhern Wichtigkeit, als man ihn gewöhnlich nimmt. In Hinſicht auf Geſundheit und Stärke der Kinder wird dieß wohl anerkannt, (wenn es nur immer auch befolgt würde!) Aber der moraliſche Einfluß wird gewöhn-

lich überſehen. So roh dieß ausgedrückt erſcheint, ſo wahr iſt es doch: „In den erſten Lebens=Jahren iſt der Menſch meiſt nur noch Thier, oder, wollen Sie es milder haben, ein nur phyſiſch=lebendiges Geſchöpf.“ Wie aber dieß Thier im Menſchen zugezogen wird, ſo äußert es in der Folge ſeinen Einfluß auch auf den Geiſt.

Es iſt alſo ganz begreiflich, daß, wenn man ein Kind gewöhnt, immer nur zu genießen, und Alles zu bekommen, was es zum Genuß begehret, daß daraus ein Menſch werden muß, in dem die Sinnlichkeit auf eine auffallende und widerliche Weiſe die Uebermacht hat; der da glaubt, Alles in der Welt ſei nur für ihn da; der da unglücklich ſich fühlt, wenn er nicht jedes ſeiner Gelüſte befriedigen kann; und auch unglücklich ſich fühlt, wenn er ſie befriedigen kann, weil er immer von neuen Gelüſten gequält wird.

Uebrigens iſt die Begehrlichkeit und Leckerhaftigkeit der Kinder in der Regel weit mehr die Schuld der Aeltern, als die ihrige. Bei der Erziehung junger Mädchen inſondere iſt es von großer Wichtigkeit, ſie gegen Maſchhaftigkeit zu ſichern; weil dieſer Fehler auf ihre künftige Wirthſchafts=Führung einen ſehr nachtheiligen Einfluß hat; wovon ohne Zweifel Mancher von Ihnen theils lächerliche, theils abſo-

fende Beispiele bekannt seyn werden. Bei Knaben hinwiederum wird das aus dem Grunde so wichtig, weil bei dergleichen Verwöhnten allerlei kleine häusliche Veruntreuungen und Betrügereien, welche die furchtbarsten Folgen haben können, bloß daher kommen, daß sie Geld zum Naschen haben wollen. Und es hat ja, denk' ich, namentlich unser Publicum mehr denn Einen Fall kennen lernen, wo grobe Unterschleife und förmliche Diebstähle junger Leute an Aeltern sich einzig und allein vom Conditor und Theater-Büffet herdatirten. Am Ende liegt auch der Hang zu diesen Fehlern gar nicht einmal so tief in der Kindes-Natur, als es wohl scheinen mag. Kinder lieben wirklich eigentlich in ihren Genüssen die Einfachheit. Unfre eigne Genäschigkeit und Unmäßigkeit, oder eine unwürdige Schwäche für sie, gewöhnt und erzieht das ihnen mehr an. Das Kind will von Allem nur haben, wenn ihm vorher von Allem gegeben worden ist. Uebrigens versteht es sich von selbst, daß auch dieß nicht zu weit ausgedehnt werden muß. Kinder an sinnlichen Genüssen völlig darben zu lassen, während Alles um sie her darin schwelgt, würde, nach bekannten Eigenthümlichkeiten der menschlichen Natur, gleichfalls verbotene Gelüste am heftigsten regemachen.

Mit einem andern Körper-Bedürfnisse, mit dem Schlafe, ist man wieder bei Kindern oft zu ökonomisch. Kinder können, ja sie müssen nach der Ordnung der Natur, mehr schlafen, als Erwachsene; eben weil das Leben in ihnen nur allmählich erwacht und sich stärkt. Wogegen man bei Kindern nicht strenge genug seyn kann, ist das Wach=im=Wett=liegen=bleiben. Außerdem, daß es Sünde ist, sie an diese unnütze Verschwendung ihrer Zeit und Kraft zu gewöhnen, und daß gleichviel welche Beschäftigung, welches Spiel, immer besser ist, als diese Art von Müßig-seyn, so giebt dieß die nächste und gefährlichste Veranlassung zu Dingen, die für den Körper und Geist furchtbar verderblich werden können. Je erwachsener die Kinder sind, desto weniger muß man jenes Liegen=bleiben dulden, denn desto gefährlicher wird es. Selbst wenn es auch nicht gerade zum Schlimmsten kommt, so taugt schon das wache Träumen, dem man in diesem Zustande gewöhnlich sich überläßt, durchaus nichts; indem dasselbe allmählich der Phantasie eine Uebermacht giebt, welche für die Gemüths=Ruhe leicht noch verderblicher wird, als für die Sittlichkeit.

Und hiermit wäre denn zugleich ein Kapitel aus der eignen Leibes- und Seelen-Diätetik abgehandelt in Hinsicht auf den Schlaf; ein Ra-

pitel, dessen Beherzigung gerade manchen Damen auch ganz besonders zu empfehlen seyn möchte. Daß in gewissen Classen die üble Sitte des Wach=liegen=bleibens je länger je mehr überhand nimmt, ist Folge jener andern übeln Sitte, die Nacht zum Tage und den Tag zur Nacht zu machen. Jede Abweichung vom Wege der Natur straft sich durch eine neue Verirrung. Weder kann ich mich hier auf Darlegung der Ursachen einlassen, noch bedarf es dessen. Genug ich berufe mich auf Erfahrung. Ist Ihnen schon ein Beispiel vorgekommen, daß eine Dame, die lange schläft, und, was damit gewöhnlich verbunden ist, gern wach im Bette liegen bleibt, wirklich von freiem, heiterm Geiste, von wahrer Rüstigkeit und Thätigkeit, daß eine Solche nicht wenigstens sehr launisch ist? — Ich zweifle!

Zu viel Schlafen und im Bette Liegen macht das Blut wässerig und träge, und die Säfte stockend. Daher die Benommenheit und Verdriesslichkeit, wenn man, auch nur als Ausnahme von der Regel, zu lange geschlafen hat; zu weniger Schlaf dagegen macht die Nerven zu reizbar und krankhaft; ein unmordentlicher, unruhiger Schlaf giebt dem Körper wenigstens nicht die nöthige Erquickung. Ueberhaupt ist der Schlaf ein Freund, mit dem man kaum

vorsichtig genug umgehen kann. Denn einer Seits ist sein Einfluß so wichtig, daß, wenn man mit ihm nicht gut steht, man sich unmdglich auf die Länge wohl befinden kann; gefehlt auch, daß der Körper sonst in der besten Ordnung wäre; und anderer Seits ist dieser Freund wieder so empfindlich, daß man ihn durch eine Kleinigkeit verstümmen kann. Besonders hat er Eine sehr gefährliche Eigenschaft. Er ist sehr nachtragend. Wenn man ihn in den Jahren der Jugend und vollen Kraft zu geringschäßig behandelt, so läßt er es nachher im Alter und bei andern eintretenden Schwächen schwer entgelten. Selten kann man es wieder ganz ausgleichen, wenn man sich einmal mit ihm entzweit hat. Darum erhalte man ihn lieber bei Gutem.

Was man dießfalls zu thun und zu lassen hat, lehrt jedem für seine Person am besten die Erfahrung. Allgemeine Regeln jedoch sind: Weder zu früh noch zu spät schlafen zu gehen. Thut man es nämlich zu früh nach der Mahlzeit, so verursacht die erste Verdauung einen unruhigen Schlaf; thut man es zu spät, hat man seitdem noch zu vielerlei vorgenommen, so hindert die zu lebhaft aufgeregte Phantasie das Einschlafen; oder, wenn dieß denn auch vor sich geht, so tanzt und walzt der Ball auch in

dem Halb-Schlaf noch fort, oder man schreibt fort an dem anstrengenden Briefe, man liest fort in dem interessanten Buche. Kurz vor Schlafengehen darf man durchaus mit nichts sich beschäftigen, was eine sehr lebhaft Theilnehmung des Geistes oder Herzens veranlaßt. Einen gesunden Schlaf sich vorzubereiten, gehören, in die letzten Stunden vor dem Entschlafen schon, lauter halbschlafende Thätigkeiten; und solche haben Sie gerade zum größten Theil an Ihren Handarbeiten. Es giebt Personen, die das übrigens freilich nicht beneidenswürdige Talent besitzen, immer halb im Schlafe zu lesen. Diese mögen denn getrost auch des Abends nach Tische lesen, und selbst das anziehendste Buch. Wer aber mit Aufmerksamkeit liest, mag wohl auch lesen, aber nur nichts, was die Aufmerksamkeit zu sehr spannt. „Zu sehr“, sage ich; denn einigermaßen muß sie beschäftigt seyn; sonst schläft man zu früh ein. Aber ist sie es zu sehr, wird insbesondere die Phantasie zu aufregend in Bewegung gesetzt: so ist das eben so gut, als ob man starken Kaffee oder sonst irgend ein andres physisches Wachmittel zu sich nähme.

Erwarten Sie bei dieser Materie vielleicht auch ein Wort über die Träume? Erlauben Sie mir, dieß auszusprechen in einem höchst einfachen und doch so tief wahren altem Sprich-

worte: „Träume sind Schäume.“ Das heißt: Wie der Schaum sich erzeugt aus der Materie, auf der er oben auf steht, wie er etwas von ihr an sich hat, und man aus dem Schaum mit Sicherheit auf dieß und das von dem, worauf er steht, schließen kann, so sind auch die Träume Erscheinungen, welche nicht bloß aus dem Menschen selbst sich entwickeln, sondern welche auch zu allerlei Beobachtungen über den Menschen dienen können. Nur in so fern sind sie ein Schaum, daß sie doch nichts eigentlich für sich Bestehendes, nichts Sicheres und Zuverlässiges sind. Die Zukunft enthüllen sie nicht. Ich bin durchaus nicht von denen, die da Alles, was sie nicht so geradezu begreifen, „mit der Faust, möcht' ich sagen, umfassen“ können, für ein Un Ding und Unsinn erklären. Ich verwerfe z. B. nicht alle Ahnungen ohne Ausnahme und ich halte selbst manches Noth-schwerer-begreifliche nicht für unmöglich: aber an Vorbedeutung der Träume kann ich durchaus nicht glauben. „Mancher Personen ihre Träume aber treffen doch wirklich ein.“ Ja! so wie die Prophezeihungen aus den Karten eintreffen. Ich getraue mir, einer Jeden von Ihnen, besonders wenn ich Ihre Verhältnisse einigermaßen kenne, Allerlei, und sehr bestimmt, voraus zu sagen, was wirklich eintreffen soll. Es giebt nämlich

Ereignisse und Umstände im menschlichen Leben, die so oft vorkommen, die aus gewissen andern so unausbleiblich folgen; es giebt eine Art, Dinge voraus zu sagen, eine so fein-unbestimmte Art, daß eine und dieselbe Prophezeiung auf zehn sehr verschiedene Sachen passen kann; und es giebt endlich, bei den Personen, die sich einmal auf so etwas einlassen, eine so große Bereitwilligkeit, Alles auszulegen zum Vortheil dieses ihres Uberglaubens oder ihrer Spielerei (denn bald ist es das eine, bald das andere, und gemeinlich beides zusammen) daß es sich sehr natürlich erklären läßt, wie dergleichen Prophezeiungen, und eben so nun auch, wie manche Träume, eintreffen können. Noch mehr! Wer einmal auf Träume achtet, wer ihnen wirkliche Bedeutsamkeit beilegt, muß schon eine lebhaftere Phantasie haben, und regt sie, durch seine beständige Gespanntheit darauf, immer von neuem auf. So befinden sich denn solche Personen, auch wenn sie zu schlafen glauben, im Grunde doch oft in einem halbawachen Zustande, wo sie dann die Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten sich selbst zusammensetzen, verständiger und richtiger, als die Willkür des Traums das könnte; und deshalb also auch natürlich nun mit um so sichererm Erfolge. Endlich so sollte man der bekanteten Bemerkung mehr eingedenk seyn, daß

diejenigen, welche auf Träume achten, zwar die zwei, drei, welche einzutreffen schienen, sehr sorgfältig in Anschlag bringen; aber die zwanzig, dreißig, die zweihundert vielleicht, welche nicht eintreffen, wohlweislich — oder sollte ich sagen: wohlthbricht? — aus ihrer Rechnung weglassen.

Die Zukunft also enthüllen die Träume nicht; wenigstens um nichts mehr, als das Waschen dieß vermag. Was sie thun, ist: daß sie die Vergangenheit abspiegeln; Einzelnes aus ihr ausheben und zu neuen Bildern gestalten; so wie: daß sie Gesinnungen und Wünsche einkleiden in Bilder. Früh aufmerksam geworden auf diese immer sehr interessante und wichtige Erscheinung am Menschen, habe ich, in den vorigen Jahren — und Jahre lang — den Versuch gemacht, meine Träume am Morgen genauer zu untersuchen, und habe schlechterdings immer zu einem jeden den Schlüssel gefunden; in irgend etwas, das ich kurz vorher erfahren, gethan, gesprochen, gelesen, gedacht oder gewünscht hatte. Von dieser Seite können dem aufmerksamen Selbstbeobachter seine Träume auch moralisch wichtig werden. Sie sprechen laut aus, was man im Wachen vielleicht kaum leise zu denken wagt; sie verwandeln in Wirklichkeit, woran man sich ergötzt oder wovor man sich scheut in der Möglichkeit. Uebrigens giebt

es für die Träume noch eine höhere Ansicht. Auch wenn der Mensch sich dessen nicht bewußt ist, träumt er doch; die Seele verhält sich durchaus, auch während des Schlafes, in Thätigkeit; nur daß diese Thätigkeit andere Regeln befolgt, als die des Wachens, weil nur die eine Hälfte des Menschen in Bewegung ist, die geistige. Und eben, weil dieses die höhere ist, so bindet sie sich auch nicht an diejenigen Gesetze, nach welchen die körperliche Hälfte sich richten muß. Daher giebt es für den Traum keine Gesetze der Zeit und des Raums, und alle Ordnung der Natur, welche dieß ist bloß für den Körper, hört im Traume auf. Wir können da z. B. fliegen, wir versehen uns, nicht bloß mit den Gedanken, sondern mit unserer Person selbst, plötzlich in die weitesten Entfernungen. Wir sind zugleich da, wo wir jetzt sind, und da, wo wir in unserer Kindheit waren. U. s. w. Daraus folgt denn zweierlei. Erstens: Das Daseyn anderer und höherer Kräfte im Menschen, als der bloß körperlichen; also daß wir eine Seele haben. Und zweitens: Die Möglichkeit, daß diese Seele, auch ohne Beihilfe des Körpers, thätig seyn kann, so wie ihr Bedürfniß: durchaus immer beschäftigt zu seyn. Aus beiden folgt: daß unsre Seele fortbauern kann und wird auch nach dem Tode.

## Achtundzwanzigste Vorlesung.

### Kleidung, Wohnung und Geräthschaften.

Jetzt wagt sich — oder soll ich sagen: verirret sich? — der Moralist in ein Gebiet, das Ihnen, Meine Damen, erb- und eigenthümlich zukommt. Er wagt es dennoch; denn wenigstens nicht ausschließlich gehört Ihnen dasselbe an. Der Moralist, als solcher, hat, gleich dem Arzte, ebenfalls dort Rechte.

Von der Kleidung will ich sprechen. Halten Sie es nicht für Spott, wenn ich sage: es sei dieß Ihr eigenthümliches Gebiet. Ihre Bestimmung besteht darin: die Pflegerinnen, die Schöpferinnen möchte ich sagen, der Persönlichkeit zu seyn; und so wenig es geläugnet werden kann, daß der Leib mehr ist denn die Kleidung, und ein Anderes ist als die Kleidung, so wenig läßt es sich bestreiten, daß diese zur Persönlichkeit des Menschen gar sehr mit gehört. Auch für die Erhaltung unserer Persönlichkeit hat die Kleidung eine entschiedene Wichtigkeit. Es

ist ja bekannt, wie sehr der Körper durch un-  
natürliche, zweckwidrige Bekleidung verkrüppelt  
werden kann. Aber wichtiger noch ist die Klei-  
dung für die Gestaltung des Körpers; ist sie,  
daß ich so sagen mag, für die Art, wie sich  
unsere Persönlichkeit giebt; wie sie Andern in  
die Augen fällt; und welchen Eindruck wir also  
auf unsere Mitmenschen machen. Ob schon der  
der körperliche Aufzug eines Menschen nur das  
Äußere desselben betrifft, und gerade weil er  
eben das betrifft, gehdret er zur feinem, geisti-  
geren Sinnlichkeit, und erhält dadurch für die  
Moral mehr Bedeutsamkeit, als es wohl schei-  
nen mag.

Darum dürfen wir die Bestimmung der Klei-  
dung keineswegs einschränken bloß auf den Körper;  
nicht darauf bloß, daß dieser gesichert sei, gegen  
den Einfluß der Bitterung und Anderes, was  
ihm schädlich oder beschwerlich seyn könnte, son-  
dern wir müssen dabei auch auf die dießfalligen  
Rechte der Seele sehen, daß diese nicht beein-  
trächtigt werden durch jenes körperliche Bedürf-  
niß; wir sind bei unserer Kleidung auch unsern  
Mitmenschen hinsichtlich schuldig.

Die erste Forderung der Moral an die Klei-  
dung also ist durchaus die: Sie muß nicht un-  
sittlich, nicht unschicklich seyn. So hatte z. B.  
vor kurzem die Modetracht der Männer in Hin-

sicht auf die Form der Rockschöße und auf die  
Art, sich dießfalls zu tragen, etwas so Plum-  
peß und Hohes, daß nicht einmal die Boots-  
knechte, die man sich übrigens bei mehreren  
neuen Moden und Attitüden offenbar zu Mu-  
stern genommen hat, darauf haben führen  
können. Unsittlich in der Kleidung ist Alles,  
was das Auge hinrichtet auf Gegenstände, durch  
welche die Sinnlichkeit aufgeregt wird. Also  
manche Art der Verhüllung ist eben so un-  
sittlich, als die Entblößung. Je reizbarer die  
Sinnlichkeit eines Zeitalters und einer Volks-  
Classe ist, desto Mehreres wird dadurch unsitt-  
lich und unschicklich, was für andere Zeiten,  
Volks-Classen und Sitten ganz unschuldig seyn  
kann. Ein völlig unbedeckter Körper unter  
Wilden, auffallende Nachlässigkeiten in der Be-  
deckung bei der niedern Classe, sind weniger an-  
stößig, als unter Gebildeteren ein zu weit ent-  
blößter Arm.

Sie begreifen, daß über das Unsittliche  
in der Kleidung vor einer Versammlung von  
Damen sich nicht umständlich sprechen läßt, ohne  
Gefahr; selbst ins Unschickliche wenigstens zu  
verfallen. Aber Sie geben mir gewiß auch Alle  
zu, daß ich diese delicate Materie nicht ganz  
übergehen konnte. Lassen Sie mich denn einen  
Ausweg treffen, und bloß einzelne Anmerkungen

machen. Erstens liegt es tief in der Natur der menschlichen Seele, so wie in den Gesetzen der Schönheit, daß Alles, was geradezu zur Schau sich stellt, was sich durchaus aufdringen will, seinen Haupt=Entzweck mehr verfehlt, als erreicht, — eher zurückstößt, als anzieht. Ferner liegt es auch in der Natur der wahren Reize, daß sie, im Selbstgefühl ihrer Vorzüglichkeit, nicht die öffentliche Zur=schau=stellung zu Hilfe zu nehmen brauchen, um sich bemerkbar zu machen; daher man die auffallendsten Ansichsigkeiten dieser Art in der Regel bei Personen findet, die, nach den Eigenthümlichkeiten ihres Körpers oder ihrer Jahre, doch eigentlich gar keine Ursache hätten, zur Schau stellen zu wollen. Drittens wünschte ich in dieser Hinsicht weiter nichts, als daß Damen, die in diesem Puncte von einer falschen Eitelkeit und Coquetterie sich leiten lassen, doch nur alle die Glossen hören könnten, welche die Männer über dergleichen Gegenstände machen. Sich lächerlich machen, mit leidiger Verachtung sich preis geben, ist doch das, was durchaus jeder Mensch am allerwenigsten bewirken will. Und dieß doch eben ist es, was durch Unsittlichkeiten und Schwächen dieser Art am allernun=ausbleiblichsten bewirkt wird.

Wertens kann ich Ihnen eine sehr interessante Beobachtung aus dem Geheim=Archive

meiner Pastoral=Erfahrungen nicht verschweigen. Es sind mir nämlich von Zeit zu Zeit unter meinen weiblichen Katechumenen, und zwar unter den gebildeteren, wie unter denen des niedern Standes, welche vorgekommen, mit denen ich sonst sehr zufrieden zu seyn Ursache hatte; die auch übrigens ein durchaus bescheidenes, sittsames Aeußere zeigten; von denen es mir aber um so mehr auffiel, daß sie nicht anständig genug bedeckt gingen; zu einer Zeit, wo die Mode dießfalls gerade nicht so viel erlaubte, als etwa zu andern Zeiten. Und siehe da! Es hat sich an Allen Denen, die mir in diesem Punct am meisten auffielen, nachher gefunden: sie waren nicht, wofür ich gutmüthig genug sie gehalten hatte; sie haben sich zum Theil selbst zum Gespräch des Publicums gemacht durch die Berührungen ihrer Sinnlichkeit, die sich durch jene Eigenthümlichkeit unwillkürlich verrathen hatte; damals vielleicht verrieth, ohne daß die jungen Personen dieß selbst noch ahndeten. Kurz, die Kleidung ist ein Thermometer der innern Reinheit, wie sie, in vielem andern Betracht auch, ein Spiegel der Seele ist.

Eine zweite Hinsicht bei der Kleidung ist die auf die Gesundheit. Die Kleidung darf nicht den ganzen Körper in Gefahr setzen, oder einzelnen Theilen desselben schädlich werden.

Man kennt die kleinen, d. h. verkrüppelten Füße der Chineserinnen als Folgen ihrer unnatürlichen Fußbekleidungen. Warum denn aber nach China gehn, um den nachtheiligen Einfluß des Kleiderzwanges auf den Körper zu zeigen. Mußte doch der berühmte Arzt Sömmering, als er zu einem anatomischen Kupfer ein ganz fehlerfreies weibliches Skelett brauchte, Jahre lang vergebens suchen, ehe er eines fand, weil alle mehr oder weniger die Spuren der damals herrschenden einzwängenden, verschiebenden Kleidung an sich trugen. Und als er endlich eins fand, so war es das von einer Person, die gerade dadurch sich ausgezeichnet hatte, daß sie keine der damaligen Schnür- und Press-Moden je mitgemacht hatte. Seither hat — vielleicht für die Raunen der Mode zu lange schon — die Vernunft geherrscht. Sie muß und wird in kurzem wieder vom Throne steigen, und der Thorheit, dem Widersinne Platz machen. Herrscht dieser doch bereits in einer seyn wollenden Männerwelt, die uns sogar den ekelhaften Anblick geschnürter Helden aufdrängt! Wie sollte nicht das eine Zeitlang glücklich verbannt gewesene Schnüren je länger je mehr auch in den weiblichen Kreisen wieder um sich greifen. Wer von uns irgend noch einige Jahre lebt, wird die berühmten Spinnen-Taillen, die uns seither, in den

alten Familien-Portraits und Bücher-Kupferstichen, bei dem bloßen Ansehn den Ddem verfezten, sicher wieder erleben. Mir ist eine sehr interessante Familie bekannt — (nicht hier in Livland) — aus welcher drei erwachsene Töchter in der Blüthe ihrer Jahre verstorben sind, und alle übrigen an Brustbeschwerden leiden — bloß weil sie von Jugend auf so geschnürt wurden, daß sie in der vollen Kleidung nicht einen freien Ddemzug hatten. Ich habe selbst eine Dame von hohem Stande und sonstiger hoher Liebenswürdigkeit, zusammen gepreßt wie sie war mit ihrer Kleidung, nach Luft ächzen sehen und hören; deren bald darauf erfolgter Tod mit dieser ihrer Schwachheit, der Natur zum Trotz sich eine schlanke Taille abzwängen zu wollen, vielleicht eben so sehr zusammenhing, als mit andern Ursachen. Erbarmen Sie sich, Mütter, Ihrer Töchter, und verkrüppeln Sie sie nicht, in dem Wahne, sie zu verschönern. Als ob ein gesunder, rüstiger, fester Körperbau nicht mehr werth wäre, als eine Schnürbrust-Taille!

Gegen die Witterung brauchen Frauenzimmer allerdings sich weniger zu verwahren, als die Männer: theils weil sie von Kindheit auf an dünnere Bekleidung gewöhnt sind, theils weil sie ein kälteres, wässrigeres Blut haben, und also die Einwirkungen der äußern Kälte weniger

empfinden. Aber die Art, wie nun auch hier so Manche nicht sowohl der Witterung, als dem gesunden Menschen-Verstande, Trotz bieten mit ihrer Kleidung, läßt sich doch keinesweges rechtfertigen; weder mit jener Beobachtung, noch mit der historischen Bemerkung, daß namentlich in dieser und jener Stadt, wo es des Widersinns anderer Art auch genug giebt, gerade dieser ebenfalls an der Tages-Ordnung sei. Wenn irgend etwas, so ist die Unachtsamkeit in diesem Punkte der Grund zu der Zerrüttung so vieler weiblichen Gesundheitsen in den späteren Jahren; besonders in einem Klima, wie das unfrige, das weniger durch seine Rauhgigkeit, als durch den oft so plötzlichen Wechsel der Witterung innerhalb weniger Stunden so leicht nachtheilig wird. Aber freilich gehört ein gar tiefes, gelehrtes Nachdenken dazu, um zu begreifen, daß bei dem heitersten Sonnenschein, besonders in unserm hiesigen Frühjahr, welches darum doch noch kein Frühling ist, ein schneidender Nordwind wehen könne; oder daß es an einem wirklich lauen Frühlings-Tage in den Kirchen nicht eben so warm seyn werde, als auf den Straßen; besonders aber scheint dazu unläugbar viel Scharfsinn zu gehören (wenigstens ist er so selten) einzusehen, daß im Sommer zwischen Mittag um 12 Uhr, wo man in die Umge-

bungen der Stadt zu einem Besuche ausfährt, und zwischen Mitternacht um 12 Uhr; wo man etwa zurückkommt, einiger Unterschied statt finde im Punkte der Wärme; und also auch ein Unterschied statt finden sollte im Punkte der Bekleidung. Wenn irgendwo, so sehen hier die Eitelkeit und der Leichtsinm etwas darin, sich so ganz für das zu geben, was sie sind. Wenn aber irgendwo, so müssen hier sie es auch weiterhin unausbleiblich und schwer büßen.

Drittens endlich muß die Kleidung nicht bloß Andern nicht lästig und widerlich seyn, sondern sie darf, sie soll gefallen. Was dem zufolge über Keulichkeit und Ordnung zu sagen wäre, bedarf keiner weitern Auseinandersetzung. Nur über das Gefallen erinnere ich an das so wahre Wort Jesus Sirach'ssohns: „Das ist Schmuck, so jemand reinlich ist.“ Und dann an die Beobachtung, die sich in jeder größern, geschmückten Gesellschaft uns aufdrängt, daß es beim Gefallen weit weniger auf das Kostbare, Modische, Originelle ankommt, als auf das Passende für diese Gestalt und Taille, für diese Gesicht's-Farbe, dieses Ensemble von Kleidung und Fuß. Darin liegt die Auflösung des Räthfels, wie manche Personen, die wie lebendige Aushäng-Schilder eines Moden-Magazins aussehen, die da Tage und Wochen auf ihre

Toilette für heute gewendet haben, höchstens: auffallen, nicht selten mißfallen, aber durchaus nicht gefallen; während Andere, bei aller Einfachheit, und freilich nicht selten gerade durch diese, Auge und Gemüth an sich ziehen und fesseln.

Jedermann hat, auch in Ansehung der Kleidung, gewisse Pflichten gegen das Publicum. Wenn man öffentlich erscheint, besonders in Versammlungen des Luxus, wohin nicht bloß Bälle, sondern auch Concerte, selbst das Theater, gehören, so ist es nicht genug, daß man nicht geradezu anstößig, es ist nöthig, daß man auch mit einem gewissen Anstande erscheine. Doch dieß erkennt das weibliche Geschlecht in der Regel fast ohne Ausnahme an. Aber eine andere Forderung, die das sittliche Gefühl über diesen Punct macht, wird weniger allgemein erfüllt. Namentlich Frauenzimmer, und gerade sie, sollten auch in ihrem Hause und zu den Tageszeiten, wo niemand sie sieht als die Thorigen, bei aller nöthigen Dekonomie und bei aller angemessenen Einfachheit, immer auch sauber und gefallend gekleidet seyn. Es ist doch ein ganz eignes Compliment, welches Frau oder Tochter, die sich darin vernachlässigen, ihren Haus-Angehörigen machen! Sie erklären nämlich im Grunde an Mann und Vater, Ge-

schwister und andere nächste Haus-Angehörige: „Für euch ist Alles gut genug!“ Und gewöhnlich wird man finden, daß die, welche bei ihrer Erscheinung im Publicum den meisten Aufwand machen, in ihrem Hause, den ganzen Tag wohl, und wenigstens doch den ganzen Vormittag über, oft bis zur abstoßendsten Widerlichkeit, nachlässig umhergehen.

Die Extreme taugen nirgend etwas. Im Punct der Kleidung ist das vorzüglich auffallend. Sich in der Kleidung vernachlässigen, erregt immer bei Andern widrige Gefühle und eine nachtheilige Meinung auf; verleitet zur Vernachlässigung des Körpers selbst und der damit zusammenhängenden Gesundheit; und hat Einfluß sogar auf Geist und Gemüth, daß der Mensch gleichgiltiger wird auch gegen das sittlich Schöne und Edle. Uebertreibt man es aber in der Sorgfalt für die Kleidung, so entstehen daraus zuvörderst die mannichfaltigen Gefahren eines übertriebenen Aufwandes. In der niedern Classe verleitet dieser zur groben Unsittlichkeit, zu eigentlichen Lastern. Neun Zehnthelle von allen Diebinnen unter den weiblichen Diensthboten werden dieß durch den Hang zum Pug. Und vielleicht auch neun Zehnthelle von jungen Frauenzimmern, die sich in anderer Hinsicht erniedrigen und mißbrauchen lassen, verstanden sich dazu

gleichfalls zunächst nur, um sich besser kleiden zu können, als sie dieß von ihrem Lohn oder von dem, was die Aeltern ihnen reichen können, vermögen. So muß die Seele sich bes Flecken lassen, damit der Körper glänzen könne.

In den gebildeteren Ständen — ach wohl auch solcher Beispiele giebt es, daß Schmuck gestohlen und daß die Unschuld um Geschenke verkauft wurde. Mögen aber, zur Ehre des Geschlechts, dieß auch nur höchst seltne Fälle seyn, so sind dagegen diejenigen desto häufiger, daß ein zu großer — d. h. immer: ein unbefriedigter, ein nie zu befriedigender — Hang zur Kleider-Pracht die Familien-Väter, wenn sie schwach genug sind, ihm nachzugeben, zu einem ihre Kraft übersteigenden Aufwande verleitet, in Sorgen und Schulden stürzt, ja zuweilen selbst (wovon die Beispiele nicht bloß auf dem Theater vorkommen) zu Verbrechen macht; daß der Hang zum Kleider-Luxus den nachtheiligsten Einfluß auf die Gemüths-Ruhe der schwachen kleinen Seelen hat, die sich ihm hingeben; daß er übelwollend, mißmüthig, mit Gott und aller Welt unzufrieden macht; daß derselbe, mehr als irgend etwas Anderes, zum Neid, zur Tadelsucht, zum Verläumden verleitet; daß er auf jeden Fall die Zeit, die da nützlicher hätte angewendet werden können, unnütz verschwendet, und daß er —

eine fast gar nicht anerkannte und dennoch so unlängbare, dennoch so wichtige, Folge! — nach und nach dem ganzen Charakter etwas Kleinliches, Unwürdiges, Armseliges giebt. Daher die vormaligen Puz-Damen, in ihrem späteren Alter, etwas so auffallend Kindisches und Schwaches in ihrem ganzen Charakter haben.

Eine unerkannte Versündigung, zuweilen an dem ganzen Glücke einer ganzen künftigen Haushaltung, läßt sich die Gutmüthigkeit, Unbedachtsamkeit oder Eitelkeit mancher Damen zu Schulden kommen, durch das Verschwenken abgelegter Kleider an die weiblichen Dienenden. Allerdings schließt hier die Wirthschaftlichkeit mit der Freigebigkeit einen für beide sonst seltenen Bund; und es hat selbst etwas Freundliches, Vertrauliches, daß die Dienende sich schmücken darf, womit die Gebieterin sich gekleidet hat. Aber in der Regel tritt hier einer von den beiden Fällen ein! Entweder das Uebrige paßt nicht zu dem einzelnen Prunkstück. So hat man das beschenkte Wesen abentheuerlich ausstaffirt. Oder der ganze Anzug und Puz formt sich nach jener Grundlage. Nun! so setzt das seidene Kleid, in welches man das seitherige Stuben-Mädchen, nunmehrige Frau Meisterin oder Frau Kornmesserin, am Hochzeits-Tage kleidet, mit seiner Mode-Schleppe

das Eheglück aus dem Hause, kaum daß es den Fuß hat hineinschicken wollen.

Auch Kinder verbildet, durch die Kleidung, mehr noch die eigne große Eitelkeit, als Zärtlichkeit, zur Eitelkeit. Wenn wir auch nur zugeben, daß die Diensthofen den Tag, wo die drollige Kleine ein paar neue bunte Schuhe zum erstenmal anzieht, als hohes Familienfest mit feiernden Glückwünschen begehen, geschweige denn, wenn wir selbst unsern Knaben so fantastisch kleiden, daß ihm die Blicke und Ausrufe der gaffenden Menge auf allen Straßen huldi-gen: tragen wir dann nicht selbst die Hauptschuld, wenn solche Kinder zu Geschöpfen sich gestalten, die in einen Frack nach der neuesten barocksten Mode den Werth — in einen kostbaren Shawl die Seligkeit ihres armseligen Daseyns setzen?

Als ob das Unschulbige und Unschädliche solcher kleinen Gaben und Freuden nicht für uns und die Unsrigen dem Alltags-Leben einen Reiz der Abwechslung gewähren könnte, ohne der Zukunft zugleich eine Gefahr zu bereiten!

Händlichen Sinn, häusliche Verdienste, häusliche Zufriedenheit stellt man als Ziel und Lohn des Weibes auf; man nennt das Haus Ihre Welt, und Sie die waltenden Genien die-

ser Ihrer Welt. So muß denn, in sittlichen Ansichten des weiblichen Lebens, die Wohnung auch ihre besondere Stelle erhalten.

Freilich nun wohl läßt auch die Welt des Hauses, so wenig als die übrige große, sich nicht immer gestalten nach des Menschen eignen Wunsch und Bedürfnisse. Die Reiche und Mächtigen des Geschlechts auch kann oft nicht anders wohnen, als sie nun eben muß; nach Maassgabe der Verhältnisse oder der Neigungen des Gatten und Vaters; nach der Grille eines Vorfahren auf dem Throne. Wie viel weniger kann die Mitbewohnerin einer Amtswohnung, die Lebens-Gefährtin des Mannes mit dem dürftigen Erwerb und dem reichen Kinder-Segen, und die Wittve im Stifte mäkelnd oder auch nur prüfend wählen! Aber so Viele des Geschlechts begünstigt ihr Geschick doch zu einer freien Mitwahl bei so manchem dießfalligen Bedürfnisse: Diese mögen, durch Erinnerungen auch über diese Gegenstände, sich aufmerklich machen lassen: auch dießfalls nicht die höheren Hinsichten aufzuopfern einer gänzlichen Rücksichtslosigkeit oder beschränkteren Ansichten. Und auch wo die Umstände nicht erlauben, der Erkenntniß des Bessern und Besten zu folgen, kann diese immer doch dazu dienen, zu verhüten, daß das Ungünstige nicht zum eigentlich Schädlichen werde,

und das Nachtheilige von der Einen Seite gut gemacht werde, nach Möglichkeit wenigstens, von irgend einer andern. Und zwar werde ich hier nicht die dießfalligen Obliegenheiten gegen uns selbst trennen von denen gegen Andere; denn diese Andern, von welchen in diesen Beziehungen die Rede ist, gehören mit zu unsern eignen Ich, zu dem häuslichen wenigstens; — die Kinder, die Diensthoten, die Handlungs-Gehilfen.

Die Wohnung sei zuvörderst gesund. Ist wie fern, in engen, krummen Straßen alter, zu unsaubern Eigenthümlichkeiten — privilegirter oder verbannter? — Städte irgend Eine das ganz seyn kann, gehört nicht in unsere Erörterungen. Denn nichts schon seiner Natur nach Unnützes gehört in diese. Aber gerade denjenigen von Ihnen, deren ökonomische Lage am wenigsten ein strenges Auswählen gestattet, lege ich die Frage ans Herz: Was bei feuchten, kalten Zimmern an Miethzins erspart wird, geht es nicht (auch abgesehen von der täglichen, stündlichen Unlust) wieder verloren, durch die dadurch nöthig gemachten größern Kosten für Kleidung, Bedeckung und Heizung; durch die fehlende Kundschaft beim Arzte- und Apotheker? Und geht nicht noch zugleich ein ungleich Mehreres mit verloren, schon durch die widrigen

Einwirkungen einer täglichen, stündlichen Körperlichen Unbehaglichkeit auf das Gemüth; durch die Auffammlung von Krankheits-Stoff für die späteren Lebens-Jahre, wo unsre Lebens-Kraft und alle Künste der Aerzte, den ohnehin schon auf uns eindringenden Körper-Beschwerden zu widerstehen, immer unmächtiger werden?

Ein zweites Wort geht an die Kaufherren mancher Handelsstadt; die mich freilich von hier aus nicht hören: aber eben darum! Aus dem Munde der Gattin und Tochter findet es, als gelegentliches gutes Wort der Bitte und Fürbitte, wohl eher eine gute Stätte, als wenn der Sitzenrichter selbst es an sie spräche. Wie oft liegt die Werkstätte des kaufmännischen Fleißes in einem Theile des Hauses, wo sie, dunkel, kalt und feucht, wie es da ist, unvermeidlich zur Impfstätte und zum Brüt-Ofen langwieriger unheilbarer Körper-Uebel wird. Mit allen Schätzen, die der Handelsherr da erwirbt, kann er denn wohl sich, kann er seinen Gehilfen, die in der Regel einen weit größern Theil, als er selbst, von ihrem Tage dort verbringen müssen, den Verlust der Gesundheit und des Lebens-Frohnsinns ersetzen?

Und selbst obrigkeitlich verboten werden sollten alle unterirdischen Wohnungen; mag nun in gewöhnlichen Bürger-Häusern die Sparsam-

Zeit an Raum und Geld solche Höhlen gegraben haben; oder mögen sie in Prunkgebäuden zum Aufenthalte der Dienstboten eingerichtet seyn; als Ueberreste der Barbarei einer menschen-verachtenden Zeit, oder als eine gedankenlose Nachahmung dessen, was, unter andern Himmelsstrichen als der unsrige, auch ein ganz Anderes ist. Ehrfurcht unserm Monarchen auch dafür, daß er, in unserer Stadt, nicht einmal für Verbrecher mehr unterirdische Kerker, (mochten sie in ihrer Art auch noch so menschlich seyn) dulden will! Unter die Erde gehört zum Da- wohnen der Maulwurf, der Molch und die Kröte: nicht der Mensch!

Meinen Sie jedoch nicht, Meine Zuhörerinnen! daß von ähnlichen Mägen in Hinsicht auf die Gesundheit der Wohnung sie nun eben keine treffen könne. Daß in modischen Wohnungen das Zimmer für die Kinder nicht selten ein entlegenes, unfreundliches ist, daß in ungebauten alten Häusern, damit man eine ununterbrochene Reihe von Prunkzimmern gewinne, die Dienstboten so oft zusammengepfercht werden in die engsten Behälter ohne Luft und Licht, wo es Mißbrauch der Sprache wäre, von Stuben zu reden — ist es nicht eine Folge jener Eitelkeit, welche an die Forderungen des jezeitweiligen Gesellschafts-Glanzes thdricht, ja ge-

wissenlos, aufopfert die Bedürfnisse des täglichen Lebens? Selbst auch in Hinsicht auf die Stätte, wo die Speisen zubereitet werden, sollte die wahrhaft sorgsame Hausfrau, — nun ja, warum denn nicht auch für ihre eigene Gesundheit? — noch mehr aber für die Gesundheit derjenigen Personen, die dort beständig sich aufhalten müssen, thun und verhindern und abhelfen, was nur irgend möglich ist.

Näher sogar, als die Sorge für die Gesundheit, liegt den meisten des Geschlechtes, bei ihren Wohnungen, von selbst schon die Hinsicht auf die Bequemlichkeit derselben. Dabei also brauche ich nicht zu verweilen. Nur eines Seitenblicks des Spottes kann ich mich nicht erwehren, über die Hausfrauen, welche im Besitze ganzer Häuser und langer Reihen von Zimmern, dreihundert Tage jedes Jahres sich und die ganze vielleicht zahlreiche Familie, einpuppen in die Raupen-Hülle eines einzigen Stübchens, um, an den etwa fünfundssechzig Ball- und Gesellschafts-Tagen des Jahres, die unberührte Blumen-Aue der übrigen Zimmer-Reihe, als glänzende Schmetterlinge, durchschweben zu können.

Und endlich sei die Wohnung freundlich. „Kann das — hör' ich den Spott zurück mir geben — der Moralist vorschreiben, da Bau und Lage hier entscheidet?“ Wohl kann er es; denn

diese entscheiden bei weitem nicht allein. Das Geheimniß liegt in der Reinlichkeit und Ordnung; verbunden gleichwohl mit dem Ausdruck von Behaglichkeit; und daß diese in unser Gebiet hier gehören, leidet wohl keinen Zweifel. Nicht selten hat mein vormaliges Prediger=Amte in Wohnungen mich geführt, welche — hoch zu ersteigen auf engen steilen Treppen, rückwärts hinunterzuklimmen in Keller, — Wohnungen der sichtbarsten Dürftigkeit waren; und doch so freundlich Auge und Gemüth ansprachen, weil sie, sauber gehalten, das Wenige, was sie in sich schlossen, aufgestellt trugen, jedes an seiner Stelle, alles in gefallenem Gestalten.

Jean Paul sagt irgendwo: Immer in Ordnung gehaltene Zimmer seien ein Zeichen von Kinderlosigkeit oder von Zufriedenheit. Das sollte man freilich nicht weiter sagen; damit es nicht etwa an jene Mütter kommt, welche, für die Unordnungen und Nachlässigkeiten aus ihrem Kreise und in allen ihren Umgebungen, darin gerade ein Gnaden=Manifest finden, worin der Haupt=Grund ihrer Beurtheilung liegt; nämlich eben in dem Besitze von Kindern, als welche, durch jene häusliche Verschuldungen, am meisten mit verwahrloset werden. Aber doch möge Jean Pauls Wort hier wiederholt werden, um es — vielleicht näher zu bestimmen. In

wie fern nämlich die Ordnung in den Zimmern ein Zeichen von Zufriedenheit ist, lasse ich dahin gestellt seyn, (obwohl ich gestehen muß, es insgeheim zu bezweifeln); aber ein Mittel dazu ist sie ganz gewiß. So wie die Umgebungen auf den Menschen in jeder Hinsicht weit mannichfaltiger und stärker einwirken, als wir gewöhnlich dessen uns bewußt sind: so ist insbesondere das nicht zu läugnen, daß der Blick auf eine Menge und Mannichfaltigkeit von Gegenständen, welche verworren vor uns liegen, einen unwillkürlichen Eindruck von Unruhe und Beklemmung auf uns macht, und daß man leichter athmet, wenn der Wirrwarr geordnet ist, — oder beseitigt. Denn freilich giebt es, auch bei der Ordnung, einen Augen= und Selbst=Betrug. Sie herrscht zuweilen allerdings in den Zimmern selbst, so weit diese auf den ersten Anblick übersehen werden können; desto ärger aber ist der verborgene Gräuel der Verwirrung in den Schubläden und Schränken, oder in dem Einen Zimmer, wohin Alles geflüchtet wird, was nicht vor den Augen sich zeigen darf. Natürlich straft sich dieser Betrug, wie jeder andere, durch Selbstzerstörung seines Werks; und die peinlichen Gefühle, mit welchen die Unordnung die Brust beengt, drängen sich in den Augenblicken, wo man ihnen doch nicht aus-

weichen kann, desto gewaltsamer zusammen. Daß wir genußgierigen Menschen doch so thöricht sind, da wir doch nicht immer Genüsse haben können, wenigstens doch der Wein-Gefühle uns nicht zu entledigen; wo es oft nur des herzhafsten Entschlusses zu der einen bösen Stunde kostete, die uns etwa das lange schon vorgehabte — Aufräumen in jener Commode dort machen würde!

Mit dem bis jetzt Erinnerungten wäre denn nun zugleich auch schon zum voraus ein wesentlicher Theil dessen abgemacht, was über den nun folgenden Gegenstand zu sagen seyn möchte, über häusliche Geräthschaften. Man sollte es nicht für möglich halten, wenn nicht die tägliche Erfahrung es als nur allzuwirklich darstellte, daß eine sittliche Würdigung der Dinge nöthig finden müsse, vor Allem einzuschärfen: daß jene zweckmäßig seyn sollen. Aber so gewaltsam drückt die Tyrannei der Mode, oder vielmehr, so niedrig beugt sich der Knechtssinn der Menge vor ihr, daß dieß gewöhnlich die letzte Forderung ist, welche man an Geräthschaften macht. Und so haben wir denn Fußböden, auf welchen wir keinen sichern Tritt thun können; Stühle, die man fürchten muß, mit dem ersten Niedersitzen zu zerfallen; Sopha's, (als Divans bekanntlich im Morgenlande

für Kreuzweis untergeschlagene Füße bestimmt) auf denen man die obere Hälfte des Körpers schwebend zu erhalten suchen muß, wie auf einem Seiltänzer-Brette, und für die untere ein Sousterrain sich ausbitten möchte, um sie lassen zu können; Vorhänge, welche von dem kleinen Fenster auch das kärgliche Almosen von Licht, welches die enge Straße ihm zukommen läßt, vornehm thugend abweisen — und was des Widersinnes mehr ist. Bei solcher Gedankenlosigkeit freilich ist das noch weit weniger zu erwarten, daß man die Handwerker darauf aufmerksam machen sollte, ihre Regelrectigkeit wichtigeren Hinsichten unterzuordnen, und z. B. in Zimmern, in welchen Kinder ihr Wesen treiben, die Ecken und Füße der Tische und Stühle nicht so scharf zu machen, daß, wenn jene einmal fallen, sie überall, wie von Messer-Schneiden und Gabel-Spitzen, umdroht sich sehen.

Würde die Zweckmäßigkeit der Geräthschaften besser berücksichtigt, so hätte die Moral, für ihre dießfallige höhere Forderung, schon viel Raum gewonnen. Sie sollen nämlich nicht dem häuslichen Wohlstande nachtheilig werden. Das sind sie aber nur allzuoft; in so fern sie nämlich immer modisch seyn sollen. Es besteht das Wesen der Mode eben darin, daß sie wechselt, bloß

um zu wechseln. Nun läßt sich freilich nicht behaupten, daß es für jede Geräthschaft eine einzige Form bloß gebe; das aber ist doch unläugbar, daß von den immer wechselnden Formen bei weitem die meisten zweckwidrig seyn müssen; sei es für den Gebrauch, sei es für den Eindruck aufs Auge. Halten Sie also, Meine Damen, bei allen Ihren Geräthschaften, immer streng auf Bequemlichkeit, Dauerhaftigkeit und wahre Schönheit; so wird es Ihnen durchaus unmdglich werden, mit jeder wechselnden Laune der Mode jene gleichfalls zu wechseln. Und damit gewinnen Sie unendlich viel für Ihre Oekonomie. Denn für diese erweist sich, unter allen Gattungen des Luxus, die mit den Geräthschaften als eine der verderblichsten; und doch ist das reichste Haus selbst (auch wenn es thbricht genug dazu seyn wollte) nicht reich genug, um jede neue Mode in allen diesen Dingen mitzumachen.

Erwarten Sie vielleicht, Meine Verehrten, an dieser Stelle auch ein Wort über die Befolgung der Mode überhaupt? Allerdings gehdrt das hierher! Aber wie soll ich es sprechen? Kann ich, an unserm Strome, auf einen Wasfer-Punct hinzeigen und sagen: „Den meine ich“? Noch indem ich das ausspreche, sind es ja schon wieder andere Tropfen, die dort sich

drängen! Mit allen Erläuterungen, Winken und Warnungen, in einem Vortrage über die Mode, hätte der Moralist doch nur das Schicksal des Malers, von dessen treuen historischen Portraits man sich mit einer Art von Ekel wendet; indem man, durch eine sonderbare, aber alltägliche, Täuschung der Seele, das Geschmacklose und Altfränkische in den Trachten ihm zur Last legt, als habe er es geschafften, da er es doch nur nachgebildet hatte.

Wie flüchtig denn aber immer die Mode in ihren einzelnen Erscheinungen seyn mag: die Moral hat dessen ungeachtet — oder vielmehr sie hat eben darum — für sie desto fester bleibende Grundsätze.

Der erste ist: Nie kann die Mode entbinden von den Forderungen irgend einer Pflicht. Ich würde mein eigenes sittliches Gefühl verletzen, wie das Ihrige, wenn ich hier umständlich seyn wollte in der Schilderung gewisser Kleidungs-Moden, wie sie von Zeit zu Zeit — man weiß ja wohl: woher kommen und wohin leiten? Aber hier mag das Hallersche Sauer der Moral, das sonst nur stärken und erfrischen soll, wohl auch einmal äßen. Zusammengedrängt werde Alles, was sich darüber sagen ließe, in dem Einen Schmach-Worte: „Sie sind unzüchtig!“  
Anderer (und jene gehdren dazu

auch mit) sind gefährlich für die Gesundheit. Pariser Schriftsteller eifern gegen diese und jene Mode, als dem dortigen Klima nicht angemessen. Und eben diese und jene Mode wird in dem Klima von Riga und Petersburg nachgeahmt! Was kann am Ende der Arzt da thun, als — verschreiben und verzweifeln?

Zweitens: Immer müssen, und können, auch bei der Mode, Hinsichten des Verstandes und des Schönheits-Gefühls genommen werden. Gehen Sie alle die Moden durch, welche so eben an der Tages-Ordnung sind, von der Form Ihrer Hüfte an, bis zur innern Anordnung eines neuerbauten Hauses — immer werden Sie finden: Ein Drittheil ist geradezu zweckwidrig. (Spräche ich zu Männern, wo ich aus der vollen Brust, sei es denn auch rauh, sprechen dürfte, so würde ich sagen: widersinnig.) Ein zweites Drittheil beleidigt den höheren Schönheits Sinn und selbst jedes gesunde Auge. Und von Glück hat ein Zeit-Punct zu sagen, in welchem nun in der That das letzte Drittheil der herrschenden Moden wirklichen Gewinn an Bequemlichkeit und wahrer Schönheit giebt. Ich wiederhole es: Gehen Sie alle, alle jetzigen Moden in dieser Art durch. Und spräche ich nach zehn, und nach zwanzig, Jahren wieder zu Ihnen, so würde ich dasselbe wiederholen. Nun!

und unter solchen Umständen könnte irgend ein denkendes Wesen, den Grillen und Launen der Mode sich hingeben, ohne ein Wort des eignen Urtheils, einen Blick der eignen Prüfung sich zu erlauben?

Drittens: Da Mode Willkür ist und Wechsel fordert, und für die Welt nur mitgemacht wird: so hat sie nirgends einzusprechen, wo es der eignen Person allein, und noch weniger, wo es Bleibendem und nach höhern Gesetzen Geordnetem gilt. Auch bei dem, was Niemand sieht, und der Einzelne selbst nur fühlt, nicht nach der Nothdurft und Bequemlichkeit, sondern nach der Mode sich richten, ist eine Thorheit. Und nach der Mode sich richten, da, wo Gründe und Grundsätze entscheiden müssen, ist Verkehrtheit, ist Sünde. Ob Ihr Sohn Lateinisch und Griechisch, Ihre Tochter Englisch und Guitarre lernen soll, muß nicht davon abhängen; was dießfalls eben nun an der Tages-Ordnung ist, sondern was deren künftige Bestimmung, Ihre jetzige häusliche Lage, was Talent und Gelegenheit fordern und erlauben. Möge keine Einzige Ihres ganzen Kreises ihr Kind selbst säugen, Du mußt es, junge Mutter, sobald Du es kannst. Wenn aber auch alle Deine Freundinnen selbst stillen — wir lieben und wir theilen Deinen Schmerz — aber Du darfst es nicht,

so bald der Arzt es Dir verbietet. Und wenn eine ganze leichtsinnige Stadt, ein ganzes religiös-indifferentes Land das Skandal des Lauf-Auffschubes zur Mode gemacht hätte: so wird dennoch keine wahrhaft religiöse Mutter, keine, die nur irgend einmal den eigentlichen Zweck unserer Kinder-Taufe nachdenkend gewürdigt hat, sich erlauben, deshalb nun auch ihr Kind in die Monate und Viertel-Jahre ungetauft liegen zu lassen; und dadurch der heiligen Feierlichkeit das religiös-Feierliche so mannichfaltig zu stören; das menschlich-Rührende und häuslich-Zarte ganz zu entziehen.

Viertens endlich aber: In so fern eine Mode keine Pflicht verletzt und keiner Hinsicht entgegensteht; in so fern sie für Gleichgiltiges gleichgiltige Form ist, so soll man auch nicht ihr Troß bieten wollen. In den Alltäglichkeiten und Armseligkeiten des Lebens sein Eignes sich selbst ausdenken und gestalten zu wollen, legt auf dergleichen höhern Werth, als dem Nichtigen, Niedern gebührt. In Solchem vorsätzlich anders sich nehmen und geben, als die ganze übrige Welt sich nimmt und giebt, verräth eine gewisse Nicht-Achtung der Mit-Menschen; einen geheimen Dünkel besserer Einsichten und Gesinnungen; wobei die Anekdote von zwei griechischen Philosophen sich wiederholt, wo der

Eine, den kostbaren Teppich des Andern beschmügend, sagte: „Ich trete deine Eitelkeit mit Füßen“, und der Andere sehr wahr antwortete: „Ja! mit der deinigen!“

In wie fern man nun aber sich beeilen müsse, jede Mode sogleich aufzunehmen, und bis zu welchem Grade man ihr folgen dürfe, möge eine Jede von Ihnen, Meine Zuhörerinnen, sich selbst abnehmen aus der Bemerkung, die Sie gewiß alle selbst auch schon gemacht haben, wenn Sie auch vielleicht zu weichherzig gewesen sind, sie auszusprechen. Am meisten modisch sind die leersten Männer; leer nämlich an Geist und Verdiensten; so wie die vollsten Frauen, voll nämlich von Mängeln und Gebrechen. Beide bestimmt ein sehr richtiges Gefühl ihres Bedürfnisses: abzulenken das Auge und den Sinn der Menschen von ihrer Person auf ihre Umgebungen. Man soll Gesicht und Wuchs und Haltung nicht ansehen, indem man auf Coiffure, Schnitt und Farben sieht. Man soll den guten Mann nicht sprechen hören und nicht fragen: Wer ist er und wie ward er das? Darum blendet er uns mit dem Geschirr und betäubt uns mit dem Gepruhste seines Zerr-Prisprafches.

## Neunundzwanzigste Vorlesung.

Geistes-Pflege überhaupt. Auffassungs-  
Vermögen. Gedächtniß.

Bei der Materie, die uns nunmehr beschäftigen soll, müssen wir zuvörderst einige Mißverständnisse, Verwechslungen wenigstens von sehr verschiedenartigen Begriffen, beseitigen. Von der Pflege und Bildung des Geistes wird die Rede seyn. Manche unserer Damen — (in dieser Versammlung natürlich keine! denn wenn Sie nicht Sinn für die Sache hätten, so wären Sie hier nicht erschienen) — aber manche Andere erschrickt vor dem bloßen Worte, und meint: man wolle sie zur Gelehrten machen — (womit es übrigens, gerade bei Solchen, aus mehreren Gründen, ganz und gar keine Gefahr hat!) Andere aber, auch selbst wohl hier, hören das Wort: „Geistes-Bildung“, mit einem gewissen Mißtrauen wenigstens. Sie kennen etwa selbst sehr belesene, sehr geistreiche Frauenzimmer, die dabei doch wenig tauglich für ihren Beruf, unerträglich vielleicht für die Gesellschaft sind. Oder Sie haben von Männern, die das Ausland kennen, gehört, daß man, in manchen Gegenden

desselben, unter dem weiblichen Geschlechte wirklich eine höhere und allgemeinere Geistes-Cultur findet, als bei uns; daß dieselben Männer aber doch, daß so oft selbst geborne Ausländer, (und daß nicht etwa gegen Damen, sondern unter einander) die Bemerkung machen, unser hiesiges Frauenzimmer zeichne sich dafür durch reinere Sittlichkeit, und selbst auch durch wahre weibliche gesellschaftliche Liebenswürdigkeit, aus. So, daß es scheinen könnte, als ob letztere Vorzüge und Geistes-Bildung nicht füglich neben einander bestehen könnten.

Dann verwechselt man Geistes-Bildung und Bildung überhaupt. Man kann jene in hohem Grade, und diese darum doch nicht hinlänglich besitzen; denn zur eigentlichen Bildung, im edleren Sinne des Wortes, selbst für den Mann, weit mehr aber noch für das Weib, gehören auch Eigenschaften des Gemüths und Charakters, die da gewöhnlich fehlen, wo Menschen mit vieler Geistes-Bildung als tadelnswürdig, oder gar verächtlich erscheinen.

Allerdings aber ist Geistes-Bildung zur wahren Bildung auch durchaus mit erforderlich. Nur muß man hier wieder nicht an förmliche Gelehrsamkeit denken. Nicht einmal bei den eigentlichen Gelehrten vom Fache, geschweige denn beim weiblichen Geschlechte. Was für diese

zur Geistes-Bildung gehört, wird in diesem Abschnitte — was weibliche Bildung überhaupt ist, kann erst, nachdem wir noch die Materien vom Gemüth und Charakter werden besprochen haben, aufgestellt werden.

Die Geistes-Bildung umfaßt theils gewisse Fertigkeiten, die man sich erwerben, theils gewisse Kenntnisse, die man einsammeln muß. Eine jede Sache nicht bloß aufnehmen, wie sie dem äußern Sinne sich giebt, sondern zu einem Gegenstande des Nachdenkens machen; überhaupt sich üben, anhaltend und selbst angestrengt nachzudenken — sollten Sie wohl glauben, daß dieß selbst in Hinsicht auf Gesundheit und Krankheit des Körpers vortheilhaft ist? Und doch verhält es sich in der That so! Bewegung des Innern ist so nothwendig, als die äußere; jene kann unter Umständen diese sogar ersetzen; und ganz gewiß wirken anhaltende Geistes-Beschäftigungen auf die Gesundheit nicht so nachtheilig, als gänzlicher gedankenloser Müßiggang. So viele Beispiele ferner beweisen es, daß man sehr drückende Körper-Uebel, die heftigsten Schmerzen sogar, vergessen kann über Geistes-Anstrengung. Noch einleuchtender ist der Einfluß eines wohlgeordneten Geistes auf die Heiterkeit des Gemüthes. Schon aus dem so eben angeführten Grunde. Und auch noch aus dem, daß des

Menschen Mißmuth und Verstimmung, weit öfter als man es insgemein glaubt, von irrigen Ansichten der Dinge herrührt. Wenn man die Sachen in ihrem wahren Lichte sieht, sowohl was gewöhnlich als Güter des Lebens begehrt, als was als Uebel geschauet wird — so werden sie beide — gleichgiltig? Wer wird das behaupten wollen! Aber sie verlieren durchaus, jene von ihrer Wünschenswürdigkeit, diese von ihrem Abschreckenden. Dieß ist besonders für die weibliche Gemüthruhe höchst wichtig. Was so viele Personen Ihres Geschlechts wünschen, als zum Lebens-Glück durchaus nothwendig, erscheint immer nur von Einer Seite begehrendwerth; von andern entbehrlich; von manchen selbst bedenklich. Erinnern Sie sich, was dießfalls schon mehrmals gelegentlich bemerkt worden ist, über die begehrtesten Lebens-Güter. Hinwiederum, was bei dem bloßen Gedanken daran zurückstößt: je genauer man es beobachtet, je tiefer man eindringt in seine Natur, desto mehr schnt man sich damit aus; man kann es lieb gewinnen sogar. Gilt das ja in gewisser Hinsicht sogar vom Tode.

Noch ist aber das Wichtigste übrig. Und was gerade recht eigentlich hierher gehört, ob schon anderwärts bereits einmal gelegentlich davon gesprochen worden ist. Das weibliche Ge-

schlecht hat ein so zartes, feines sittliches Gefühl — das gestehen selbst dessen unbilligste Beurtheiler unter den Männern ihm zu. Gleichwohl aber können hinwiederum auch Ihre herzlichsten Verehrer nicht läugnen, daß gerade nun auch Frauenzimmer, und sonst gute achtungswürdige Personen, Dinge gleichgiltig finden, Dinge als Pflicht wohl gar fordern, die gegen die allerersten Grundsätze der Sittlichkeit verstossen. So Manche des Geschlechts werden sich durchaus kein Gewissen daraus machen, einen geizigen Reichen betrügen, geradezu bestehen zu helfen, um einer unglücklichen Familie zu helfen. Es verlangen Frauenzimmer falsche Zeugnisse, meineidige Amts-Attestate, um jemanden zu seinem Glücke, wie sie das nennen, behilflich zu seyn; in den Taufscheinen z. B. ein falsches Jahr, einen falschen Namen oder Charakter, ein uneheliches Kind für ein eheliches anzugeben und dergleichen. So etwas läßt sich durchaus nur daher erklären, daß so Viele des Geschlechts ihre ganze Sittlichkeit einzig und allein auf dem bloßen Gefühle und Mitgeföhle beruhen lassen; und ganz und gar nicht auf richtige Einsichten und Grundsätze sie gründen: kurz daß sie sich mit dem Denken nicht befassen mögen. Denn so wie in irgend einem der angeführten Fälle, auch die im Denken Ungeüb-

teste nur ein wenig überlegen wollte, was dann aus der Welt werden sollte, wenn jeder Mensch immer bloß nach seinem Bedürfnisse des Augenblicks handeln wollte und nicht nach dem, was nöthig für das Wohl des großen Ganzen, was recht an sich ist: so ist es gar keine Frage, daß nicht selbst Jene das Unstatthafte ihrer Forderungen sogleich einsehen sollte.

Einer gewissen Summe von andern Kenntnissen auch noch, als die zur eigentlichen Wirthschaft oder für die Hand-Arbeiten gehören, bedarf das Weib für ihre Bestimmung als Mutter. Nicht, um den wissenschaftlichen Unterricht der Kinder selbst zu übernehmen (kann und will sie das, warum sollte sie es nicht dürfen? Aber das läßt sich nicht fordern.) Nicht um Hofmeister und Lehrer, in ihren Stunden, selbst zu belehren und zu behofmeistern — denn das kann, wie sich leicht begreifen läßt, nie von guten Folgen seyn. Sondern darum muß eine Mutter, als solche, nicht von allen Kenntnissen entblößt seyn, um, besonders im Nothfall, Einiges selbst den Kindern beizubringen; (das Lesenlehren sollte keine Mutter sich nehmen lassen) um den Kindern Antwort geben zu können wenigstens auf einen Theil der zahllosen Fragen, welche diese in gewissen Jahren zu thun gewohnt sind. Und endlich warum denn nicht auch, um

wenigstens selbst beobachten zu können, in wiefern das zweckmäßig ist, was der Lehrer lehrt und wie er lehrt; und in wiefern die Kinder für sich das arbeiten, was ihnen aufgegeben worden ist!

Auch der Gattin, als solcher, werden einige andere Kenntnisse noch, als die der Köchin, Wäscherin, Näherin zuträglich seyn. Nicht, um mit dem Gatten gelehrte Gespräche zu führen. Denn ist er ein Gelehrter, so werden dergleichen ihm selten Genüge thun; und ist er kein Gelehrter, so drücken und geniren sie ihn. Aber um Sinn dafür zu haben, wenn der Gatte der Gattin irgend etwas, wovon er glaubt, daß es auch ein Frauenzimmer interessiren könne, mittheilt; um über Theater, Unterhaltungs-Lectüre und Zeit-Begebenheiten sprechen zu hören, und ein gelegentliches Wort mit sprechen zu können, ohne sich lächerlich zu machen; — dazu bedarf es, in den gebildeteren Ständen, für die Frau auch, eines gewissen Maasses von Kenntnissen. Und eben desselben bedarf eine Jede auch schon als Gesellschafterin; was doch ebenfalls eine Jede, bis auf einen gewissen Grad der förmlichen Ausbildung dazu, seyn soll.

Endlich aber, wollten Sie denn nicht auch das mit in Anschlag bringen, daß Sie in den höheren Kenntnissen der Natur-Kunde, der Wbl-

fer-Geschichte und der Religion, einen Schatz für stille Selbst-Beschäftigung, eine Quelle von Genüssen haben, die unabhängig sind von Ort und Zeit und Glücke; womit sie in der abgesehensten ländlichen Einsamkeit, in der kummervollsten Zurückgezogenheit, und in dem übrigen freudenlosesten Alter noch, sich schadlos halten können für tausend andere Entbehrungen; und deren Gewinn die unsterbliche Seele mit hinüber nimmt in die Ewigkeit.

Wollen wir nun die einzelnen Geistes-Kräfte näher betrachten. Die erste ist das Auffassungs-Vermögen. Ist dieß zu schwach, zu stumpf, so entsteht jene Benommenheit, in welcher Menschen, auch bei wachem Zustande, immer halb im Schlafe zu seyn scheinen. Nur bei Wenigen ist das wirklich eine zu karge Ausstattung von Seiten der Natur. In den mehresten Fällen ist es Folge von Mangel an Entwicklung der Geistes-Kräfte; oder körperliche Erschöpfung, wie sie insbesondere aus Ausschweifungen entsteht. Zuweilen aber fühlen die rüstigsten und geistvollsten Menschen sich in einem solchen Zustande. Dann liegt gewöhnlich eine schwere Krankheit im Körper, der man vorbeugen muß; oder es drückt eine schwere Sorge, ein tiefer Kummer auf den Geist. Vermag man auch eine solche

Last nicht so leicht abzuwerfen, so müßte man sie doch wenigstens, von der aller-ungelegensten Stelle, wo sie liegen kann, daß ich so sagen mag, wegzuschieben sich bemühen. Unter Allem zuletzt muß der Mensch seinen vollen, freien Vernunft-Gebrauch sich rauben lassen. Bei den Kindern entsteht jene Stumpfheit des Auffassungs-Bermögens, oder, wie man das hier provincieell ausdrückt, jene Däßigkeit, in den früheren Jahren, aus zu vielem Essen und zu vielem Schlafen; weiterhin — was aber leider auch oft sehr früh schon statt findet — aus geheimer Schwächung des Körpers.

Zerstreuung ist mit der Benommenheit nahe verwandt. „Ich war in Gedanken“, heißt oft durchaus gar nichts anders, als „ich war ohne Gedanken“ (in so fern nämlich der Mensch das wirklich seyn kann) ich befand mich in dem Zustande eines dumpfen Hinbrütens. Bei diesem liegt denn auch immer Schwäche und Erschöpfung zum Grunde, wenn sie auch nur vorübergehend ist. Wer auf sich acht hat, wird finden, daß man, auch ohne sonst diesen Fehler an sich zu haben, ihn an sich verspürt, sobald man nicht wohl ist; sobald man den Geist zu sehr angestrengt, sobald das Gemüth an einer Reihe widriger Vorstellungen sich gleichsam abgearbeitet hat. Die Zerstreuung junger Mädchen in

einer gewissen Periode hat ihren Grund gerade in der Revolution, an welcher die Natur jetzt bei ihnen arbeitet; so daß sie von den Aerzten selbst als ein Zeichen dieser Revolution angegeben wird. Unterdessen müssen aufmerksame Mütter doch acht haben, ob sie nicht vielleicht aus andern Gründen entsteht. Es lassen sich deren mehrere denken, von denen keiner erfreulich ist. Und auch wo die Zerstreuung wirklich bloß jenen unvermeidlichen körperlichen Grund hat, muß man darauf hin arbeiten, daß auch der jugendliche Geist schon sich gewöhne, den Körper sich unterzuordnen. Das junge Mädchen muß sich zusammen nehmen lernen.

Bei jeder Zerstreuung, auch bei uns Erwachsenen, liegt immer eine gewisse Schwäche zum Grunde; daß nämlich Ein Gedanke, Ein Bild sich unserm ganzen Wesens so bemächtigt, daß wir für nichts Anderes um uns her mehr Sinn haben. Da nun aber Aufmerksamkeit auf Alles, Fähigkeit, von einem Gegenstande zum andern schnell überzugehen, die Seele ist, müßt ich sagen, von aller weiblichen häuslichen Thätigkeit: so ergiebt sich schon daraus (wenn auch nicht die traurige tägliche Erfahrung es lehrte) wie nachtheilig jener Fehler insbesondere an Frauenzimmern ist. Und doch ist Zerstreuung

in den gebildeten Ständen eine so allgemeine Krankheit! Weil eben die gebildeten Stände es sich so ernstlich, und freilich denn auch mit so sichtbarem Erfolge, angelegen seyn lassen, ihre Nerven möglichst zu ruiniren. Seebad, Reisen, Land-Aufenthalt werden dießfalls auch den Geist wieder herstellen, so wie sie den Körper stärken. Bisweilen liegt das Uebel aber tiefer; in der Seele selbst. Nun da ist das Genesungs-Mittel vorzuschlagen freilich eben so leicht, als die Cur auszuführen schwer. Man suche sich von der Leidenschaft, aus der das Uebel entsteht, zu heilen. Wo man — wie es vielleicht am öftersten der Fall seyn mag — sich gar keinen eigentlichen Hauptgrund von seiner Zerstreutheit anzugeben weiß, da kommt man vielleicht mit einem sehr simplen Hausmittel ab, wenn man es nur anhaltend braucht. „Es ist doch albern“, muß man sich sagen, „daß ich so bin. Ich will es nicht seyn!“ In dem Falle kann man wirklich, was man will. Man nehme sich nur gehörig zusammen. An Kindern muß man die Zerstreutheit durchaus nicht dulden. So wie sie sich zeigt, spüre man der Quelle nach, und gebe sich alle Mühe, diese zu verstopfen. Ernst und Strenge sind, für jeden Fall, wo das Uebel nicht bloß im Körper liegt, und selbst auch, wenn es darin liegt, die besten Mittel. Ausgezeichnet

zerstreute Menschen sind dieß gewöhnlich durch jugendliche Verwöhnung geworden.

Dieselben Mittel, Ernst und Strenge nämlich, brauche man auch gegen die Flatterhaftigkeit der Kinder; welche theils auch aus einer Schwäche des Fassungs-Vermögens, theils aus einer zu großen Lebendigkeit der Phantasie herrührt. Daß oft die fähigsten Kinder zugleich die flatterhaftesten sind, ist wahr; eben so wahr aber, daß die fähigsten Menschen gar nicht immer auch die brauchbarsten und zuverlässigsten sind; vielmehr leider nur allzuoft gerade das Gegentheil. Eben wegen dieses Hanges zur Flatterhaftigkeit; die bei erwachsenen Menschen nicht mehr diesen Namen führt, aber dieselbe Natur noch hat und gleiche, nur hier noch schlimmere, Folgen hervorbringt, als beim Kinde. Eine unglaubliche Menge von Fehlern und Mißgriffen in den Geschäften, und eine noch größere Menge von Lügen, Verläumdungen und Lästerungen entsteht daher, daß so viele Menschen sehen, ohne recht hinzusehen, hören mit halbem Ohre nur und mit einem Vierteltheil Verstande. Da mögen sie es denn gar nicht böse meinen; sie machen es darum doch oft sehr böse. So erinnere ich mich des Falles, daß in einer Gesellschaft von einem Manne die Rede war, dessen damaliges Schicksal jeder bedauerte, weil er als ein so ausgezeichnet

rechtlicher Mann bekannt war. „Er hat aber doch viel Unheil gestiftet; er hat insbesondere ungeheure Summen zusammengeraubt“ — sagte Einer — als er in der und der Verbindung stand. Zum Glücke hatte der Leidende in der angeführten Verbindung nie gestanden, und so ergab es sich denn sogleich, daß hier eine Verwechslung der Namen statt fand, die übrigens auch keine weitere Ähnlichkeit hatten, als in den ersten beiden Buchstaben. So, werden Sie finden, entstehen bald die drolligsten, bald die ärgerlichsten Stadt = Geschichten daraus, daß jemand weiter erzählt, was er nicht ganz, oder nicht recht gehört hat; daß dieß sein Machwerk nun an einen zweiten kommt, der es in gleicher Art verarbeitet; und daß dieß so fortgeht, bis am Ende der Augenzeuge oder der erste Erzähler der Sache sie schlechterdings nicht wieder zu erkennen im Stande ist. Das ist, nach meiner Ueberzeugung, ein Haupt = Empfehlung = Grund für die Pestalozzische Erziehungs = Methode; zumal wenn sie, wie das eigentlich seyn muß, sehr frühe bei den Kindern angewendet wird. In ihr nämlich wird Alles darauf angelegt, daß die Kinder den Gegenstand, auf den man sie aufmerksam macht, von allen Seiten betrachten; Alles Einzelne, was dazu gehört, bemerken; was sie bemerken, bestimmt ausdrücken müssen:

und so die Sache, was man sagen kann, erschöpfen lernen.

Wodurch die Flatterhaftigkeit bei Kindern sehr unterhalten wird, ist, wenn man der Neugierde bei ihnen zu viel nachsieht. Denn je größer das Bedürfniß ist, immer etwas Anderes, Neues zu sehen und zu hören, desto weniger wird man und kann man verweilen bei dem, worauf sich die Aufmerksamkeit zuerst gerichtet hat. Die Neugierde entsteht bei Kindern freilich eben daher, von woher sie bei uns Erwachsenen entsteht: aus dem Verlangen nach Ideen; aber um so mehr schränke man dieses ein auf das, was in ihrem eigentlichen Kreise, was ihnen zunächst liegt. Man muß sie durchaus nicht gewöhnen, wissen zu wollen, bei jedem Gange, den man thut, wohin, und von jedem Menschen, der ins Haus kommt, wer es ist. Denn das bildet Menschen, deren Kopf der Rehrichwinkel aller Stadt = Klatschereien ist; die sich erlauben, an Thüren zu horchen, fremde Domestiken auszufragen, Briefe zu erbrechen, und selbst noch ärgere Niederträchtigkeiten zu begehen; um nur in ihre leere Seele etwas zu bringen, was einer Idee ähnlich sieht; oder ihrer unermüdblichen Zunge Stoff zum Reden und Bereden zu geben.

Die Neugierde hat mehrere Arten, die am

Ende wohl auf Eine sich hinausführen lassen, indessen hier füglich doch unterschieden werden. Die eine ist, wenn man nach eigentlichen Geheimnissen begierig ist; und z. B. nicht zwei Menschen kann mit einander reden sehen, besonders nicht vertraulich und heimlich, ohne daß man erfahren möchte, was sie wohl reden; niemanden, der einen irgend interessirt, unter nicht ganz gewöhnlichen Umständen kann gehen oder fahren sehen, ohne wissen zu wollen, wohin und wozu? So gewöhnlich nun auch diese Art der Neugierde seyn mag, so tadelnswerth erscheint sie gleichwohl bei genauerer Betrachtung. Immer ist sie eine Unbescheidenheit und Unmaßung gegen Andere; und fast immer wird sie zur Ungerechtigkeit; bald durch die Mittel, die man anwendet, sie zu befriedigen; bald durch den Gebrauch, den man macht von dem, was man erfahren hat. Man halte diese Neugierde aber ja nicht, wie gewöhnlich geschieht, für einen bloß, oder doch zunächst, weiblichen Fehler. Es giebt Männer, die sie in einem so widrigen Grade an sich haben, als kein einziges Frauenzimmer. Sie entsteht allerdings zunächst bei Müßiggängern, aus dem Bedürfnisse, irgend eine, und eine anziehende, Beschäftigung für den Geist zu haben. Aber man findet sie auch bei Personen, die genug zu thun haben und

wirklich viel thun. Da liegt denn ein Grund davon in der Eitelkeit, sich wichtig machen zu wollen durch etwas, was nicht jeder weiß. Am meisten aber entspringt sie aus der Sucht, sich über Andere aufzuhalten; aus dem Pharisäer-Hange, zu beten: „Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin, wie andere Leute;“ entspringt aus der eigentlichen und förmlichen Verläumdungs- und Lasterungs-Wuth; als welche wirklich bei manchen Menschen gerade so eine Krankheit ist, wie die der tollen Hunde; sie müssen jeden, der das Unglück hat, ihnen in den Weg zu kommen, beißen oder doch begeifern.

Solchen nämlich giebt das Geheimnißvolle oder Ungewöhnliche bei einer Sache die Hoffnung, daß da etwas Schlechtes, Zweideutiges oder doch Unverständiges zu gewinnen seyn wird; und darnach haben denn solche Leute einen eben so starken Appetit, und haben dafür eine eben so feine Bitterung, wie die Krähen nach — nun man weiß ja wohl nach was.

Aber noch eine sehr wichtige hierher gehörende Bemerkung. Jene Neugierde, die nicht gerade auf eigentliche Geheimnisse aus ist, aber doch auf das, was in der Regel nicht ins große Publicum kommt, sondern sich beschränkt auf das Haus, in welchem es vorgeht; jene nämlich, bei der man sich darum bekümmert, ob Mann

und Frau einander des Morgens grüßen oder küssen; wie oft die Frau des Tages mit den Domestiken schilt; ob die Kinder des Nachmittags Thee oder Milch bekommen; wie viel Gäste und welche Gerichte bei der letzten Abend-Gesellschaft waren — diese horschende, schwatzende, klatschende Neugier, in welcher manche Dame eine mit Recht so gefürchtete Stärke hat, ob schon allerdings manche Männer mit ihnen wetteifern, und das noch obendrein Männer aus Ständen, wo man dieß am wenigsten suchen sollte — sie ist von der eben geschilderten, lauernben und lästernden, die leibliche Cousine.

Eine andere Art der Neugierde will nur Bilder vor die Augen und Gedanken-Schatten in die Seele haben, gleichviel was sie vorstellen. Diese stellt sich denn, wenn sie das Damenkleid trägt, ans Fenster, und setzt sich in den Sommer-Wohnungen vor die Thüre; Männer mit dieser Liebhaberei treiben sich auf den Märkten und andern belebten Straßen umher, oder nehmen die Sitze an den öffentlichen Spaziergängen in Erbpacht, um nun die Musterung passiren zu lassen, Alles was Füße hat; vier oder zwei. Denn auch eine Reihe leerer Bauer-Schlitten kann dergleichen Welt- und Menschen-Beobachter anziehen; gleichviel, es giebt doch etwas zu sehen. Sie werden finden, mit besonderm Ne-

spect sprech' ich von dieser Liebhaberei eben nicht. Aber wie könnte ich es auch, da sie immer auf eine Leere hindeutet; es sei nun an Kraft, etwas Besseres zu thun, oder an dem Willen dazu, oder an edlerem Stoffe zum Vergnügen. Unter dessen kann man gegen diese Neu- oder eigentlich Gaff-Gierde doch weiter auch nicht unwillig seyn; und in so fern jemand zu seiner Erholung so etwas thut, oder, wie das beim weiblichen Geschlechte insbesondere oft der Fall ist, die häusliche Einsamkeit, Dede vielleicht, sich dadurch unterhaltender, erträglicher zu machen sucht: so wäre es Grausamkeit, Unbilligkeit wenigstens, dagegen zu eifern. Auch schon in so fern, als man niemanden muß vorschreiben wollen, worin er sein Vergnügen finden soll, sobald er es nur nicht in etwas offenbar Unrechtem sucht.

Die dritte Art der Neugierde endlich, über welche man auch oft spottet, möchte ich geradezu in Schutz nehmen. Das ist bei Ihrem Geschlechte die, welche sich mit den Ereignissen des Tages in ihrem nächsten Kreise beschäftigt; mit Brautpaaren und Todesfällen; mit Niederkunften und Nerven-Fiebern, wer jetzt gerade danieder liegt. Bei uns Männern nimmt sie dergleichen nur beiher mit, geht aber nun weiter und zieht die politischen Neuigkeiten mit in

ihren Kreis. Bei dieser Neugierde liegt ein sehr natürliches Menschen-Gefühl zum Grunde, dem es Bedürfniß ist, angeregt zu werden selbst durch die alltäglichsten Vorfälle des Lebens. Und wo es den Angelegenheiten von Städten und Ländern, Krieg und Frieden für Reiche und Erdtheile gilt — da nichts wissen zu wollen von Gang und Ausgang, wäre sogar eben so unrecht als unnatürlich; (wofern man es sich nicht vielleicht versagt aus Seelen-Diätetik, um nicht mit Widrigem das Herz sich zu zerreißen.) Spotten Sie also nicht über den Zeitungs-Hunger von uns Männern; wir wollen die Rigischen Damen dafür ungestört auch im Stadtblatte \*) die letzte Seite immer zuerst lesen lassen, und Die anderer Städte in der Kirche bei der Abkündigung darauf aufmerksam horchen lassen. Und über das, was von beiden Seiten dießfalls an Schwachheiten mit unterläuft, wollen wir uns trösten mit dem schönen Verse des lateinischen Schauspiel-Dichters Terentius: „Ich bin ein Mensch, und nichts, was Menschen angeht, achte ich mir fremd!“

Eine zweite Seelenkraft, welche einige Be-

\*) Ein Wochenblatt, dessen letzte Seite die Namen der Getauften, Beerdigten und Proklamirten enthält.

merkungen fordert, ist das Gedächtniß. Es giebt — auch wieder nicht in seiner Natur, sondern nur in seinen Aeußerungen — ein doppeltes Gedächtniß: ein Ideen- und Wörter- und ein Sachen-Gedächtniß. Es kann jemand mit Leichtigkeit ganze Vogen auswendig lernen und wird vielleicht von drei Geschäften, die er so eben unter den Händen hat, eines sicher vergessen. Jedes Gedächtniß also muß in seiner Art geübt und gestärkt werden. Auch das Wort- und Ideen-Gedächtniß ist sehr schätzbar, auch für Ihr Geschlecht. Eine schöne Stelle aus einem Dichter, ein erbauliches oder freundliches Lied auswendig zu wissen, eine verwickelte Geschichte, die man gelesen oder gehört hat, den Inhalt eines Schauspiels treu zu behalten, ist ein Talent, das im gesellschaftlichen Umgange, das insbesondere für die Unterhaltungen des häuslichen Zirkels höchst schätzbar ist. Dieß Gedächtniß nun allerdings übt und stärkt man an sich, und an Kindern, am besten durch fleißiges Auswendig-lernen; aber nicht sowohl durch Vieles und Vielerlei und nur so obenhin Gelerntes (vielmehr verdirbt das gerade das Gedächtniß) sondern durch recht genaues und festes; und durch spätere Wiederholung dessen, was man einmal auswendig gelernt hat. Eben so gewöhne man sich, so wie man eine Geschichte durch-

gelesen hat, und Tages darauf, wenn man im Schauspiel gewesen ist, sich selbst zu überhören, ob man den ganzen Faden aufgefaßt und festgehalten hat. Besonders sollte man Kinder, mehr als gewöhnlich geschieht, nöthigen, in dieser Art von ihrem Lesen Rechenschaft zu geben; man sollte das Wieder-Erzählen zur Bedingung machen, unter welcher man sie ins Theater gehen läßt. Schwerer ist das Behalten im Zusammenhange von räsonnirenden oder speculativen Vorträgen, von Predigten z. B. Hat man sich aber einmal gewöhnt, den Hauptgedanken eines Vortrags aufzufassen — (was bei einiger Aufmerksamkeit und, wosfern der Vortrag nicht ganz confus ist, doch in der That nichts weniger als so schwierig erscheint,) — so läßt sich auch die Ausführung leichter wieder geben.

Für das weibliche Geschlecht am nothwendigsten, weil so ganz unmittelbar nothwendig für ihren häuslichen Beruf, ist das Sachen-Gedächtniß; daß man nicht vergißt, was zu thun, zu bestellen, aufzutragen ist und dergl. Was daraus für Unordnungen, Verdrießlichkeiten und zum Theil unabheftliche Nachtheile entstehen, wie zuweilen wirklich bloß diese Vergesslichkeit die Schuld hat von so mancher verdrießlichen Stunde dieser und jener Gattin und Hausfrau, ist wohl Jedem bekannt, der nur irgend einen Blick in das

Innere der Familien gethan hat. Und doch ist sie so häufig und es klagen darüber auch sonst sehr pflichtliebende und gewissenhafte Frauen. Wie ist da zu helfen? Vielleicht schon mit einer etwas boshaften Frage! Ist Ihnen wohl ein Fall vorgekommen, daß eine Dame vergessen hätte, auf den Ball zu gehen, oder eine arrangirte Schlittenfahrt mitzumachen? Ich glaube nicht. Nun! wenn man sich denn die Geschäfte ungefähr eben so am Herzen liegen ließe, als daß etwas, so würde man nichts vergessen.

„Manches ist doch aber gar zu unbedeutend!“ Nichts ist das, sobald es einmal Geschäft ist; nichts ist es in seinem Zusammenhange mit Wichtigem. Unterdessen muß man billig seyn. Nicht Alles kann für den Menschen ein gleich lebendiges Interesse haben; wie nun da sich gegen das Vergessen sichern? Durch Erinnerungs-Zeichen? Ja! wenn nur nicht gewöhnlich die, welche sich dieser bedienen, wieder ein zweites Zeichen daran nöthig hätten, woran das erste sie eigentlich erinnern sollte. — Durch Aufschreiben? Bei einer großen Menge und Mannichfaltigkeit von Besorgungen ist dieß freilich fast nothwendig, und immer besser, als dessen sich zu schämen und nun etwas zu verabsäumen. Aber besser ist es doch, auch dieses Hilfsmittel entbehren zu können. Und daß dieß

möglich ist, davon kenne ich ein Beispiel an einem der geachtetesten Sachwalter seiner Stadt. So viele und verschiedene Termine und Besorgungen er auch hat, so ist er doch dafür bekannt, daß er gewiß nie etwas vergißt; und gleichwohl schreibt er nichts der Art auf, sondern hat Alles bloß im Gedächtniß. Ist aber freilich, dießfalls wie überall, ein Muster von Ordnung! — Und dieß ist zum Sach-Gedächtniße der Schlüssel des Geheimnisses! Wenn Alles seine angewiesene Reihe in der Zeitfolge hat, wie seinen bestimmten Platz in der Aufstellung, so wird nichts so leicht aus der Acht gelassen werden. Man vergißt, wo man etwas hingelegt hat, nur, wenn man eine und dieselbe Sache bald dahin und bald dorthin legt. So weise man denn auch dem, was zu thun und zu bestellen ist, seine gewisse Zeit an, zu welcher es besorgt werden soll, und halte nun darauf, daß es in dieser Zeit geschieht. Man überdenke am Morgen: diesen Vormittag habe ich das und das, diesen Nachmittag jenes und jenes zu thun; man befrage sich am Mittag und Abende: „Habe ich nun Alles, was in diesen Tages-Abschnitt fiel, wirklich besorgt?“ Auf mehrere Tage hin kann man sich wohl Merkzeichen machen; nur muß das in einer Art geschehen, daß man nicht diese zusammt der Sache vergißt. Junge Leute übe

man ein durch verschieden-artige Aufträge, die man ihnen auf einmal giebt. Kinder bilde man zum künftigen treuen Sach-Gedächtniße schon dadurch, daß man sie gewöhnt, alle die einzelnen Gegenstände und kleinen Ereigniße, die etwa auf einem Spaziergange vorkommen, genau in der Ordnung wieder herzuführen, in welcher sie auf einander folgten. Damit gewöhnt man sie, auch das Verschieden-artigste, was durch nichts mit einander verbunden ist, als durch die Zeit und den Zufall, in seinem Zusammenhange aufzunehmen.

Die Hauptsache ist immer: Man hüte sich vor Allem, wodurch das Gedächtniß überhaupt geschwächt wird. Dahin gehört Alles, was die Nerven schwächt. Außerdem aber jede Ueberladung mit Ideen und Bildern. Es ist sehr merkwürdig, daß der Mensch aus Lebens-Perioden, in welchen sich viel Bedeutendes für ihn in einen kurzen Zeitraum zusammengedrängt, am wenigsten behält, weil immer eine Vorstellung die andere verdrängt. Aus demselben Grunde ruiniert das viele Lesen, besonders das Durch-einander-Lesen, und das Schnell- und Flüchtig-Lesen, das Gedächtniß fast mehr, denn alles Andere. Eben das ist die Folge einer sehr zerstreuten Lebensart, wo man vor Gesellschaft und Lustbarkeiten, vor allen Zubereitungen dazu und allen Nachwehen davon, nicht zu sich selbst kommt.

Wenn in dieser Art die Natur nach Gebühr geehrt und geschont wird, so bedarf es keiner Zuflucht zur Kunst; geschweige denn zur Künstelei. Wir wollen die, ohne Zweifel auch Ihnen bekannten, älteren und neueren Versuche, dem Gedächtniß kunstmäßig zu Hilfe zu kommen, in ihrem Werthe lassen (immer sind sie, mit ihren, zum Theil fast unglaublichen, Wirkungen eine höchst interessante Erscheinung in der Geschichte des menschlichen Geistes) aber zum Hausbedarf können wir ihrer entbehren. Eher gehdrt dahin das Verfahren eines der verdienstvollsten Geschäftsmänner und Gelehrten unserer Gegenden. \*) Um noch im höhern Alter seinen Geist sich lebhaft zu erhalten, hatte er sich's zum Gesetze gemacht, täglich etwas auswendig zu lernen, irgend eine Stelle aus einem Buche oder auch nur eine Folge-Reihe einzelner Wörter. Ob das nun gerade davon die Wirkung war, läßt sich freilich nicht absprechend behaupten. Aber eben so gewiß, als erfreulich, ist die Erfahrung, daß derselbe, bis an seinen im 83sten Jahre erfolgten Tod, im vollen Besitze einer freien und heitern Geistes-Thätigkeit blieb.

---

\*) Conf.=Rath A. W. Hupel, vormal's Pastor zu Ober-Pahlen im Pernau-Wellinischen Kreise von Livland, gestorben im Januar 1819.

Und gewiß ist auch das: Zu wenig Gedächtniß zu haben, muß man wohl oft bedauern. Zu viel kann man dessen nie haben. Sollte hier ein wundes Herz mit dem Seufzer einfallen: „Doch! doch! Ich wünsche, ach und wünsche vergebens: vergessen zu können!“ So möge, wer das sagt, erwägen: Hier trägt nicht der Geist die Schuld, sondern das Gemüth; und, in wie fern auch der Geist, so doch nicht das Gedächtniß, sondern die Phantasie.

Gehen wir zu dieser jetzt über!

---

## Dreißigste Vorlesung.

## Die Phantasie.

Unter allen Seelen-Kräften ist keine, für die Glückseligkeit wie für die sittliche Würde des Weibes, so wichtig, als die, mit welcher der jetzige Vortrag beginnt: die Phantasie. Das Weib ohne alle Phantasie ist höchstens ein brauchbares Hausgeräth; aber unfähig zur Erfüllung der edlen weiblichen Bestimmung. Denn ihr fehlt jener Sinn für das Zarte, Freundliche und Uebersinnliche, der eigentlich die Frauen zu den Geschäfts-Trägerinnen der höhern Welt macht. Wo aber nun die Phantasie ein ausgezeichnetes Uebergewicht hat, da sind sogar Verbrechen und tiefere Gesunkenheit möglich; denn Leidenschaftlichkeit, die Zwillingsschwester der Phantasie, macht das Weib zu Allem fähig. Wenigstens wohnt da nie der wahre Seelen-Friede und der so ächt-weibliche stille Lebens-Genuß; weil eine solche Phantasie immer nur bald in den Himmel trägt, bald in die Hölle stürzt. Eben so wenig sind dergleichen Personen wahrhaft häuslich-

nützlich; weil sie keinen Sinn für das Einzelne und Alltägliche haben, der dazu doch durchaus gehört, sondern immer etwas Eigenes, Neues, Auffallendes suchen, und gewöhnlich zerstreuet und vergeßlich sind. Eben so wenig endlich besitzen Personen von zu übermächtiger Phantasie eine sich gleich bleibende gesellschaftliche Annehmlichkeit; denn sie sind und können nicht anders seyn, als — launische Wesen.

Glauben Sie nicht, daß ich ungerecht gegen die Phantasie seyn will. Sie ist, wenn auch nicht die erhabenste, so doch wohl die bewundernswürdigste aller Seelen-Kräfte; als Gebiet steht ihr die ganze Unendlichkeit offen; ihre Wirksamkeit ahmt die Allmacht des Schöpfers nach. Und sie hat so viel Wohlthätiges! Vermittelt der Phantasie schafft der Mensch für seine Wünsche sich eine eigne Welt; giebt er der wirklichen ein gefälligeres Colorit, und sieht, was da ist, in schönerem, höherem Lichte; entwindet er sich dem schwersten Drucke der Gegenwart, verschmerzt er das Peinlichste der Vergangenheit. Der Schöpfer gab dem weiblichen Geschlechte mehr Phantasie, als uns, weil er zu ihm gesprochen hatte: „Ihr sollt verschönern und beglücken.“

Dessen Allen ungeachtet läßt sich doch nun aber auch nicht läugnen, daß eben diese Phant-

tasse für den Menschen überhaupt auch ihre gar großen Gefahren und Nachtheile hat. Ich verweile nicht einmal bei dem furchtbaren Verderben, das sie in Hinsicht auf die niedere Sinnlichkeit zu verursachen im Stande ist. Ich hatte einen Schulfreund und ich hatte einst einen Schüler, die beide körperlich so geschwächt und entnervt waren, wie der Mensch eigentlich nur durch die größten Ausschweifungen der Wollust wird. Und ohne diese eigentlich begangen zu haben, waren sie in jenen traurigen Zustand gerathen: bloß durch die häufigen Beschäftigungen der Phantasie mit wollüstigen Vorstellungen. Und so entstehen auch gewisse gräßliche Krankheiten, obschon zunächst aus körperlichen Zerrüttungen, so doch durchaus niemals ohne vorhergegangene Zerrüttung der Phantasie. Abgesehen aber auch von dieser widerlichsten Seite des Gegenstandes: Haben Sie wohl viele Menschen kennen lernen, die zugleich eine sehr lebhaft, ungezügelt Phantasie und eine ausgezeichnete Brauchbarkeit für das gemeine Leben besessen hätten? Genialisch mögen sie seyn; und was da mit bewirkt werden kann, in einem hohen Grade von Vollkommenheit leisten; aber Genialität ist noch nicht — ist nichts weniger als — gemeine Nützlichkeit. Und — wofür die Delege noch auffallender sich darbieten — haben Sie

wohl viele, haben Sie einen einzigen Menschen von übermächtiger Phantasie gekannt, der sich glücklich gefühlt hätte? Das solchen Menschen eigne Idealisiren macht, daß kein Gut in der Wirklichkeit sie befriedigt; weil keines ihrem Bilde der Möglichkeit entspricht, entsprechen kann. Alles Unangenehme der Wirklichkeit hingegen erhält, durch die unselige Geschäftigkeit ihrer Phantasie, einen solchen Zuwachs von Drückendem, daß die lächerlichste Kleinigkeit sie unbeschreiblich unglücklich machen kann; weil es für sie keine Kleinigkeit ist, weil das Mikroskop ihrer Phantasie im eigentlichsten Sinne des Wortes aus der Mücke einen Elephanten macht. Nun begreifen Sie aber, wie uns zu Muth seyn würde, wenn wir alle Mücken unserer Landhäuser, die uns auf Gliedern und Kleidern umher promeniren, als Elephanten fühlen sollten.

Insbefondere aber mache ich Sie auf einen, gewöhnlich ganz übersehenen und eben deshalb um so gefährlicheren, Nachtheil der Phantasie für den gesellschaftlichen Umgang aufmerksam. Sie kennen, was man Uebertreiben nennt im Erzählen und Darstellen; und (im Vertrauen gesagt) es wird behauptet, Frauenzimmer sollen das sehr, sehr oft von sich selbst aus kennen. Wie viel wird damit gelogen und betrogen, ohne daß der, der es thut, irgend ein Urges dabei

hat; wo man gar nicht ahndet, daß man es thut; und der, dem das geschieht, gleichfalls kein Arges hat, gar nicht ahnet, daß er auf seiner Hut seyn müsse; weil er überzeugt ist, er habe es mit reblichen Personen zu thun. Und er hat es auch mit solchen zu thun; nur ist das Unglück, daß diese sich vorhin selbst erst belogen und betrogen haben, und es Andern also nicht besser bieten können, als sich selbst. Ich hatte einst einen Freund, einen durchaus rechtlichen, in vieler Hinsicht edlen Mann. Und der mich gleichwohl zu einer Menge Irthümer und Ungerechtigkeiten gegen Menschen verleitet hat. Eben weil ich ihn als einen rechtlichen, edlen Mann kannte, und darum auf sein Urtheil viel gab. Aber dabei Jahre lang nicht bemerkte, wie viel Einfluß seine gewaltige Phantasie auf seine Ansichten und Urtheile hatte. Nichts gab er wieder, wie es war, sondern Alles nur, wie er es aufgefaßt und verarbeitet hatte mit seiner Phantasie; die Alles in's Schönerer oder in's Schlechtere malte; immer zu vorschnell, von Ereignissen auf Gefinnungen, von einem Falle auf alle Fälle schloß. Und so hatte er sich erst ereifert, und so ereiferte er mich, und wir beide eiferten, zürnten, schalteten und grollten auf die Menschen — wirklich aus Liebe fürs Gute, aber — nun ja! das klingt nicht fein, allein es ist

eine Wahrheit — mit großem Unverstande. Das hätte seyn mögen; das geschah auf unsere Rechnung. Aber wir begingen dabei auch manche arge Ungerechtigkeit. Und das war auf fremde Rechnung gesündigt.

Es ist demnach von der äußersten Wichtigkeit, daß man die Phantasie in ihren Schranken hält; sie zügeln läßt, nicht bloß von dem sittlichen Gefühle, daß sie nichts Schändliches, sondern auch von der kalten Vernunft, daß sie nichts Thörichtes treibe; daß man ihr Treiben überhaupt nicht zu sehr auffommen läßt, ihre Thätigkeit nicht durch zu viele Uebung zu sehr erhöht. Man gebe ihr also nicht geflüßentlich Nahrung von außen. Dieß geschieht nicht bloß durch eigentlich unsittliche Lectüre — denn wer den Schmutz angreift, der will sich befudeln, der ist schon beschmutzt — sondern durch jede Lectüre, die die Phantasie zu lebhaft beschäftigt: Romane, Schauspiele allerdings hauptsächlich, aber auch sehr abentheuerliche wirkliche Begebenheiten; Schilderungen von Ländern, Völkern und Sitten, die von dem Gewohnten zu auffallend abweichen. Auch gegen Gemälde und Kupferstiche sei man auf seiner Hut. Ich meine wieder nicht zunächst unsittliche: denn diese bedürfen nicht erst der Erwähnung; sondern anziehende, genüthvolle, be-

sonders die mit einem lebendigern Ausdrucke von Liebe, von Glück. Ich erinnere mich, bei einem Freunde eine englische Kupferstich-Sammlung von Kinder-Figuren gesehen zu haben, von der ich gestehe, sie könnte meine Phantasie bis zur Wundtheit verweichlichen und verzärteln, wenn ich sie immer vor mir hätte.

Man gebe der Phantasie aber auch nicht zu viel Nahrung von innen; daß man sich zu sehr seinen Träumen überläßt, zu gern Luftschlosser bauet. Denn gesetzt auch, diese wären noch so unschuldig, ja sogar edel, in so fern als sie sich etwa mit allerlei Wünschen und Plänen zu Menschen-Glück beschäftigen: so gewinnt doch dadurch die Phantasie nach und nach eine Stärke, deren man sich nachher, wenn es ihr einmal einfällt, sich aufs Widerliche zu richten, oder wenn das Schicksal sie darauf hinlenkt, nicht erwehren kann, so gern man es möchte.

Man nöthige drittens die Phantasie nicht, sich Nahrung von außen oder Beschäftigung im Inneren zu suchen. Finden Sie das vielleicht zu buchmäßig ausgedrückt? Hier haben Sie es simpler und kräftiger: „Müßiggang ist des Teufels Ruhebank und aller Laster Anfang.“ Aber merken Sie wohl, nicht bloß die Sünden-Teufel pflügen sich gern auf diesem Sopha, sondern auch die Plage-Teufel; nicht bloß aller Laster,

sondern auch vieler Thorheiten, und darunter insbesondere vieler Selbst-Quälereien, Anfang ist die Langeweile. Menschen, die in einem beständigen Gewähle von Geschäften sich umhertreiben, haben allerdings auch ihre Stimmungen, in denen sie nichts weniger als übertrieben=liebenswürdig oder überglücklich erscheinen. Aber der Art von Hypochondrie sind vielbeschäftigte Menschen durchaus nicht fähig, mit welcher solche Personen oft und gewöhnlich sich quälen, die wenig oder nichts zu thun haben. Beschäftigt seyn will und muß nun einmal der Geist. Wieten Sie ihm nichts Wirkliches dar, so nimmt er und sucht er sich Mögliches. Liegt nun irgend ein Grund im Körper, daß dieser kränklich, im Geiste, daß dieser ohnehin schwach ist, oder in den Zeit-Umständen, daß sie besonders bedrängend sind: — darf man sich da wundern, daß die Seele, um nur etwas zu thun, sich ein wohl conditionirtes Zuchthaus baut, in das sie den Inhaber einsperrt; und zur Strafe dafür, daß er sich keine bestimmten Geschäfte macht, ihn an die Zwangs=Mühle widriger Phantasieen anschnietet.

Wie hat man sich aber zu verhalten, wenn in einzelnen Fällen die Phantasie zu laut wird, und der nüchternen Besonnenheit, der Gemüths=Ruhe oder der Sittlichkeit den Gehorsam auf-

kündigt? Was ich Ihnen hier empfehle, sind einfache Hausmittel; aber ich empfehle sie aus eigener Erfahrung. Wirft sich die Phantasie auf etwas Widriges, Trauriges, Furchtbares; so pflegt man gewöhnlich, so lange und so weit es irgend möglich ist, davon abzubringen, sich mit Gewalt auf andere Gedanken zu bringen. Sie haben das ja Alle zuweilen versucht; sagen Sie mir: „Gelingt es?“ — Auf Augenblicke, bis auf einen gewissen Punct, allerdings! Aber ehe man sich versteht, steht das Gespenst wieder vor einem. Darum halte ich für rathsamer: es stehen zu lassen und anzusehen und darauf los zu gehen; wenn es auch selbst schon seine Arme drohend ausstreckt, dennoch ihm Stand zu halten. Ich will mich näher erklären. Die Phantasie stellt uns zuweilen allerlei Schreck- und Furcht-Bilder von Möglichkeiten vor: Dieses könne geschehen, und jenes könne geschehen; und so könne die Sache gehen; und dann würden das und das die begleitenden Umstände und die Folgen seyn. Das beklemmt und quält fürs erste denn gar gewaltig; und verweilt man dabei, malt man sich das nun lebhaft aus, so ist einem zu Muth, als sollte man den Verstand verlieren; man ist vor Schmerz außer sich wenigstens und Unruh und Angst. Aber hier muß man sich zwingen, nur eine Weile Stand zu

halten; nur Fragen auf Fragen zu häufen. Also „das kann geschehen!“ — „Und wenn es geschieht?“ Nun, so folgt das daraus! „Und wenn das folgt?“ So geht es mir so und so! „Und wenn mir es so geht?“ — In dieser Art denke man sich alle Möglichkeiten durch. Das quält, wie gesagt, für einige Zeit gar gewaltig! Aber auch nur für einige Zeit. Denn auf diese Art erschöpft sich die Phantasie, und weil alle ihre Materien nur in den Möglichkeiten bestehen, die sie einem vorhält, so reicht sie am Ende nicht lange damit aus; und man hat allen den Nadeln, womit sie prickelt und sticht, durch das viele Handhaben und Betasten, die Spitzen umgebogen und abgestumpft; und die Seele kehrt, mit wieder gesammelter Besonnenheit, in das Gebiet der Wirklichkeit zurück; wo sie sich denn freilich in der noch fortdauernden Stimmung des Ernstes, vorsichtig benehmen wird. Aber das ist offenbar Gewinn!

„Wenn nun aber die Phantasie etwas Anziehendes aufgenommen hat, wenn sie sich in Gefahr begiebt, unsittlich oder doch thöricht zu schwärmen in angenehmen Bildern?“ Da spritze man ihr kaltes Wasser ins Gesicht; das bringt auch sie, wie Andere, die nicht bei sich sind, wieder zur Besinnung. Ich meine das: Zu jeder Zeit trägt jeder Mensch irgend eine sehr wi-

drige Idee, irgend ein sehr peinliches Gefühl mit sich umher; z. B. das Bewußtseyn: „ich habe das und das gethan, gesprochen;“ oder die Furcht: „das und das kann sich ereignen“, oder den Verdruß: „das und das ist mir geschehen.“ Diesen derzeitigen Plagegeist rufe man hervor; der duldet nichts Erfreuliches; er wird denn auch das moralisch-zweideutige Unangenehme schon wegdrängen; er benimmt den lockenden Bildern wenigstens ihren verführerischen Reiz. Sobald man überhaupt merkt, daß in dieser und jener Stimmung die Phantasie zu geschäftig wird, und, wenn auch weiter nichts, so doch einen nicht ruhig arbeiten und nicht nüchtern denken läßt: so nehme man eine andere Arbeit vor, bei der man durchaus nicht träumen kann, oder die einen sehr lebhaft interessirt; man knüpfe mit den Seinigen ein Gespräch an; man verlasse das Zimmer; man besorge irgend eine häusliche Kleinigkeit; man sehe zum Fenster hinaus; — kurz, man unterbreche nur seine Ideen-Reihe, gleichviel womit, und „man hat gewonnenes Spiel“, sagt der sprichwörtliche Ausdruck; der hier aber nicht würdig genug ist. Besser: „man hat gesiegt!“

In Kindern ist die Phantasie ohnehin eine der überwiegenden Seelen-Kräfte; darum muß man sie nicht noch geflissentlich aufregen und ein-

seitig cultiviren. Kinder lieben Märchen; und je bunter, desto mehr. Auch bin ich weit entfernt, ihnen diesen Genuß ganz rauben zu wollen. Aber Vorsicht muß man sich empfohlen seyn lassen. Mir ist ein merkwürdiger Fall bekannt, daß ein Knabe von vielen Fähigkeiten, der eine äußerst märchen-reiche Wärterin hatte, und, kaum vier bis sechs Jahr alt, mit einer bewundernswürdigen Fülle, selbst Märchen dichtete, daß dieser auffallend spät zur Reife der eigentlichen Vernunft gelangte; als Jüngling auch noch kindischer Knabe war; und auch in sittlicher Hinsicht nichts weniger als vorthellhaft sich entwickelte. Die Märchen sind für die Kinder-Seelen Gewürz. Dürfen Kinder überhaupt Gewürz genießen, so muß es wenigstens nur äußerst mäßig geschehen, und darf auch selbst dann nicht von dem schärfften seyn.

Man dulde, wie schon einmal erinnert, durchaus nicht, daß Kinder müßig da sitzen und wachend träumen; lieber gleich viel, was sie thun; und wenn sie Spiele treiben, wobei sie Arme und Beine brechen können. Dieß mag schlimm seyn; ist aber doch nicht so schlimm, als wenn sie sich den Geist verkrüppeln und das Gemüth vergiften. Letzteres beides aber ist die unausbleibliche Folge des müßigen, dumpfen Hinbrütens. Findet dieß zumal bei sonst lebhaft-

ten Kindern statt, ohne daß sie eigentlich krank sind, so kann man mit Sicherheit darauf rechnen, daß da schon gefährliches Geheimes statt findet oder sich entwickelt. Auch darauf halte man schon bei Kindern, daß sie sich nicht, wie sie so gern thun, von ihrer Phantasie verleiten lassen, zu übertreiben in ihren Erzählungen und Darstellungen. Wenn dieser Fehler sich schon aus den früheren Jahren herschreibt, so ist er in den späteren am schwersten abzulegen.

Eine andere Seelen-Kraft, die auch in der weiblichen Moral ihre Stelle fordert, ist der Witz. Den bittern, hämischen muß das Weib ganz meiden. Ich vertheidige, ich achte selbst den schneidendsten sarkastischen Witz; ungefähr so, wie ich die Knute achte. Sie hat ihr Gutes, sie ist etwas Respectables, in so fern sie ein Strafwerkzeug für Verbrecher ist. Die Knute also dem zu geben, der sie verschuldet hat, ist kein schändendes, sondern ein achtungswürdiges Geschäft. Nun! so giebt es auch eine moralische Knute; und diese dem wirklichen moralischen Verbrecher, dem gerade sie gebührt, zukommen zu lassen, würde ich mir für meine Person mehr zum Verdienst anrechnen, als durch moralische Schönrednerei müßige Ohren zu kitzeln. Man sagt wohl: Bitterkeiten bessern nicht. Aber so thun

sie doch weh; und wer der Besserung nicht mehr werth oder fähig ist, der ist — zur Warnung und Abschreckung für Andere — um so mehr wenigstens der Strafe bedürftig. Allein! Strafen anthun, eine Execution verrichten, wenn es auch in den Augen des Denkers ein Verdienst ist, das er unter Umständen sich wohl selbst zur Pflicht macht, bleibt darum immer, für die Menge und für das bloße Gefühl, etwas Zurückstoßendes. Darum ist es etwas Unweibliches. Denn das Weib soll anziehen, soll gefallen; nicht schrecken, nicht imponiren. Frauen mit bitterm Witz — wenn sie sich auch keine Ungerechtigkeiten damit zu Schulden kommen lassen, — sind immer, auch bei ausgezeichneten Talenten, auch bei übrigem wahren moralischen Verdienste, gehaßt von ihrem eigenen Geschlechte, gefürchtet von dem anfrigen, verfolgt und gemißhandelt in der Regel von beiden. Es ist dießfalls ein eben so lehrreicher Wink, als eine interessante Erscheinung, daß, so weit wenigstens meine Literatur-Kenntniß reicht, es unter allen Schriftstellerinnen keine einzige giebt nicht bloß, die in dem Fache des moralischen Knutens (der scharfen, bittern Satyre) etwas geleistet, sondern die sich auch nur darin versucht hätte.

Mehr Hang haben die Damen — und oft gerade Solche, von denen man's am wenigsten

erwarten sollte (denn stille Wasser sind auch diefalls betrüglich) — zum spottenden, lächerlich-machenden Witze. Das Talent dazu liegt gerade in einigen der charakteristischen weiblichen Eigenthümlichkeiten: in ihrem Scharfblick auch für das Geringsfügige und Unbemerkte; in ihrer Combinations-Gabe; in ihrer Geneigtheit, sich Alles zu Stoff für den Genuß zu machen. Und ich bin überzeugt, dieser komische Witz würde eine sehr allgemeine weibliche Fertigkeit seyn, wenn die überwiegende Gutmüthigkeit der Mehrsten sie aufkommen ließe. Und wenn nicht die wahrhaft Gebildeteren einsähen, daß er, auch noch ohne Hinsicht auf seine Folgen, an sich schon nicht eben von hohem Werthe ist. Etwas leicht lächerlich finden, ist bekanntlich ein fast allgemeines Kinder-Talent. Eben weil sie Kinder sind; d. h. unter andern auch: weil sie noch sehr wenig verstehen. Ungefähr wie unsre Bauern in Sitten und Benehmen der gebildeteren Stände auch vieles komisch finden, weil sie es nicht begreifen. Man macht also in der That selbst seinen Kenntnissen, seinen Einsichten oft ein schlechtes Compliment, wenn man bei allem Ungewöhnlichen, bis dahin Ungekanntem so schnell zum Verlachen bereit ist. Auch gehdrt oft nicht sowohl Verstand dazu, etwas Pikantes, witzig-Dressendes zu sagen, als vielmehr nur Unzart-

heit, Gleichgiltigkeit gegen die Meinung der Welt, eine starke Dosis Dreistigkeit, oder vielmehr — man hat noch ein anderes Wort dafür, das nicht unter die Complimente gehört. Sagen Sie selbst: Ist es Ihnen nicht zuweilen passiert, daß Ihnen eine Vergleichung, eine Replik, eine Bemerkung einfiel, die wirklich sehr treffend war, die mit Gelat würde aufgenommen worden seyn, — die Sie sich aber schämten, scheuten, laut werden zu lassen; wo Sie auf sich selbst schalten, daß Ihnen so etwas hatte einfallen können? Nun sehen Sie, diese oder jene wegen ihrer Zunge berühmte, oder eigentlich berühmte, Dame, die dergleichen und Schlimmeres in jeder Gesellschaft zum Besten giebt, hat also nicht eigentlich mehr Witz, als Sie, hat im Grunde vielleicht überhaupt gar keinen Witz, sondern nur Etourderie, Unmaasung und Schonungslosigkeit. Mißgönnen Sie ihr das Alles nicht!

Ferner: Es geht denn Witze, wie der Ver-rätherei — man liebt, wie das Sprichwort sagt den Verrath, aber man haßt den Verräther. Die uns Allen einwohnende geheime Unartigkeit mag es wohl gern hören, daß man sich über Menschen und Dinge lustig macht; aber indem man das Ohr lüftern hinrichtet auf das, was gesagt wird, zieht sich das Herz von dem, der es sagt, unwillkürlich zurück; wie die bekannte

Pflanze: *Sensitiva* vor dem verletzen könnenden Finger. Wenn auch nicht der deutliche bestimmte Gedanke, so doch ein dunkles Gefühl, sagt: „heute dem, und morgen — wenn anders, als wohl gerade mir selbst?“

Da jeder Wit dieser Art auch immer etwas Kriegerisches, Angreifendes, Herausforderndes hat, so ist es natürlich, daß er zur Vertheidigung, zum Gegen-Angriffe reizt; daß man es spottenden Personen bei vorkommenden Gelegenheiten zu vergelten sucht. Und da ist das weibliche Geschlecht immer übel daran. Es hat, seiner ganzen zarten Eigenthümlichkeit nach, mehr verletzbare Parteen. Selbst von andern Personen des eigenen Geschlechts wird ihm dann oft gar arg mitgespielt; und das leichte, lose Anstreifen, was eigentlich der Wit nur will, verwandelt sich so leicht in Zerfleischen. Noch ungleicher aber ist der Kampf gegen den Mann. Nicht, als ob wir auch dießfalls um so vieles stärker wären; wir sind nur — ja! ich mag es auch noch so schonend ausdrücken, ich mag das zunächst liegende Wort *plump* immerhin wegschieben, gelinder kann ich mich nicht ausdrücken, als: wir sind derber. Und gilt es denn einmal Kampf und Vertheidigung, so wird dann mit zu ungleichen Waffen gefochten. Der eine Theil wirft mit Rosenblättern, höchstens mit

Kletten; der andere schlägt mit Fäusten drein oder wirft mit dem ersten besten, was ihm zur Hand — zuweilen auch unter dem Fuße — liegt, um sich. Ueberhaupt ist schon das ein eben so schlimmer als unlängbarer Umstand, daß gegen Menschen von Wit und Spott alle übrigen stillschweigend im Bunde stehen, und offene Fehde mit ihnen haben. Haben Sie nur acht, wie unbarmherzig (freilich ganz sacht nur und nur hinter ihrem Rücken; aber desto schlimmer) man zu urtheilen pflegt über Personen, die sich von dieser Seite gefürchtet machen. Wer dreister ist, sagt, wenn er irgend eine Lieblosigkeit über sie ausspricht, wohl geradezu: „Ich zahle ja nur ab. Ist Er oder Sie doch mit *Mocquerieen* gegen Jedermann in reichem Vorschuffe.“

Außerdem aber verderbt der spottende, lächerlich machende Wit auch den Charakter so leicht; weit leichter, als der gefährlicher aussehende und weit mehr gefürchtete bittere Wit. Er nährt die Schadenfreude; er verführt zur Auffuchung des Mangelhaften; er macht dadurch allmählich fähig, ja sogar geneigt zur Nichtschonung auch für das zarteste Verhältniß, ja selbst fähig zur Entweihung des Heiligen. Ganz vorzüglich aber mache ich Sie aufmerksam auf das, was ich jetzt sagen werde. Diese so verführerische Art des lachenden, spottenden Witzes zer-

führt — das sollte man ihm am wenigsten ansehen, aber es ist unläugbar — er zerstört allmählich allen Sinn für Lebens=Freuden; und giebt der Seele einen unglücklichen Hang zu düstern Ansichten und peinlichen Gefühlen. Eben so lehrreiche als traurige Beispiele davon habe ich — und habe deren mehrere — zu beobachten Gelegenheit gehabt: wie Personen beiderlei Geschlechts, welche früher der Witze und die frohe Leune selbst waren, in ihren späteren Lebens=Jahren, bei eingetretener Kränklichkeit und Schwäche, oder auch nur unter anhaltendem Druck ungünstiger Umstände, in einem so hohen Grade verstimmt und melancholisch, so durchaus unfähig jeder Aufheiterung, so furchtbar=stark in der grausamsten Selbst=Quälerei wurden, als man es bei gewöhnlichen Menschen nie findet.

„Wie geht das zu?“ Sehr natürlich! Das eigentliche Gebiet des Witzes sind immer die Mängel, die Schwächen, die Widersprüche. Wer es sich also zum Geschäft, zur Gewohnheit, zur unwillkürlichen Fertigkeit macht, dergleichen überall zu sehen, überall aufzufuchen, dessen Auge wird dadurch allmählich für sie so scharf, dessen Gefühl dafür so reizbar, daß, wenn irgend ein äußerer oder innerer Grund dazu kommt, um ihn zu verstimmen, er nun überall nichts als Mängel sieht; — auch da nur Mängel, Schwä-

chen, Armseligkeiten sieht, wo wir Uebrigen glauben, uns noch an recht vielem Guten und Schönen ergötzen zu können.

Am meisten eignet sich für das weibliche Geschlecht wohl der bloß freundlich=gefallende gutmüthige Witz, dem es sichtlich um nichts zu thun ist, als Andern ein Vergnügen zu machen, und der deshalb auch kein Bedenken trägt, dieß auf seine eigenen Unkosten zu thun. Das ist derjenige Witz, der seine Besitzer eben so liebenswürdig mit ihrer Person macht, als er in seinen Aeußerungen mit Vergnügen gehört wird.

Das ist aber eigentlich nicht sowohl ein Talent des Geistes, als das Product einer Gemüths=Anlage, nämlich des Frohsinnes; der Gewinn eines Charakter=Vorzuges, der Unbefangenheit. Das macht sich also nicht — denn wenn es das ist, ist es matt und lästig — sondern es giebt sich. Man hat es, man weiß selbst nicht, woher und wie. Möchte man es gern haben, so erhalte man sich die Unbefangenheit, so schaffe man sich Frohsinn. „Kann man denn das?“ Wir wollen doch zu seiner Zeit sehen, ob nicht wirklich?

So wie Kinder durch die Phantasie leicht in sich selbst unglücklich werden, so werden sie für die Gesellschaft leicht widerlich durch den Witz. Gegen diese denn, wie gegen jene Natur=

Anlagen kann man bei ihnen nicht vorsichtig, nicht streng genug seyn. Das sind aber leider so viele Eltern nicht. Sie ergötzen sich selbst zu sehr an den Possierlichkeiten des kleinen Aeffchens, als daß sie es nicht, mit eigner hohen pädagogischen Hand, zum grinsenden, tückischen Davian auferziehen sollten. Ich frage Sie: Hört man nicht zuweilen, daß Eltern diesen Sohn, jene Tochter witzig schelten? Man kennt diesen Ton; er thut, als ob er mißbilligen wollte; es ist ihm aber kein Ernst damit. Aber nun frage ich Sie wieder: sieht man denn nun auch so viele witzige Kinder, als man dem zufolge glauben sollte? Raseweise kleine Mädchen, impertinente Buben genug; witzige Jugend sehr, sehr wenig. Also — ja also mdeht' es mit dem Witze bei Kindern sich leicht, sich fast unvermeidlich vielleicht, darein verwandeln. Sehr natürlich! Denn alle Eigenthümlichkeiten, alle Vorsetzungen bei dem Witze stehen mit dem, was Kindern geziemt, was sie liebenswürdig machen soll, im geraden Widerspruche. Und so darf uns die Erscheinung nicht befremden, die Ihnen meistens wohl auch schon vorgekommen ist; (mir natürlich, in einem längern und der Beobachtung ganz eigentlich gewidmeten Leben, nur allzuoft) daß witzige Kinder, dafür anerkannt, dazu aufgemuntert, darum gepriesen, zu herzlich-

unerträglichen Menschen aufwachsen. Dazu aber kann man seine Kinder machen, auch ohne daß sie das Unglück haben, von Natur witzig zu seyn; und beiber zieht man sie sich auch zu einer wohlverdienten künftigen Zuchtruthe für sich selbst zu. So nämlich, daß man kleinen Kindern lachend es zuläßt, daß man spaßend und spielend sie dazu anführt, von den Erwachsenen, die sie sehen, ihr Lächerliches aufzufassen, ihr Auffallendes und Eigenes nachzumachen. „Wie sieht der aus? wie räubert sich der? wie spricht jener? wie geht dieser?“ habe ich selbst einmal eine Dame ihr zweijähriges Großkind examiniren hören; (und eine Dame, die Geist und Bildung hatte; nur unglücklicher Weise auch Witz, Hysterie und — manches Andere noch). Was aus jenem Fröchtchen werden wird, weiß ich nicht. Aber was aus einer andern geworden ist, bei der ein ähnlicher Fall statt fand, das habe ich oft zu sehen Gelegenheit gehabt. Da hatten auch Wärterin und Großmutter und Eltern sich amüsirt, wenn das drollige Meerfäßchen über Alles, was ihm vorkam, die Nase rümpfte. Jetzt ist sie herangewachsen; aus dem Meerfäßchen ist eine Meerfäße geworden, selbst in der Physiognomie; das Drollige aber ist fort und hat einer Unerträglichkeit Platz gemacht, die natürlich jetzt schon niemand öfter, peinlicher

und beschämender zu empfinden bekommt, als eben die Thyrigen, die sie so verzogen haben. Wenn man z. B. alle Schwächen und Eigenheiten der Großmutter in Caricaturen haben will, darf man sich nur an das Großdchterchen wenden.

Die Hauptsache ist, man muß nur nicht so schwach seyn, selbst an dem sogenannten Witze der Kinder Gefallen zu finden, so werden sie sich auch nicht darin gefallen. Und wollen sie es doch, so läßt sich mit kaltem Ernst und Demüthigungen Alles ausrichten, was für jetzt nöthig ist.

Aber wie nun mit erwachsenen witzigen Köpfen umgehen? „Gar nicht!“ würde ich sagen, wenn das nicht eine Poltronerie und eine Unmöglichkeit zugleich wäre. Auch sie macht man unschädlicher, wenn man sich unschuldig hält; wenn man nicht schadenfroh sich an ihren Spbtereien ergdht, sondern allenfalls schadenfroh genug ist, es sich gar nicht merken zu lassen, daß man ihre Einfälle verstanden oder goutirt habe. Nur sei, nur zeige man sich in ihrer Nähe nicht bange. Das macht verlegen, und dann giebt man Wldsen. Die edle Unbefangeneit und Ruhe, deren Wahlspruch die Voraussetzung ist: „das kann nicht seyn; und was wäre es denn, wenn es wäre?“ sie, die im Leben überhaupt von so höchst-wohlthätiger Wich-

tigkeit ist; auch hier ist sie der Talisman, der gegen Oberons Horn schützt, daß man nicht wider Willen sich zu Capriolen hergeben muß. Uebrigens aber sey man auch nicht ungerecht. Nicht ungerecht selbst gegen die Menschen, die von der Ungerechtigkeit ganz eigentlich Profession machen; wie man von den Witzlingen wirklich behaupten kann. Gewöhnlich schreibt man ihnen ein schlechtes Herz zu. Bei Personen weiblichen Geschlechts, muß ich gestehen, habe ich allerdings öfters, wenn auch nicht gerade das, aber doch fast immer Mangel an Mitgefühl und Zartheit gefunden. Bei Männern dagegen öfters das Gegentheil. Es ist eine bekannte Bemerkung, daß die allermeisten satyrischen Schriftsteller die weichherzigsten, wohlthätigsten, edelsten Menschen waren. Ich kannte einen witzigen Schriftsteller, der, als solcher, mein, wie sehr, sehr Vieler, sittliches Gefühl oft äußerst verletzt hat, dem man aber in mehreren seiner näher gekannten Verhältnisse, um seines persönlichen Charakters und Benehmens willen, aufrichtige Hochachtung, ja Verehrung, nicht versagen konnte. Ich kannte einen Geschäfts-Mann, der unter die witzigsten Köpfe gehörte, die mir je vorgekommen sind, der mit seinen Ein- und Ausfällen nichts schonte und niemanden schonte, und der mich denn also oft im Innersten empdrt

hat: vor dessen eigentlicher Moralität aber ich mich tief beugte, indem er Handlungen der Menschen-Liebe verrichtete, Opfer der Pflicht brachte, mit seinem ganzen Lebens-Plane und Lebens-Glücke sich hingegeben hat an zarte, heilige Gefühle; — in einer Art, daß ich nichts mehr wünschte, als: Wir ernstern Sitten-Prediger von Amte wegen besäßen nur alle persönlich so viel Sittlich-Würdiges, als jener gefürchtete, und vielleicht auch gehasste, Spötter.

Einunddreißigste Vorlesung.

Urtheilskraft. Aberglaube.

Wir beendigen unsere Betrachtung über die Geistes-Kräfte mit einigen Blicken noch auf die höchste derselben, die Urtheilskraft oder den Verstand im engeren Sinne des Wortes. Die Urtheilskraft im Menschen erkennt das Wahre, würdigt das Nützliche, bestimmt das Schöne und erforscht das Tiefste und Erhabenste. Beginnen wir bei dem Letztern, um dieses, aus dem Kreise unserer Erwägungen hier, — sofort zu befeitigen. Das Höchste und Tiefste der menschlichen Erkenntniß — liegt außerhalb des Gebiets, welches die Natur dem Weibe als das seinige anwies; und darum gehört das eigentlich wissenschaftliche Talent auch nicht zu den Gaben, mit welchen dieselbe das sonst so freundlich von ihr bedachte Weib auszustatten für gut gefunden hat. So weit die Geschichte des menschlichen Geistes in die Ferne der Zeiten und in die Breite der

Bilker reicht, hat niemals noch Eine von dem Geschlechte in den sogenannten höheren Wissenschaften, in Philosophie, Mathematik, Physik und Theologie, eine Revolution bewirkt, ein Grundgesetz der Natur entdeckt und überhaupt nur ausgezeichnetes Eigenes geleistet. Und wohl Ihnen, wie uns Männern, daß dem also ist. Die erfindende, zerstörende, umschaffende wissenschaftliche Geistes-Stärke steht mit der ganzen Bestimmung, wie mit der Natur des pflegenden, benützenden, ausbildenden Weibes in geradem Widerspruche. Würde ja doch unter uns Männern von Millionen kaum Einem jene (nicht einmal in aller Hinsicht beneidenswerthe) höchste Natur-Gabe zu Theil.

Möge dafür von uns Uebrigen insgesammt, möge insbesondere von Ihrem Geschlechte, um so eifriger erworben, um so sorgfamer gepflegt, um so zweckmäßiger ausgebildet werden erstens der Sinn für das Schöne, oder der sogenannte Geschmack. — „Kann der erworben werden?“ Ich will noch nicht antworten. Ich will nur entgegen fragen: „kann er verloren werden und verderben?“ Sie sagen: „Allerdings!“ und be- rufen sich auf die Affectation, auf die Eitelkeit, auf die Leidenschaftlichkeit, auf den Hochmuth, den Eigensinn, ja sogar auf Laster und Vergewungen, die einen schlechten Geschmack hervor-

bringen. Nun so geben Sie mir damit zu, daß ein guter Geschmack auch muß hervorgebracht werden können; oder, wenn man sich bestimmter ausdrücken will, daß ein solcher von selbst sich finden werde, wo das Gegentheil jener Fehler statt findet. Die Anspruchslosigkeit wird nie abstoßen, die Unbefangenheit nie fehlgreifen, die Gutmüthigkeit, die ruhige Heiterkeit werden gefallen, ohne daß sie es suchen, ohne daß sie es wissen, mit dem, was sie an sich haben und thun und sprechen, wie mit dem, wie sie es sprechen, thun und haben; und so auch mit dem, was sie in sich selbst sind. Dasselbe gilt von den Urtheilen über Werke der Kunst, welcher Art sie seyn mögen. Ganz gewiß würde man über Gemälde und Kupferstiche, über Gebäude und Gärten, über Schauspiele und Musik, und so denn auch über Bücher, man würde bei weitem nicht so viele schiefe, geschmacklose Urtheile hören, als man hört, wenn die Menschen den Muth hätten, wahr und natürlich zu seyn; den Willen hätten, gerecht, billig und wohlwollend zu seyn. Aber da fürchtet man sich, Anstoß zu geben; da liebt man es, sich auszuzeichnen; da will man Diesem nicht nachsprechen, und Dieser nicht widersprechen; da will man, mit seinem Urtheile, gelegentlich bald wohl- bald will man wehe-thun; Andere sollen nicht glauben,

als ob man etwas glaube; oder sie sollen meinen, man empfinde, was man nicht empfindet. Daher denn nun, daher der Anschein der vielen wirklichen Aeußerungen eines schlechten Geschmacks. Was insbesondere den anstößigen oder doch bizarren Geschmack mancher Damen, in Hinsicht auf Kleidung, Coeffure und Putz an sich, betrifft, so wird man gewöhnlich finden: Es liegt da durchaus nicht bloß ein geistiger Mangel oder Fehler zum Grunde, sondern auch ein moralischer; eine Eitelkeit z. B., die, im Bewußtseyn etwa von höhern geistigen und sittlichen Vorzügen, nun durchaus auch die niederen des Aeußern an sich will geltend machen; oder Eigensinn, der, weil er bemerkt hat, und oft genug hören müssen: dieß und das kleidet dich nicht, es entstellt — jetzt etwas darein setzt, wenn er nicht gefallen kann, wenigstens aufzufallen.

Den Uebergang vom Sinne für das Schöne zu dem für das allgemein Wahre macht der Sinn für das Passende und Brauchbare. Man nennt ihn den Haus=Verstand, den gesunden Menschen=Verstand. Bestimmt zum unmittelbaren Handeln für den nächsten Augenblick und für die nächsten Umgebungen, scheint das weibliche Geschlecht mit diesem Sinne reicher aus-

gestattet zu seyn, als das männliche; und die niederen Stände erhalten sich ihn im Ganzen reger und reiner, als die gebildeten. Beides vielleicht aus demselben Grunde, aus welchem ich, in meinem vormaligen Confirmanden=Unterricht, so oft die Bemerkung machte, daß Knaben aus den niederen Schulen, und die ohne allen Schul=Unterricht aufgewachsen waren, (Einzeln sogar, die nicht einmal Lesen gelernt hatten) meinen Unterricht richtiger auffaßten, verständiger anwandten und angemessener wieder zu geben wußten, als die schulmäßig bearbeiteten. Claudius spricht diesen Grund aus — in Hinsicht auf die Gründlichkeit von uns Männern, gegen Ihr Geschlecht gehalten, so wohl, als auf die vermeinte höhere Bildung:

„Wir machen Hirn=Gespinnste  
Und suchen viele Künste,  
Und — kommen weiter ab vom Ziel.“

Der Haus=Verstand erkennt die Dinge, die im Haus=Reiche liegen, wie sie sind, und nimmt sie, wie sie sind; er findet sofort, was für die Bedürfnisse des Alltags=Lebens zu thun ist, und er weiß sich schnell und sicher zu helfen, auch in schwierigeren Fällen. Ohne ein Zurückgehen auf das: woher? und ohne Umherblick auf ein: wozu sonst noch? hält er sich

daran bloß, daß etwas ist, und was es jetzt und hier ist. Darum kann dieser Sinn für das alltägliche Leben auch nicht anders ausgebildet werden, als in diesem Alltags-Leben und durch dasselbe; und alles Einmischen von Buchweisheit führt hier unfehlbar irre; alles Klügeln stumpft ab. Das gab dem Sprichworte: „Gelehrte, Verkehrte“ seinen Ursprung — und seine Wahrheit. Nichts, gar nichts bedarf es in dieser Hinsicht, als daß man nur die von der Natur gegebenen Augen des Lebens und des Geistes aufthut, und damit die vorhandenen nächsten Dinge ansieht; mit jedem richtigen Blicke regt sich dann, mücht' ich sagen, der Muskel und Nerve zum Handeln, dessen es gerade hier bedarf, von selbst.

Allein nun beschränke sich auch, nach Gebühr, dieser Sinn für das Passende auf dieses sein Gebiet, und wolle nicht, auch in einem höhern Gebiete, allein schalten, oder doch anmaßend mit sprechen. Dieß höhere Gebiet ist das des allgemein Wahren. Auch dafür allerdings liegt der Sinn in allen Menschen, und gewöhnlich versteht man diesen unter der Benennung des gesunden Menschen-Verstandes. Aber dieser Sinn will nicht bloß angewendet und übriggens sich selbst überlassen bleiben: er muß gepflegt, absichtlich und sorgfältig ausgebildet wer-

den, durch Nachdenker! Der allgemeine Wahrheitsinn muß zurückgehen nach Möglichkeit auf Grund und Quelle; er darf nicht bloß, er soll das Eine, was zunächst ihm liegt, in Verbindung bringen mit Andern, mit Entfernterem auch; das Mögliche muß eben so wohl, als das Wirkliche, die Zukunft und die Vergangenheit, wie die Gegenwart, dabei in Anschlag kommen. Und darum nimmt der ächte Wahrheitsinn nicht bloß gern Belehrung auch von Andern an, sondern er sucht sie auf und kann sie nie zu reich, nie zu mannichfaltig erhalten; und, ohne den Unterricht durch Bücher zu überschätzen, oder gar, in der Verkehrtheit neuerer Zeiten, für den einzig sichern zu halten, bedient er sich dessen auch, so dankbar als weise. Ein Sinn, der diesen Unterricht verschmäht, ist nicht der Sinn für das hohe Wahre, sondern bloß der für's gemeine Brauchbare; und es ist ein Kennzeichen der Pöbelhaftigkeit — in allen Ständen: gleich dem Pöbel, Alles zu verlachen und für Unsinn zu erklären, was nicht der bloße Hausverstand von selbst schon weiß oder begreift.

Bermitteltst seines Sinnes für das Wahre sucht der Mensch in die Natur der Dinge einzudringen; er bemüht sich, ihren Zusammenhang zu überschauen, die Ursachen und die Folgen, die Kräfte und ihre Wirkungen, und das Alles,

in seinen nothwendigen wie in seinen zufälligen Verhältnissen, zu erkennen.

Dabei dürfen wir allerdings nicht weiter gehen wollen, als die menschlichen Kräfte überhaupt ausreichen; nicht ein Höheres fordern, als der Schöpfer der Natur uns, für das Einschauen in sie, zugestehen konnte; sonst verfallen wir in Unglauben bei den göttlichen, und in Zweifelsucht bei den menschlichen Dingen. Beides Verirrungen, die insbesondere mit der Natur des Weibes in geradem Widerspruche stehen, und darum auch für Ihr Geschlecht doppelt gefährlich und unselig, und an demselben, schon in ihren Aeußerungen und Eindrücken, so abstoßend = widerlich sind.

Eben so wenig jedoch darf der ächte Wahrheits = Sinn hinter dem Ziele menschlicher Kraft vorsätzlich zurückbleiben; und sich genügen lassen, sich gefallen in der ersten besten Erklärung der ihm vorkommenden Gegenstände und Erscheinungen; gesetzt auch, daß — oder vielmehr: eben darum weil — sie etwas Geheimnißvolles hat; etwas hat, was eben den menschlichen Forschungs = Trieb gewaltsam zurückweist. Denn damit geben wir uns dem Aberglauben preis.

Auf ein Zeitalter frechen und übermüthigen, mindestens doch herzlosen, Unglaubens, scheint jetzt ein Zeitalter düstern, dumpfen, wüthigen

Aberglaubens folgen zu wollen. Auch dieses wird vorüberziehen, wie jenes vorübergezogen ist; und bleiben wird (wie geblieben ist): die Menschheit und ihr Heiligtes; denn es bleibt, der da ist, und war und seyn wird — unser Gott! Aber des Sorgens und Zagens kann der schwache Mensch in den Tagen der Gefahr sich doch nicht ganz entschlagen; und des Ausshütens und Warnens dürfen wir uns nicht begeben. Lassen Sie uns also nicht bei der Untersuchung verweilen: welches von beiden das minder Verderbliche sei; der Unglaube oder der Aberglaube. Diese Untersuchung würde doch um nichts weiter uns führen, als die Frage: „Ob es besser sei, zu erfrieren, oder zu verbrennen?“ Das unverborbene Natur = Gefühl schaudert vor dem einen wie vor dem andern Tode zurück. Da aber jetzt gerade der Aberglaube das Schlimmere ist, schon darum, weil er das Nähere ist; so lassen Sie uns auf ihn hauptsächlich einige Blicke richten.

Dem Glauben, kann sich der Mensch durchaus nicht entziehen; denn Alles zu begreifen, ist ihm ja doch nun einmal durchaus unmöglich; des Glaubens kann er nicht entathen; denn unausweichlich muß er unter Umständen an fremde Kraft und Uebermacht sich hingeben. Nur soll sein Glaube nicht ein irriger, nicht ein

grundloser seyn; sonst wird er Aberglaube. Der Glaube also nimmt allerdings auch für wahr an, was er nicht begreift; allein nur in so fern es sich anschließt an schon Erkanntes, und wirklich Begriffenes; in so fern die Möglichkeit eines natürlichen Zusammenhanges sich ergibt. Wo aber gar nichts dieser Art statt findet, wo weder in der Erfahrung, noch in dem menschlichen Denk = Vermögen, auch nur einiger Grund und Boden vorhanden ist, worauf man mit einer gewissen Meinung fußen könnte, da erscheint denn diese als Aberglaube. Z. B. Mögen die neuen Naturkundigen nun auch allen unmittelbaren Einfluß des Mondes auf Bitterung, Menschen und Pflanzen bezweifeln oder geradezu läugnen: so hat, wer an dergleichen glaubt, wenigstens das für sich, daß gewisse Erscheinungen bei Menschen und Pflanzen, gewisse Veränderungen des Wetters so oft nun schon beobachtet worden sind, als statt findend zu gewissen Zeitpunkten gerade, die mit den Mond = Veränderungen wenigstens zusammen treffen, gesetzt auch, daß sie nicht damit zusammen hängen. Also hier ist doch immer die Möglichkeit einer Verbindung zwischen dem Einen und dem Andern. Aber warum der Montag ein unglücklicher Tag für das Antreten einer Reise seyn soll, oder am Donnerstage gewisse

weibliche Arbeiten nicht sollen vorgenommen werden dürfen, davon ist schlechterdings auch nicht der entfernteste Zusammenhang, nicht der schwächste Grund zu errathen. Eben so vertraut der Glaube auf die ihm bekannten Eigenschaften eines Wesens, um von ihnen mit Zuversicht zu erwarten, auch, was er noch nicht als wirklich und gewiß voraussehen kann; der Aberglaube hingegen erwartet auch das an sich und überall Unmögliche und das, was dem bereits Bekannten und Wirklichen geradezu widerspricht. Z. B. Auch der Gebildeteste bedarf, in bedenklichen Krankheiten, des Glaubens an seinen Arzt; aber nur der rohe Wilde glaubt an das Glück, daß ihm sein Fetisch zur heutigen Jagd bringen soll; nur die Abergläubische vertraut ihrem Amulet, daß es sie gegen diese oder jene Gefahr schützen soll. Unser Aller Christen = Glaube ruhet, so fest als kindlich, auf Gottes Gnade und Barmherzigkeit; aber nur der Aberglaube kann wähnen, ein Mensch verdiene sich Gottes Gnade zu erwerben, so wie man schwacher Menschen Gunst erkaufte, mit Geschenken und Huldigungen; oder gar durch Handlungen, welche die Liebe Gottes geradezu läugnen und lästern; als z. B. durch Grausamkeiten, begangen zu einer vermeintlichen Ehre Gottes.

Da nun der Aberglaube eine bloße Aus-

artung des Glaubens ist, auf den Glauben aber die Ruhe und Freude, selbst auch in gewisser Hinsicht die Würde, des Menschen sich gründet; so darf es Sie nicht befremden zu hören: In jeder Menschen-Brust schläft in irgend einem Winkel der Aberglaube und erwacht, wenn nicht eher, so unfehlbar von harten Schlägen des Schicksals oder unter dem Bunden-Schmerze eines bösen Gewissens. Aber auch ohnedies läßt sich vielleicht behaupten, daß es vielleicht nicht einen einzigen Menschen giebt, dem nicht sein eigenes kleines Ungethüm von persönlichem Aberglauben insgeheim zur Seite gehet und ihn äffet; wäre es auch bloß beim Spiel und mit scherzhafter Voraussehung und Voraussagung des Künftigen. Daß sogar recht grober Aberglaube mit rohem Unglauben zusammen bestehen könne, ist eine aus der Gelehrten-Geschichte leider nur allzubekannte Thatsache. Es hat Männer gegeben, die im eigentlichsten Wort-Verstande keinen Gott glaubten, aber vor Gespenstern sich fürchteten und sich wahrsagen ließen. Um so weniger kann es befremden, daß das weibliche Geschlecht einen so eigenthümlichen Hang zum Aberglauben hat. Die Vorzüge wie die Schwächen Ihrer Natur machen Sie dazu geneigt. Weniger fähig zu angestrengetem und anhaltendem Nachdenken nehmen Sie, wo es der Untersuchung gilt, nur

allzubereitwillig auf, was sich als eine Erklärung Ihnen darbeut; gesetzt auch, daß es von einem wirklichen Grunde kaum den Schein hat. Aber es ist auch Schuldloseres, Besseres in Ihnen, was Sie nach jenem gefährlichen Abhänge zu hinneigt: Ihre lebendigere Phantasie; Ihr tieferes Gefühl; Ihr Bedürfniß, sich anzulehnen wie anzuschließen; selbst eine gewisse Bescheidenheit des Urtheils, welche das Gegebene hinnehmen zu müssen glaubt, ohne ein Mehreres fordern zu dürfen.

Allein deshalb, weil der Aberglaube sein Natürliches hat, ist er doch um nichts minder gefährlich; für Sie insbesondere auch, wie überhaupt. Der Unglaube hat etwas Freuden-lofes, furchtbar-Debes; und muß, unter Umständen, um so gefährlicher werden, je herzloser, feiner Natur nach, er ist; da nur die Einseitigkeit des Verstandes ihm Daseyn geben kann. Aber an sich ist der Unglaube eher etwas Leidendes, als Handelndes; wo er verfolgte und verwüsthete, that er selbst das nicht sowohl, als die Leidenschaften der Nachsucht, des Ehrgeizes, der Eitelkeit, die sich an ihn angeschlossen. Hingegen der Aberglaube ist ein geborner Wütherich; eben als ein Sohn des Gefühls und der Phantasie, als Pflegling dunkler Begriffe und der Ahndungen des Unendlichen. In vorgeblichem nicht,

nein! in wirklichem Eifer für das Heilige, ist er fähig, das Ruchloseste, das Gräßlichste zu begehen. Nicht im Dienste von Götzen, ach leider! zur Ehre Gottes, des Gottes der Liebe, wie Jesus ihn verkündete, der in der Liebe sein eignes Leben hingab, zur Ehre dieses Gottes hat der Aberglaube, Jahrhunderte hindurch, gesengt und gebrannt, und Hunderttausende und Millionen gemordet und gemehelt! — Und Weiber haben nach Feuer und Blut gelehzt und Mütter haben ihre Kinder geschlachtet!

Wenden wir aber auch das zerrissne Herz weg von diesen Greueln des religiösen Aberglaubens, so übersteht doch das düstere Auge, in dem Gebiete des Aberglaubens für's alltägliche Leben, ebenfalls nur ein Gefilde der Schmach, des Schmerzes und der Angst, und mannichfaltiger Gefahren für die Sittlichkeit. Oder wäre das für diese nicht eine sehr große Gefahr, daß man beim Aberglauben so geneigt ist, die eigne sittliche Schuld auf die Rechnung des Schicksals, höherer, unwiderstehlicher Gewalten zu setzen; Vergehungen abbüßen zu können glaubt mit willkürlichen Thorheiten; und ein sittliches Verbieht sucht in Widersprüchen gegen die Vernunft, ja geradezu in Verletzungen des wahren sittlichen Gefühls? Und welche Selbst-Entwürdigung: statt mit den von Gott verliehenen Einsichten

und Kräften sein Schicksal sich selbst zu machen, es müßig zu erwarten von unzuberechnenden Zufällen, es feig sich vorherbestimmen zu lassen von dunkeln Prophezeihungen und Ahnungen, und durch das Eine wie das Andere schimpflich sich preis zu geben jedem Betrüge und jedent Uebermuthe, den es gelüftet, mit uns sein Spiel treiben zu wollen!

Um einleuchtendesten jedoch für ein jedes, auch noch so beschränkte, Fassungs-Vermögen ist der Nachtheil des Aberglaubens, daß dieser die Menschen in einer immer wählenden Angst erhält. Als ob die Wirklichkeit und Gegenwart zu eng und arm wären, uns zu quälen, streift der Aberglaube nun auch noch in dem gränzenlosen Gebiete der Zukunft und aller Möglichkeiten umher, um von überall her Marter-Instrumente für sich zusammenzusuchen und Plage-Geister herbeizurufen. Kein Mißgeschick ist ihm zu traurig, daß er es sich nicht noch verschlimmerte, mit seinen Träumereien über dessen möglichen Zusammenhang mit noch andern und größern Uebeln der Vergangenheit und Zukunft; kein Glück lacht ihm freundlich genug, daß er es sich nicht geflissentlich verbittern sollte mit bangen Besorgnissen, deren Grund er nur zuweilen in dem Glücke selbst, weit öfter aber in ganz fremdartigen Umständen und Ereignissen findet,

welche mit ihm und seinem Schicksale schlechterdings keine andere Verbindung haben, als die, welche sein Wahn, oder vielmehr — die Sache, bei ihrem eigentlichen Namen zu nennen! — sein Wahnsinn ihnen andichtet.

Lasse man sich nur nicht irre leiten über die wahre Natur und Beschaffenheit des Aberglaubens. Freilich finden seine Erscheinungen, bei allen Völkern und in allen Zeitaltern, statt; und manche von ihnen sogar, unter übrigens sehr verschiedenen Verhältnissen, in einer sich fast durchaus gleichen Gestalt. Dies ist aber so wenig ein Beweis für die Wahrheit solcher Ansichten, daß es vielmehr selbst uns auf ihre Trügelichkeit aufmerksam macht. Denn immer und überall ist der Aberglaube der erste rohe Versuch des erwachenden menschlichen Verstandes, die Kräfte der Natur, den Zusammenhang der Ereignisse, und insbesondere das Verhältniß des Menschen zu der unsichtbaren höhern geistigen und sittlichen Macht sich zu erklären. Noch weniger beweiset das zu seinen Gunsten, daß er in der Regel unter den höhern und gebildetsten Ständen eben so mächtig herrscht, als bei den untersten. Denn Einsicht und Nachdenken, die allein gegen den Aberglauben zu sichern vermögen, werden nicht angeboren und angeerbt, wie der Rang und der Reichthum; sondern sie wollen

erworben seyn; wozu aber jene Glücksgüter eher hinderlich als fördernd sich erweisen. Und was man denn auch Bildung nennt bei den Ständen, welche dieses Wort gleichsam als ausschließliches Eigenthum für sich in Beschlag genommen haben, ist oft ja nichts mehr, als eine bloße Abrihtung zu gewissen gesellschaftlichen Fertigkeiten, die da recht wohl bestehen kann neben einem fast ganz unentwickelten Denk- und Erkenntniß-Vermögen. Oder es ist eine Aufreizung der Gefühle, eine Aufspiegung der Phantasie, und eine ununterbrochene Zerrüttung der Gesundheit des Geistes und Körpers, die den leer gelassenen Geist, das rastlos bewegte Gemüth, das betäubte, endlich aber doch einmal aufgeschreckte, Gewissen, kurz den ganzen ausgefogenen, entnerzten, verwüsteten Menschen, eben so unausbleiblich (und eben so natürlich) dem Aberglauben in seine Molochs-Arme sinken lassen, als das angestarrte, angst-entkräftete Thier der Klapper-Schlange in den aufgesperrten Rachen taumelt.

Ferner müssen wir auf unserer Hut seyn, daß auch nicht gerade das, was am kräftigsten die Trug-Gespinnste des Aberglaubens zerreißt, uns in dieselben verstrickt; ich meine: Wirklichkeit und Erfahrung. Trotzend nämlich entgegnet der Aberglaube der prüfenden Vernunft: „Über

es ist doch geschehen, was du für nicht möglich erklärst!" — Ist es denn wirklich geschehen? Was wird nicht Alles erzählt und weiter erzählt! wie Manches ist von vermeinten Augen- und Ohren-Zeugen bescheinigt, beeidigt worden, wovon sich, bei genauerer Prüfung, nichts, auch wahrlich gar nichts, als wahr erwies! Nicht bloß die Geschichte stellt davon die merkwürdigsten Beispiele auf; und jeder Jahrgang Zeitungen; sondern Sie selbst werden insgesammt wunderbarer Erzählungen aus Ihrer nächsten Umgebung sich zu erinnern wissen, die am Ende in das Alltägliche sich auflöseten. Und wenn auch dieß und das Unglaubliche geschah: geschah es darum so, wie es nun aufgestellt wird? So giebt es, in der Regel, bei allen sogenannten sympathetischen Curen Natürliches mit, was eigentlich das vermeinte Wunder verrichtet; das wollene Band um den Hals; was durch beständige Reibung die Poren offen erhält, sichert gegen rheumatische Beschwerden; nicht das daran befestigte Anhängsel irgend eines albernen Geheim-Mittels oder sinnloser Wörter. Oft macht der Aberglaube seine Wunder im eigentlichsten Sinne sich selbst; es geschieht, was er hoffet oder fürchtet, dadurch eben, daß er so zuversichtlich hoffet, so bange fürchtet. Eine Krankheit, welche das Nerven-System lähmt, wird

auf die natürlichste Art von der Welt besiegt, sobald die Nerven nur zu ihrer eigenthümlichen Thätigkeit und Kraft wieder emporgehoben werden; geschehe dieß nun durch eine Arznei, oder — durch eine aufregende und stärkende Einbildung. Ein großer Gelehrter des 16ten Jahrhunderts (der zu ehrwürdig und verdienstreich in der Geschichte dasteht, als daß ich seinen Namen gerade bei dieser Schwäche nennen sollte, die mehr seines Zeitalters, als seine Schuld war) hatte sich, mit Hilfe der Sterndeuterei, seinen Todestag vorausgesagt, und lag im Bette, sein Ende erwartend. Fast schon ganz aufgelbset an Leib und Seele, wie er, (bei ohnehin von jeher schwächerer Gesundheit) in dieser Erwartung war, hätte letztere sich wahrscheinlich gerechtfertigt; er wäre wirklich an dem Tage gestorben — wenn nicht zum Glücke sein Freund, unser herrlicher, kräftiger Luther, von der Sache gehört hätte, an sein Lager geeilt wäre, ihn ernst gescholten hätte ob dieser Versuchung Gottes, und mit Gewalt genöthigt, aufzustehen. Dadurch wurde natürlich der Selbstbetrug, nach Verdienst, zur Lüge.

Nögen denn immerhin selbst die tiefsten Forscher der Natur, geschweige denn wir Andern, die wir ihnen aufs Wort glauben müssen, mögen insbesondere Sie, Meine Verehrten, die

Sie, nach der lobenswürdigen Bescheidenheit Ihres Geschlechtes, in hohen Dingen lieber gar kein Urtheil sich erlauben, als ein absprechendes, mögen wir Alle der unerklärten und unerklärbaren Räthsel in der Natur und im Menschenleben noch so viele finden: versuchen wenigstens soll es durchaus jeder nachdenkende Mensch, diejenigen doch wo möglich zu lösen, zu denen der Schlüssel uns dargeboten wird, in eben jener Natur und aus eben diesem Menschenleben selbst. So viel müßten wir Alle von allgemeinen Kenntnissen uns erwerben, um einzusehen, daß sehr Vieles, was uns allerdings dunkel ist, darum doch Andern geküßteren leicht seyn kann; und, wo Bedenkliches uns aufstößt, lieber aller Erklärungen uns begeben, und einfach uns halten an die einfache Erscheinung, als Licht suchen in der Finsterniß, und einen Ausweg durch Eintreten in ein Labyrinth.

Gegen diejenige Gattung des Aberglaubens, welche auch der Gebildeteren Ihres Geschlechtes so leicht sich bemächtigt, gegen die Wahrsagerei, empfehle ich Ihnen, aus dem Arznei-Vorrathe der Sittenlehre, ein einfaches Hausmittel — das Erröthen vor sich selbst in der Einsamkeit stiller Selbst-Prüfung. Beobachten Sie nämlich, bei welchen Dingen auch Männer zum Aberglauben am geneigtesten sind, so werden Sie finden: daß

sind lauter solche, wo der Mensch, mit seinen Wünschen und Erfolgen, am wenigsten von der eignen Einsicht und Kraft, fast ganz dagegen vom sogenannten Zufall abhängt, oder sich abhängig macht; beim Spiel z. B. und bei der Jagd. Beobachten Sie ferner, welche Personen Ihres Geschlechtes am gläubigsten auch dem verächtlichen Straßen-Weibe zuhören, wenn ein solches die Frechheit hat, ihnen ihre Zukunft vorauszusagen zu wollen; welche am ernstesten und ängstlichsten dabei sitzen, wo etwa, auch nur zum Scherze, Karten ausgelegt werden: und Sie finden, es sind das solche, deren Talente, Kenntnisse und Glücks-Umstände sehr beschränkt, deren Ansprüche aber auf Lebens-Genuß und Auszeichnung unverhältnißmäßig groß sind. Und endlich, in so fern Sie auch Damen von Geist und Gemüth in solcher Schwachheit befangen finden; in so fern Sie sich selbst auf einem geheimen Hange, oder gar schon Versuche, zu dess etwas überraschten: wenn war das? Es war — werden Sie gestehen — wenn der Druck eines harten Geschickes oder einer bangen Erwartung den Geist und Charakter gebeugt hatten unter die Tyrannei der Phantasie und die Uebermacht des Gefühls; (nach Todes-Fällen geliebter Personen z. B. oder in der Schwangerschaft) es war, wenn irgend eine Leidenschaft der Liebe

oder des Hasses (die Eifersucht ist beides zugleich) der alle Mittel gleich sind, weil sie fühlt, keines kann sie ganz befriedigen, Jemanden benommen hatte; es war ferner, wenn ein sehnlischer heiliger Wunsch, wie etwa der nach dem Glücke, Kinder zu haben, unbefriedigt blieb; oder endlich, wo Neugier, geist- und gemüthsarme Neugier, die nach Ideen umhergreift, nur um ihrer Zeit und ihres Selbst-Bewußtseyns los zu werden, als persönlicher Fehler mit vorherrscht.

Nun denn! Jrgend eine dieser Schwachheiten von sich eingestehn und, was einerlei ist, über sie erröthen zu müssen — ist ebenfalls Eins und Dasselbe, oder sollte es wenigstens seyn, mit dem Vorsatz: Ich will sie bekämpfen; das Höhere in mir soll über das Niedere erscheinen dieß auch im vorliegenden Falle noch so natürlich, noch so verzeihlich) es soll obliegen!

Das wirksamste allgemeine Sicherungs-Mittel gegen allen Aberglauben haben wir in dem ächten religiösen Glauben. Es ist eine eben so Lehrreiche und erfreuliche als unlängbare Erscheinung: Wahrhaft-Frome Menschen, welche dieß in der That sind, und von jeher dieß waren, sind nicht abergläubig; auch bei sonst beschränkten Geistes-Gaben und Einsichten nicht abergläubig! Wohl aber sind dieß, und sind dieß

am meisten, die Heuchler, welche sich selbst betrügen, wie sie Gott und die Welt belügen wollen; die sogenannten Maul-Christen, welche, mit der Schrift zu reden, den Schein haben des gottseligen Wesens (mit Formen und Formeln es abzumachen glauben) aber seine Kraft verleugnen; und am meisten abergläubisch sind die Spät-Bekehrten; welche den früheren Spott, Unglauben und Leichtsinm gut machen zu müssen glauben durch jetziges Uebertreiben auf der andern Seite; die zu Gott kommen, weil die Sünde sie von sich gewiesen hat; denen aber, in ihre nunmehrige Noth-zusucht, statt der Reue über ihre schimpfliche Vergangenheit, nur die Furcht vor der damit verdienten strafenden Zukunft folgt.

Jenes, wie dieß, sehr begreiflich! Jeder Aberglaube setzt Gott eine Art von Götzen an die Seite; jeder will, mit menschlicher Unbescheidenheit, dem Unendlichen gleichsam ein willkürlich-erseheneß Werkzeug zum Helfen aufdringen. Die wahre Frömmigkeit aber, überzeugt von dem Gedanken: „Gott kann,“ durchdrungen von dem Gefühle: „Gott will — Alles zu deinem wahren Besten fügen,“ giebt ihrem Gott, giebt Gott allein sich hin; ohne von irgend wo anders her irgend etwas zu hoffen oder zu fürchten; erscheint demnach auch in dieser ihrer

Hingebung und Demuth ganz und gar unbekümmert um die Art und Weise, wie Gott helfen solle. „Er wird's schon machen!“ ist ihr Wahlspruch.

Ziehen Sie also, Mütter und Pflegerinnen, Ihre Kinder zu frommen Menschen, so werden sie keine abergläubischen Menschen werden. Gewöhnen Sie sie zum Selbst-denken, Selbst-prüfen; — o! nur überall zum wirklichen Selbst-sehen und Selbst-hören: so wird die Fertigkeit im rechten Vernunft-Gebrauche, welche sie sich erwerben an den Dingen des gemeinen Lebens, sie begleiten auch auf alle Wege tieferer, wissenschaftlicher Forschungen; und sie nicht verlassen auch bei dem Eintritt in das Heiligthum der Religion, in die Labyrinth der wunderbarsten Menschen-Schickungen, und selbst in das Schauer-Dunkel des Geister-Reichs.

Vor allen Dingen aber wachen Sie über Ihre Kinder, daß diese nicht (wie man von den Seiltänzern sagt, daß sie, nur durch frühe Verrenkungen ihrer Gliedmaßen, zu ihren elenden Gaukeleien abgerichtet werden können) daß Ihre Kinder nicht eben so, schon in ihren frühesten Lebens-Jahren, unter den Händen, oder eigentlich: unter der Zunge, der Dienstboten, am Geiste verkrüppelt werden zu künftigen Draht-Puppen des Aberglaubens. Der Eindruck aller der Pöffen,

mit welchen manche Dienstboten die Kinder bald unterhalten, bald belehren, bald warnen und schrecken wollen — dieser Gespenster-Geschichten und Wunder-Sagen, dieses Hinverweisens auf geheime Kräfte, dieser angeblichen Scherze selbst mit Rathen und Prophezeihen, (die für die Phantasie des Kindes so leicht zu hohem Ernste sich gestalten) diese Eindrücke lassen sich bei den meisten Menschen, durch's ganze Leben hindurch, nicht mehr völlig verwinden.

## Zweiunddreißigste Vorlesung.

~~~~~

 Allgemein-menschliche Aufklärung.  
 Geistes = Bildung.
 

—

Eine frühere Stelle in diesen Vorträgen, Geehrteste Zuhörerinnen, erklärte: Von der weiblichen Bildung überhaupt könne nicht eher gesprochen werden, bis auch Gemüth und Wille abgehandelt sei. Eine spätere Erwägung bestimmt nicht, jenen Plan abzuändern, und die geistige Bildung von der sittlichen zu trennen.

Was ist weibliche Geistes = Bildung? was soll sie? und was muß sie also wollen? — Stellen wir hier einmal unsere gewöhnlich befolgte Ordnung um, fangen beim Allgemeinen an, schließen daran die dießfalligen Pflichten gegen unsere Mitmenschen, und kommen dann erst (auf einem Umwege, der aber um so sicherer zum Ziele führen wird) zu unserm eigentlichen Haupt-Gegenstande. Ich muß hier Ihre Aufmerksamkeit um so ernster in Anspruch nehmen; ich muß bitten, über Manches mich aussprechen

zu dürfen, auch was zunächst nicht in dem Kreise unserer gemeinschaftlichen Erwägungen zu liegen scheint, weil es eine heilige Haupt-Angelegenheit des gesammten Menschen-Geschlechts betrifft, über welche gerade unsere gegenwärtige Zeit in gefährliche Irrthümer — nicht so wohl gerathen ist, als geleitet, ja ich möchte sagen, mit Gewalt getrieben und gedrängt wird; und wobei man, für gewisse Zwecke der Finsterniß, insbesondere auch die Mitwirkung Ihres Geschlechts zu gewinnen sucht. \*)

Jeder Mensch hat einen Geist; jeder also muß diesen bilden. Dazu gehört, daß jeder Mensch erstens: seiner geistigen Anlagen und Kräfte sich bewußt werde und diese brauchen lerne; zweitens: daß er sie brauchen lerne zur Erreichung derjenigen Bestimmung sowohl, welche jeder Mensch für alle Zeiten und Welten hat, als vernünftig = sittliches unsterbliches We-

\*) Dem Verf. ist ein Fall bekannt, daß irgendwo ein irgend jemand, einer durchreisenden Dame von hohem Stande, der er in jeder Hinsicht fremd war, seinen Besuch aufdrang, um ein berüchtigtes Lug-, Trug- und Laster-Buch dieses Zwecks und Inhalts (Barruels Illuminatismus) als Inbegriff der wichtigsten Aufschlüsse und Wahrheiten, angelegentlichst ihr zu empfehlen.

fen, als derjenigen, welche dieser einzelne Mensch hat, für seinen persönlichen Stand und Zustand jetzt hier auf dieser Erde; und drittens: daß, dem Allen zufolge, jeder Mensch die Hilfsmittel und Kenntnisse sich erwerbe, welche, für das Eine wie für das Andere, gerade ihm nöthig sind.

Je mehr, in einem Zeitalter und unter einem Volke, dieses Alles als Wahrheit anerkannt wird, und je mehrere Menschen desselben diese Geistes-Bildung besitzen, desto mehr findet dann, in einem solchen Zeitalter und Volke, Aufklärung statt. Erschrecken Sie nicht etwa über dieß Wort, als über das Gespenst des Tages; schämen Sie sich vielmehr, mit mir, unserer Zeit, daß diese Wort und Sache so verlästert hat. Wenn, wie die Bibel sagt, „alle gute Gabe und alle vollkommene Gabe von oben herab kommt, von dem Vater des Lichts“ wenn Jesus Christus sprach: „Ich bin das Licht der Welt“; und derselbe gleichfalls sprach: „Nur wer Arges thut, der hasset das Licht, und kommt nicht an das Licht, auf daß seine Werke nicht gestraft werden“: so kann es unmöglich etwas Gefährliches oder auch nur Zweideutiges seyn, um das „Licht haben und Licht verbreiten“; und es gehört zu den schmachvollsten Verfündigungen der Menschheit an sich selbst, wie an ihrem

Gott, daß sie das heilige Wort und die heilige Sache der Aufklärung (eben so, wie freilich auch andere ehrwürdige Worte und Begriffe: Frömmigkeit z. B., Staatswohl, Lebens-Genuss) verläumdet und verlästert, wenigstens verdreht und herabgewürdigt hat. Es kann also gar nicht erst noch eine Frage seyn, ob die Aufklärung, die eigne und die fremde, ein Menschen-Recht sei. Sondern es steht schon unerschütterlich fest die Entscheidung: Sie ist eine der heiligsten Menschheits-Pflichten. Hätte Gott nicht gewollt, daß jeder Mensch seines eignen Geistes sich bedienen sollte, so hätte er nicht jedem Menschen seinen eignen Geist gegeben. Ganzen Volks-Classen also, oder einzelnen Menschen, den Gebrauch ihrer Vernunft untersagen, oder, was einerlei ist, denselben bloß darauf beschränken zu wollen, daß sie, ohne alle weitere eigene Mitwirkung, bloß entgegennehmen, was eine fremde Vernunft, als wahr und recht, ihnen darbeut, ist ein Majestäts-Verbrechen, weniger noch gegen die Menschen-Natur, als gegen den Menschen-Schöpfer. Nur diejenigen Menschen und Stände, welche ihre Mitmenschen zu bloßen Werkzeugen ihrer Macht und Willkür herabwürdigen, müssen natürlich darüber halten, daß ihre Mitmenschen belebte Maschinen bleiben; nur diejenigen maßen

es sich an, für Andere und statt ihrer denken zu wollen, welche gern, auch zugleich an dieser Andern Stelle mit, des Lebens Güter allein genießen möchten. Wenn also die Aufklärung, d. h. der wahre selbsteigene Vernunftgebrauch jedes einzelnen Menschen, Wille Gottes ist, wie schon daraus hervorgeht, daß das auf Anordnungen Gottes sich gründet; so kann auch seine Nützlichkeit keinesweges in Zweifel gezogen werden.

Aber, fragt man, werden die Menschen denn durch die Aufklärung glücklicher? Ich könnte entgegen fragen: sollen sie denn auf Erden (zumal was Ihr so nennt) glücklich werden? und nicht vielmehr nur eines wahren höhern Wohlseyns, im Daseyn jenseit des Grabes, fähiger und würdiger? Doch nein! ich gestehe Euch die Forderung, in so fern sie einen verständigen Sinn hat, ich gestehe sie Euch zu; antworte aber mit voller Zuversicht darauf: „Ja! sie werden glücklicher!“ Und ich komme einer zweiten Frage sofort mit meiner Antwort zuvor und behaupte: „Auch besser werden sie!“

So stelle man sich doch nur auf den Gesichtspunct der Geschichte und schaue zurück in die vorigen Jahrhunderte, besonders in das, eine Zeit lang gegen alle Wahrheit und Billigkeit her-

abgesezte, und jetzt nun wieder ohne Maaß und Verstand erhobene, Mittel-Alter; schaue aber zurück, nicht durch das Kaleidoskop poetischer Darstellungen, künstlerischer Launen und pfäffischer Tiraden, sondern durchs reine scharfe Fernrohr der Geschichte; man höre die ganze und unpartheiische Geschichte der französischen Revolution; gerade da, wo sie sich über die Quellen des allgemeinen Elends und über die Ausbrüche der gräßlichsten Abscheulichkeiten verbreitet; man stelle sich endlich auf den Standpunct der Länder-Kunde, und vergleiche Europa und die Türkische Monarchie, und in Europa den Süden und Westen mit dem Norden; — und man wird finden, mit Zittern und mit Freude finden: Die Jahrhunderte herrschender Finsterniß erscheinen auch als die Jahrhunderte der regierenden Gräuel; wo der bei weitem größte Theil des Volks erniedrigt war (in Beschäftigung, Behandlung und Kauf-Preis) zum Lastvieh zweier bevorrechteten Stände; wo die Geehrtesten der Länder den Straßenraub als ihr Gewerbe trieben; die Heilig-seyn-wollenden den Aufruhr als Religions-Pflicht predigten, und im Abendmahle vergiftete Hostien darreichten; und wo Alles das vergehen wurde und abgekauft, um schändes Gold und selbst-erwählte Büssungen, und schon mit dem so bequemen (und eben

darum jetzt von Manchen so ungestüm zurückgeforderten und so willig zurückgegebenen) blinden Glauben an die Kirche und ihre Diener. Man wird finden: Auch in der Gräuelperiode unserer Zeit wurden die rohesten Barbareien und unmenschlichsten Grausamkeiten begangen von Menschen, welche, in ihrer gänzlichen Bildungslosigkeit und Rohheit, von Menschen wenig mehr hatten, als die Gestalt, die Körperkraft und die thierischen Triebe; und darum eben zu Werkzeugen fremder Leidenschaften so willig sich hingaben, als sie unbedenklich der eignen Wuth, dem, gerade ihnen, als Solchen, so natürlichen Hasse gegen alles Edlere, sich überließen. Und niemand endlich kann es im Grunde abläugnen, wie frech auch von Manchen das Gegeütheil behauptet, und wie gewandt auch die Sache beschönigt werden mag, daß noch jetzt, in allen Ländern, Verbrechen, Laster und Sittenlosigkeit, der Verfolgungsgeist, die Unduldsamkeit und der Stumpf-sinn, so wie der öffentliche Druck, das häusliche Elend und die gesellschaftliche Armseligkeit in, zum Theil überraschend-genauem, Verhältnisse stehen, mit dem Grade der Entwicklung des menschlichen Geistes bei den Lehrern und Führern des Volks, mit der unter der Menge vorhandenen Masse verbreiteter gemeinnütziger Kenntnisse und Bildungs-Mittel, und mit dem Erwa-

chen der Vernunft auch bei den Niedrigsten im Volke.

Aber es ist doch nicht zu läugnen — glaubt man gegen dieß Alles noch einwenden zu können — daß die ganz einfachen Natur-Menschen, die Völker auf den untersten Stufen der Bildung, eine Zufriedenheit, Sitten-Reinheit und Gutmüthigkeit besitzen, die sich verliert, so wie sie mehr Bildung erhalten. Sagen Sie mir doch, Mütter in dieser Versammlung! oder auch Sie alle inösesammt, Meine Zuhörerinnen, wenn sind die Kinder am liebenswürdigsten und fehlerfreiesten — im zweiten; dritten, oder im zehnten, zwölften Jahre? Wir entscheiden wohl ohne Ausnahme für das erstere Alter. Aber können wir — und wenn wir's auch könnten, wollten wir — unsere Kinder darum nun an jene ersten Lebens-Jahre für immer fesseln? Wir wünschen vielmehr: sie aufwachsen zu sehen; d. h. also? sie weiter immer und weiter sich entwickeln zu sehen! Und das heißt? Nun! was denn Anders, als: Ihre Anlagen und Kräfte in jeder ihrer Gestalten und Richtungen zu erblicken; also auch in den minder gefälligen! Dieß und Jenes sie verlieren zu sehen, um Jenes und Dieß dafür zu gewinnen; also auch: sehr Freundliches zu missen, wofür sofort nichts weniger als immer gleich ein Ersatz kommt.

Diese Geschichte des einzelnen Menschen nun ist auch die Geschichte des Volkes, und des gesammten Menschen = Geschlechtes. Da wir also auch hier die allmähliche Entwicklung zur vollen Reife hindern so wenig wollen, als wir das vermögen, so müssen wir sie vielmehr fördern; oder eigentlich nur leiten, daß sie nicht eine falsche Richtung erhalte. Die Eigenthümlichkeiten der Kindheit und Jugend = Periode, selbst derjenigen, die bei den Knaben ihren besondern, nichts weniger als empfehlenden, Namen hat; sind an sich noch nicht Unarten; aber sie werden das, durch fehlerhafte Behandlung; und schon durch Vernachlässigung; und von den eigentlichen groben Fehlern der Kinder tragen die Aeltern, Erzieher und Wärterinnen einen weit größern Theil der Schuld, als die Kinder selbst. Und eben so hat, an den Verirrungen der Völker bei ihrem Uebergange zur höhern Bildung, nicht diese Bildung selbst, und nicht einmal die allgemeine menschliche Fehlerhaftigkeit an sich den Haupt = Antheil; sondern die Fürsten, Priester und Philosophen, welche jenen Uebergang mit Gewalt erzwingen oder mit Gewalt verhindern wollen; die andern früher gebildeten Nationen, welche ihr Schießgewehr, ihren Branntwein und ihre Krankheiten, ihre räuberisch = kaufmännische Habgier, ihre Witzereien und Sophistereien jenen

zuführen, um der Unglücklichen Metalle und Pelzwerk, Ruhe und Sittlichkeit ihnen abzunehmen.

Die Art und Weise, in welcher manche auch von den römisch = katholischen, hauptsächlich aber, wie die herrnhutisch = protestantischen Missionaire die Geistes = Bildung zu den rohsten und elendesten Wilden gebracht, und was sie damit bewirkt haben; die Art, wie in Island, Schweden und so manchen Gegenden Deutschlands Zufriedenheit, Frömmigkeit und Verstandes = Bildung neben einander auch in Bauerhütten wohnen, beweiset es wohl klar genug, daß die Vortheile einer wahren Aufklärung allerdings stattfinden können, ohne Nachtheil und Gefahr.

Darin aber liegt der Grund, warum zuweilen auch sonst verständige und gute Menschen gegen die Aufklärung eingenommen sind, daß sie unter diesem Worte, ich möchte sagen: alles Andere eher verstehen, als das, was sie sollten. Weit entfernt, irgend etwas Höheres zu befeinden oder zu entweihen, lehrt die wahre Aufklärung alles Höhere vielmehr erst recht kennen und schätzen; das an den Thronen, wie in den Tempeln. Nicht abziehen soll sie, mit dem, was sie lehrt und beut, den Menschen von seinem nächsten Berufe, sondern gerade ihn um so

brauchbarer für denselben, um so zufriedener mit und in demselben machen. Bewirkt sie das Gegentheil, so liegt die Schuld an dieser Art der Aufklärung, nicht an der Sache selbst.

Lassen Sie also, Meine Gelehrten, sich nicht betäuben durch die lauten Lästerungen, nicht einnehmen durch hämische Verunglimpfungen der allgemeinen und besondern menschlichen Geistes-Bildung. Lassen Sie sich aber auch nicht persönlich verstimmen, durch Manches, was Sie, und mit Ihnen vielleicht Viele, dahin rechnen, obwohl es vielmehr zum Entgegengesetzten gehört. Wenn Sie Ihr Kammer-Mädchen beim Schreiben eines Liebesbriefes überraschen, oder wenn der Bediente die Klingel nicht hört, über dem Räuber- und Ritter-Romane, in den er sich vertieft hat: so hat daran die Aufklärung eben so wenig Schuld, als die Gelehrsamkeit an der gewissenlosen Verabsäumung der heiligsten Amts-Pflichten, über frivoler Schriftstellerei; oder als der Schönheits-Sinn an der Birthschafts-Zerrüttung und Kinder-Verwahrlosung einer Mode-Dame.

Nein! fragen Sie vielmehr, wo und wie Sie es irgend vermögen, dazu bei, daß auch in Ihrem nächsten Umkreise, und durch Sie selbst, die Aufklärung verbreitet, die Geistes-

Entwicklung der Einzelnen gefördert werde. Dazu gehört, in unsern Zeiten und nach unsern Bedürfnissen, Erstens: Jeder Mensch muß lesen lernen; um das Hilfsmittel zu besitzen, durch welches, von den Geistern aller Völker und von dem Gottes-Geiste selbst, zu seinem Geiste gesprochen werden kann. Noch viel zu wenig erkannt ist die Pflichtmäßigkeit des Lesen-Könnens für Christen, die schon daraus entsteht, daß Gott unsere allerheiligste Religion auf schriftliche Urkunden gegründet hat; daß ihr Stifter sprach: „Suchet in der Schrift;“ und daß dagegen die Verfälscher des Christenthums, die abergläubischen wie die ungläubigen, von jeher immer warnen: „Leset nicht darin!“ Zweitens gehört zur allgemeinen Menschen-Bildung unter uns: Jeder Mensch sollte auch des Hilfsmittels mächtig seyn, durch welches sein Geist und Gemüth andern Geistern und Gemüthern, auch abwesend und aus weiser Ferne, sich mittheilen können; d. h. des Schreibens kundig. Es wäre kleinlich, den Nutzen hier aufzuführen zu wollen, den Sie selbst in der Haushaltung unter Umständen davon ziehen können, wenn jedes Ihrer Leute zu schreiben versteht. Aber nicht geringfügig, sondern hohen Werths für jeden Menschen von Gefühl ist die Hinsicht, daß, durch allgemein verbreitete Schreib-Fertigkeit,

ein jeder Sohn und jede Tochter mit Aeltern und Geschwistern, daß, auch durch Umstände getrennt, Gatten mit einander stets in der süßen heiligen Gemeinschaft der Liebe und Treue bleiben können; daß der verlassene Kranke und die verschämte Arme ihre Noth, statt sie Fremden Preis geben zu müssen, selbst darzustellen und zu beglaubigen im Stande sind. Und was nun drittens die Kenntnisse anbetrißt, so hat ein jeder Mensch seinen Geist mit denjenigen zu versehen, deren er als Mensch überhaupt, und deren er als gerade dieser Mensch bedarf. Inhalt und Maaß des letztern bestimmt der besondere Beruf und Stand eines Jeden; und darum wäre es so unnütz als unthunlich, hier dabei zu verweilen. In Hinsicht aber auf die durchaus erforderliche allgemein-menschliche Erkenntniß giebt es keinen Unterschied. Der Fürst wie der Bauer, und der Bauer wie der Fürst, soll wissen: „daß er ein Mensch ist; ein Sterblicher und ein Unsterblicher; ein sündiger Mensch und ein Kind des Vaters im Himmel.“ Jeder Christ, vom höchsten bis zum niedrigsten, soll wissen: „Das ist das ewige Leben, daß wir Ihn, der allein wahrer Gott ist, und den er gesandt hat, Jesum Christum, erkennen; aber nur welche der Geist Gottes treibet, die sind Gottes Kinder.“ Jedem ist von Gott gegeben,

und darum werde jedem auch durch Menschen erläutert und eingeschärft, als das vornehmste und größte Gebot: „Du sollst lieben Gott, deinen Herrn, über Alles“; und das andere, als das jenem gleiche: „Du sollst lieben deinen Nächsten, als dich selbst.“

Alles nun, was dazu beiträgt, daß die oben geforderten Fertigkeiten, und die jetzt erwähnten Kenntnisse, immer allgemeiner, zweckmäßiger und wohlthätiger verbreitet werden, werde auch von Ihnen, Meine Theuren, im Allgemeinen geachtet, mit Freude vernommen und in Ihrem nächsten Kreise gefördert.

„Gefördert“: durch Beiträge zu Schul- und Erziehungs-Anstalten solcher Art; durch Theilnehmung an der etwa auch von ihnen gewünschten Mit-Aufsicht über dergleichen; durch Mitwirkung, daß die von Ihnen in irgend einer Art abhängigen Familien ihre Kinder gehörig unterrichten lassen. „Mit Freude vernommen“: die auch dießfalls so wohlthätig gewordene Wirksamkeit der neuerdings an so vielen Orten entstandenen Frauen-Vereine; das jetzige Aufkommen einer neuen Unterrichts-Methode für Arme, die, wie viel sie auch in mancher Hinsicht etwa gegen sich haben möchte, doch, in Ermangelung besserer Anstalten, immer wenig-

stens das Lesen: und Schreiben allgemeiner macht; insbesondere aber werde freudig vernommen, von Ihnen auch, die so wunderbare als erfreuliche jetzige Verbreitung der Bibel über den ganzen Erdboden, durch die Bibel-Gesellschaften.

„Beachtet“ endlich seien auch bei Ihnen die Wissenschaften; alle Wissenschaften; auch jene, welche Ihrem Geschlechte für immer fremd bleiben; auch die vom Alltags-Leben noch so fern zu liegen scheinen. Denn alle Einsichten und Kenntnisse beleben, nähren und veredeln einander; alle stehen in der innigsten, wenn auch für ein ungeübtes Auge unsichtbaren, Verbindung; alle knüpfen sich, sei es auch nur durch Zwischen-Wänder, an das Heilige und Ewige, als welches nur Schwärmer, Finsterlinge und Betrüger im Widerspruche wähen mit der menschlichen Erkenntniß und Forschung. Sittliche Ansprüche auf sittliche Achtung auch von Ihrem Geschlechte, haben: Die Philosophen, und die Gelehrten und Schriftsteller überhaupt. Sie haben diese Ansprüche gerade aus demselben Grunde, aus welchem die Völker-Bedrücker und Völker-Verblender sie verlästern — eben darum nämlich, weil sie Alles vor den Richterstuhl der sittlichen Vernunft ziehen; weil sie diese wollen zur Regentin aller menschlichen Angelegenheiten machen; die se; und nicht die

Willkür, nicht den blinden Glauben, nicht die eben so unverständige, als unedle Eignung. Sind die Männer des Wortes und der Schrift doch nur die Herolde und Diener der sittlichen Vernunft: dieser ihr Schöpfer, ihr Beschützer, und ihr Ober-Richter ist Gott; der Gott des Lichts!

---

## Dreiunddreißigste Vorlesung.

Die weibliche Geistes-Bildung  
insbesondere.

In Hinsicht auf die weibliche Geistes-Bildung insbesondere ist es von vorzüglicher Wichtigkeit, zuvörderst genau zu bestimmen, was nicht dazu gehört.

Es gehört dazu nicht die eigentliche Gelehrsamkeit. Macht diese doch nicht einmal die Geistes-Bildung der wirklichen Gelehrten aus. Wir Männer können einen reichen Schatz der tiefsten und mannichfaltigsten Kenntnisse besitzen, und der ächten Geistes-Bildung gänzlich ermangeln; dagegen kann jemand ausgezeichnete Geistes-Bildung haben, und nur ein sehr beschränktes Maaß von eigentlicher Gelehrsamkeit.

Auch die Künste — obschon sie die weibliche Geistes-Bildung verschönern und vollenden, auch sie machen sie doch nicht aus. Es giebt große Sänginnen und Virtuosinnen auf Instrumenten, die übrigens den Aeolsharfen gleichen; sie geben Töne; aber sie haben keine Ideen. Es

giebt Künstlerinnen in Fertigkeiten der Hände, deren Geist wirklich in ihre Fingerspitzen sich zusammen gedrängt zu haben scheint. Daß ausgezeichnete Tänzerinnen übrigens Automaten seyn können, belegt vielleicht jeder stark besetzte Ball. Habe ich doch sogar eine ganz vorzügliche Schauspielerin näher kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, die wirklich auffallend weniger Geist und Bildung hatte, als man, ihrer hohen Kunstfertigkeit zufolge, hätte glauben sollen.

Nun! was fordert die Geistes-Bildung als wesentlich denn? Zuvörderst Übung und Fertigkeit im Denken; im Beobachten, Vergleichen, Schließen, Folgern. Nicht so, daß das Denken der eigentliche Zweck wird; wie bei dem Manne, der irgend einer Wissenschaft sich geweiht hat. Sondern daß es immer nur Mittel bleibt, Mittel zur Erreichung praktischer Zwecke; deutlicher: Hilfsmittel für das Weib, nützlicher, edler, liebenswürdiger zu werden. Aber — ein Hilfsmittel, welches von ihr, mit eben so vieler Sicherheit als Leichtigkeit, angewendet werden kann.

Dieses wesentlichste Erforderniß aller Bildung, das richtige Denken, ist zum größten Theile Sache der Erziehung, der frühen Anleitung und Gewöhnung; es lernt sich, ohne gelehrt zu werden, vom Hören und Sehen — und Seyn, müßt' ich sagen. Es wird in der

Regel, bei allen Personen des Geschlechts, dadurch schon ausgebildet, daß sie von Kindheit auf in dem gesprächigen häuslichen Kreise leben; neben der Mutter und unter den Geschwistern; weiterhin im gesellschaftlichen Kreise der Verwandten; — und so eine Menge Ansichten und Urtheile gelegentlich auffassen, Fertigkeit im Auffassen und Darstellen sich erwerben, sie wissen selbst nicht wie. Eine sorgsame Mutter aber läßt es dabei nicht bewenden, sondern sie unterhält sich, von den Jahren der ersten Verstandes-Entwickelung an, geflissentlich mit der Tochter über das, was in dieser ihrem Fassungs- und Beobachtungs-Kreise liegt, und sich etwa jetzt gerade zufällig der Aufmerksamkeit näher legt. —

Nur seyn Sie, gute Mütter, nicht zu sorgsam! wollen Sie doch ja nicht auch dieß eigentlich gelehrt, nicht einmal gar zu gründlich machen! Tadeln und meistern Sie nicht zu viel; ziehen Sie die noch Ungeübten nicht gewaltsam zu Ihren Ansichten hin: am wenigsten legen Sie ihnen Ihre Worte in den Mund. Angelegentlichst bitte ich Sie, im Namen des menschlichen Geistes, lassen Sie den kindlichen Verstand frei sich bewegen, wenn es ihm auch noch an Festigkeit der Haltung mangelt; lassen Sie ihn lieber auch einmal fallen, als daß Sie ihn

immer am Gängelbände halten, oder gar eine Schnürbrust ihm anlegt. Denn solch ängstliches Bewachen und Zurecht-zerrren giebt nachher Wesen, die den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen; die bei jeder Sache die entfernteste, die schiefste, oder doch jede andere, nur nicht die nächste und natürlichste, Ansicht auffassen. Bei dem Manne eine lästige — beim Weibe eine widerliche Erscheinung!

Ein zweites Erforderniß zur weiblichen Geistes-Bildung sind die Kenntnisse und Fertigkeiten des allgemeinen und besondern weiblichen Berufes. Man könnte sagen: es giebt dießfalls auch einen gesellschaftlichen Beruf des Weibes; d. h.: Jedes Frauenzimmer von Bildung muß sich bemühen, Alles das zu verstehen, was im Umgange sittlicher und gebildeter Menschen etwa zu verstehen vorkommen kann. Von manchem hierher Gehdrigen habe ich früher schon gesprochen. Jetzt nur noch das: Auch die vielen wissenschaftlichen Ausdrücke, die wir Männer meist die Unart haben, beim Schreiben und Sprechen zu brauchen, zuweilen aber auch wirklich das Mißgeschick haben, brauchen zu müssen — (als wie z. B. mein eigener oben gebrauchter Ausdruck war: „der allgemeine und der besondere Beruf“) — solche Ausdrücke also auch müssen Sie sich zu erklären suchen aus dem

Zusammenhänge; durch Nachdenken; oder durch eine herzhaftige Frage an einen Mann, der sie Ihnen erklären kann.

In Hinsicht auf die, noch weit wichtigeren, eigentlichen weiblichen Berufs = Kenntnisse und Fertigkeiten ist es leider eine nur zu gewöhnliche Verkehrtheit, — bei uns hier jedoch wirklich mehr im niedern Mittel = Stande, als in den höhern Ständen — daß die Töchter von Wirthschafts = Beamten und Handwerkern z. B. Clavierspielen lernen und keine Suppe kochen können; daß Manche recht hübsch zu brodiren und keine saubere Weißnacht zu nähen, kein Loch in einem Strumpfe gehdrig zu stopfen versteht. In den niedern Ständen und im Mittelstande sind dergleichen Kenntnisse und Fertigkeiten geradezu ökonomisches Bedürfnis. Und in den höhern Ständen — ach wie viele eben so lehrreiche als traurige Beispiele giebt es, daß auch Personen dieses Standes, bei ungünstigen Wendungen des Schicksals, sich damit haben, im eigentlichen Verstande, das Brot verdienen müssen! Und wenigstens bleibt die nähere Kenntniß von solchen Arbeiten doch immer Pflicht, auch für die Wohlhabenderen. Denn wenn eine Hausfrau dieser Classe des etwas auch nicht selbst zu thun braucht, so muß sie es ja doch thun lassen; und wie will sie es würdigen, wenn sie

selbst gar nichts davon versteht? Man versteht gründlich aber durchaus nichts, als wobei man selbst auch mit Hand = an = zu = legen gelernt hat. —

Meine geehrten Landsmänninnen aus allen Ständen mache ich hier hauptsächlich auf ein Haupt = Bedürfnis — und auf einen Haupt = Mangel unserer vaterländischen Frauenzimmer = Bildung aufmerksam. Da lehren, da lernen wir französisch, italienisch, englisch — wer weiß, wohl auch noch einmal, was vor kurzem in einer deutschen Residenz Mode war, spanisch — und wir leben unter Letten, Esten und Russen, und verstehen nicht so viel Russisch, Estnisch oder Lettisch, um etwas selbst bedingen und kaufen zu können, oder ein Wort des Danks und der Theilnehmung zu Menschen zu sagen. Unsere Letten und Esten werden, in der neuen Ordnung der Dinge, auch mit der Sprache uns immer näher kommen. Die Russen beschämten uns seither schon durch ihr dießfalliges Entgegenkommen; indem die Personen niedern Standes das Deutsche so leicht, und die aus den höhern so willig lernten. Aber wie es seither schon unverantwortlich war, daß wir Deutsche, selbst als Gelehrte und Geschäftsmänner, auf die Sprache des Reichs uns nicht eifriger beflissen, so wird das Erlernen dieser, auch schon in sich selbst so interessanten, Sprache, je länger je mehr, für

alle Stände und Verhältnisse unentbehrlich werden.

Eine andere Gattung von weiblichen Berufs-Kenntnissen, welche zwar von Einzelnen besessen, aber bei weitem nicht von Allen nach Verdienste geschätzt, wenigstens nicht so allgemein, so unerläßlich, als sie sollten, zur weiblichen Bildung gerechnet werden, sind diätetisch-medicinische, und, unter Umständen, ökonomische Kenntnisse; ja selbst die der eigentlichen Land- oder doch der Garten-Wirthschaft.

Auf dem Lande legt sich jenes Bedürfnis freilich so nahe, daß so leicht Keine, als eine ganz Stumpf- oder eine ganz Leicht-sinnige dasselbe völlig bei Seite schieben kann. Und es ist einer der glänzendsten, wie der ehrwürdigsten, Züge in dem Gemälde unserer Lwländischen Frauen von Stande und Bildung, — (vor denen unsere lieben Städterinnen überhaupt, in gar mancher Hinsicht, sich ehrerbietig — wenn auch nicht beugen, so doch neigen sollten) — daß so viele unter ihnen dießfalls so ausgezeichnete Kenntnisse, so hohe menschenfreundliche Verdienste besitzen; indem sie ihren willkommensten Gesaß im Erlernen und Ausüben von Kenntnissen und Fertigkeiten setzen, deren Schwieriges, Langweiliges, Widerliches nur überwunden werden kann, durch den lebendigsten Wunsch, leidenden

Mitmenschen damit nützlich seyn zu können. Wir haben auf dem Lande Aerzte, Chirurgen, Geburtshelferinnen weiblichen Geschlechts, von denen selbst die studirten Aerzte — und Sie wissen ja, daß diese Herren sich nicht gern in ihr Fach eingreifen lassen — mit Achtung sprechen; und denen auf jeden Fall der Moralist, der Patriot seine Huldigung nicht versagen kann. Aber auch die Städterinnen sollten dießfalls mehr thun und seyn. Meine Damen! Sie klagen so viel über die so drückende Abhängigkeit Ihres Geschlechts. Ist denn aber Ihre Abhängigkeit wirklich bloß die Schuld der Natur und der Männer? nicht auch, in so manchen Beziehungen, durchaus Ihre eigene? Das ist sie unlängbar, wenn Sie — ich komme noch einmal auf das Vorige zurück — kein Wort mit einem Ruffen oder Bauer sprechen können, ohne einen Domestiken als Dolmetscher neben sich stehen zu haben — wenn Sie keine Hand anlegen können ohne den Rath der Tante, der Schwester, der Haus-Mamsell; wenn Sie keinen verbrannten Finger zu behandeln verstehen, ohne vorher nach dem Arzte geschickt zu haben.

Ganz vorzüglich aber gehört unter die wissenschaftlichen Kenntnisse des Weibes ein Hausbedarf von Erziehungs-Grundsätzen. Uebersetzen Sie nicht die genaue Bestimmung meiner

Forderung. Ein Hausbedarf, sage ich. Sie sollen nicht den ganzen Schwall von großentheils unnützen, und zum Theil schiefen, pädagogischen Schriften lesen; Sie sollen die Erziehungskunde nicht studiren in förmlichen Systemen. Aber es giebt gewisse allgemeine Ansichten und Grundsätze in Betreff der Erziehung, die keiner von Ihnen fehlen müßten. Und dahin gehören manche von solchen auch, welche in das höhere, Ihnen fremde, Gebiet der geistigen und wissenschaftlichen Bildung einzuschlagen scheinen. So versehen es z. B. manche erziehungs-eifrige Mütter so oft darin, daß sie die Kinder so gern mit Lehrstunden überhäufen; ohne zu bedenken, daß Auswendig-lernen nicht Erlernen heißt, überall, wo die Beurtheilungskraft auch etwas mit zu thun hat; und daß die Erweckung des eigenen selbst-thätigen Fleißes bei der Jugend etwas weit Wichtigeres ist, als die Mittheilung einer Masse von Kenntnissen. Doch hierin können Sie sich schon eher Ihren nun einmal (es versteht sich: mit Vorsicht) gewählten Lehrern überlassen; oder können sich, in einzelnen Fällen, bei sachkundigen Männern befragen. Aber wo Sie den nöthigen Haus-Bedarf aus der Erziehungskunde stets zur Hand haben, d. h. also „in sich selbst tragen“ müssen, das ist: in Hinsicht auf die körperliche und auf die sittliche Er-

ziehung. Welche fast unbegreifliche Mißgriffe sieht man da oft von Müttern und Kinder-Pfegerinnen machen; z. B. bei der Nahrung der Kinder; daß sie sie ihnen zu reichlich entweder oder zu karg geben; daß sie denselben das, in der Regel ihnen am meisten zuträgliche, Fleisch versagen, aber dagegen andere weit schwerer verdauliche und weit weniger nahrhafte Speisen geben; daß sie sich freuen, daß sie fordern: die Kinder sollen immer fein still sitzen. Doch wozu die Aufzählungen? Wer kennt dergleichen nicht!

Noch ärger, und noch mannichfaltiger, wird gesündigt mit dem Moralischen. Daß man z. B. die Kinder recht geistlich zu falschen, heuchlerischen Menschen zuzieht, indem man verlangt, sie sollen einen erlittenen Schmerz, eine Demüthigung, im Augenblicke vergessen; sie sollen Freude, Herzlichkeit zeigen, wo sie nichts dergleichen empfinden, wo das Gegentheil in ihrer Seele liegt. Da braucht man doch wirklich nur ein einziges Mal auf dergleichen aufmerksam gemacht worden zu seyn, nur ein Mal darüber nachgedacht zu haben, um zu finden, daß so etwas höchst zweckwidrig ist; um wenigstens nicht zu glauben, (was unglücklicher Weise so oft der Fall ist) man verfare obendrein recht Idlich.

Und hier steht die Grenzscheidung zwischen der Erlernung des Nöthigen aus dem gemeinen

Leben und aus eigentlichen mündlichen und schriftlichen Belehrungen. Allerdings lehrt der gesunde Menschen-Verstand — der wirklich gesunde — dießfalls sehr viel; allerdings erläutert Beobachtung und Erfahrung das Erlernte am besten. Aber wie man selbst in seiner Jugend behandelt worden ist, wie man sieht, daß dießfalls Personen verfahren, die man sonst als verständig und gutgesinnt schätzt, das Alles hat dabei auch seinen Einfluß; und dieser Einfluß wirkt gerade dadurch am bedeutendsten, daß er so unvermerkt statt findet. Daher haben hier Bücher einen so großen Nutzen, sind so entschieden nothwendig; Bücher nehmen, lehren sich an keine persönliche Hinsicht, kennen keine Schöpfung, sprechen als unpartheiische Richter und sprechen zuweilen dann zugleich so laut, so nachdrücklich, daß man ihre Stimme nicht überhören kann. Zum allgemeinen Gebrauche sind dießfalls die Salzmannschen Erziehungs-Schriften zu empfehlen, sein Krebs-Büchlein: eine Darstellung, wie man nicht erziehen muß; und sein Gottschalk: wie man erziehen soll. Wissenschaftlich gebildeten Damen — leider aber (denn das Buch ist vortrefflich!) auch nur solchen, und die beim Lesen sich Mühe geben wollen, — ist Schwarzens Erziehungs-Kunde für Mütter zu empfehlen.

Noch weiter gehört zur weiblichen Geistes-Bildung, wie sich von selbst versteht, das, was jeder Mensch als denkendes sittliches Wesen wissen muß, Religion und Moral. Dabei verweile ich jetzt nicht. Es ist schon mehrmals davon die Rede gewesen. Ich erinnere nur, daß hierüber allerdings förmlicher Unterricht durchaus nöthig ist; daß dieser nicht erst in der Confirmations-Zeit, sondern in früher Jugend schon und selbst in der Kindheit, gegeben werden muß; daß man aber auch nicht glauben darf, als sei es damit, und mit der Confirmation, nun abgethan. Das reifere Leben mit seinen Ansichten und Erfahrungen giebt erst den wahren, vollen Aufschluß. Was man im funfzehnten Jahre dießfalls lernt, begreift man erst recht eigentlich im fünfundsanzigsten; und praktisch durchdrungen davon, schmerzlich-froh erwärmt dafür fühlt man sich im funfzigsten Jahre gewiß noch weit mehr. Ich berufe mich auf Ihre eignen Erfahrungen, Meine Zuhörerinnen von reiferem Alter! Ist dieß aber: so darf also diese Geistes-Bildung auch nicht stehen bleiben bei den Mittheilungen, welche einst die Jugend darüber erhielt. Man muß vielmehr jene Mittheilungen fortsetzen und ersetzen in eignen Forschungen. Und man muß das um so mehr, weil die späteren Erfahrungen mancherlei Zweifel auch aufregen.

neue wichtige dunkle Fragen aufgeben, für welche es denn reiferer Einsichten, tieferen eignen Denkens bedarf, als die Jugend haben kann. Es ist kein Compliment, was eine Dame mit ihrer Bibliothek sich macht, wenn sie Vieles und vielerlei darin hat, und kaum Ein Buch religiösen und moralischen Inhalts; und auch das vielleicht nur, weil die Mutter es ihr, etwa bei der Confirmation, zum Geschenk gemacht hat.

Endlich so muß, über dieß Alles, so wie über jeden Gegenstand des häuslichen Lebens und der gesellschaftlichen Unterhaltung, jede Person weiblichen Geschlechts, welcher man Geistesbildung zugestehen soll, richtig, deutlich und gefällig sich mittheilen können; schriftlich wie mündlich.

Zum Sprechen ist das Geschlecht schon von der Natur berufen; und freundlich, reichlich von ihr dazu ausgestattet. Was so Mancher die Brust dafür beklemmt, ist der Schnürzwang einer gewissen falschen, oder eigentlich halben, Bildung. Wenn nämlich Eine gerade so viel Bildung hat, um einzusehen, daß man leicht etwas Unrichtiges oder Unpassendes sagen könne; aber nicht genug Bildung hat, um zu wissen, wie sie sich dagegen sichert: so entsteht dann jene Verlegenheit bei der mündlichen Unterhaltung, welche entweder ein ganzliches Schweigen

für das Rathsamste hält, oder, wenn gesprochen durchaus werden muß, ängstlich nach dem Ausdrucke umher sucht, und in der Regel gerade bei der Hauptsache stocken bleibt.

Dieß scheint auch mit ein Grund zu seyn von der Erscheinung, daß, wenigstens in unsern Gegenden, die Land-bewohnerinnen aus den gebildeten Ständen mehr und besser sprechen, als die Großstädterinnen; und unter letztern wieder nicht selten diejenigen, auf deren Erziehung am wenigsten gewandt werden konnte, eine leichtere Unterhaltung führen, als die Reicheren und Vornehmeren. Jene nämlich sind im Ganzen unbefangener und natürlicher. Doch kommt, bei den Land-bewohnerinnen, wohl auch noch der Grund hinzu, daß diese nicht selten sich genöthigt sehen, das Gespräch mit wenigen Personen, oder mit einer einzigen allein, Tage lang zu unterhalten; und zwar zu unterhalten, ohne die städtischen Gemehnläge von Theater, Concerten und Bällen; was ihnen denn die Fertigkeit aufzwingt, ihr Sprech-Talent lebendiger zu entwickeln, und jeden Gesprächs-Stoff vielseitiger bearbeiten zu lernen.

Seyn Sie denn also, Meine Zuhörerinnen insgesammt, insbesondere aber Sie, Städterinnen, weder gegen sich selbst ungerecht, noch gegen Ihren Beruf. Nicht ungerecht gegen Ihre

Persönlichkeit; daß Sie, durch unzeitige Willkür, sich von Seiten Ihrer Natur=gaben und Ihrer Bildung in ein nachtheiligeres Licht stellen, als in welchem Sie zu stehen verdienen. Man weiß es ja wohl, welch einen häßlichen Reim auf „stumm“ das Uebelwollen und die Vorschneelligkeit im Urtheil so leicht finden. Treten Sie aber auch nicht, eben dadurch, Ihrem Berufe zu nahe! Mittheilung ist die Seele, wie der Liebe, so des ganzen weiblichen Lebens; des gesellschaftlichen, wie des häuslichen. Schweigen Sie also nicht; sondern sprechen Sie! Sprechen Sie nicht wie ein Buch (denn auch der Mann, der so spricht, macht sich lästig; wie vielmehr das Weib!) aber sprechen Sie auch nicht wie die Küche und das Waschhaus; denn das bewirkt noch Schlimmeres — Widerlichkeit. Sprechen Sie mit Anstand, Leichtigkeit und Gefälligkeit!

„Aber wie dazu gelangen?“ Auf dem einfachen Wege der Natur und Wahrheit. Denken Sie sich deutlich, was Sie denken; empfinden Sie wahr, d. h. also nur wirklich, was Sie als Empfindung äußern wollen. Denken und empfinden Sie nichts, was Sie sich scheuen müßten, laut werden zu lassen. Und nun geben Sie unbefangen, was und wie Sie es gedacht und empfunden haben. Hüten Sie sich aber

auch hier vor der Haupt=Verführerin Ihres Geschlechts, die auch hier als dessen Haupt=Feindin erscheint — vor der Eitelkeit; welche, wie überall, so denn auch in der Unterhaltung, immer ihre Zierereien, ihren Glitterstaat, und ihre Schminke anbringen will. „Bleiben Sie — auch dießfalls — in der Liebe; die nie das Ihre sucht, sondern was des Andern ist;“ das heißt: Sprechen Sie nicht, um zu nehmen — Lob und Bewunderung: sondern um zu geben — Belehrung, Erheiterung, frohe Gefühle; kurz, was den Mitmenschen noth und willkommen seyn kann.

Höchstens bedarf es alsdann etwa auch noch des Rathes: Sammeln Sie sich; seyn Sie immer, bei dem, was Sie sagen, wahrhaft gegenwärtig; damit Sie nicht, aus Zerstreutheit und Gedächtniß=Schwäche, den Rede=Faden verlieren. Aber thun Sie sich keinen Zwang, ein Mehreres geben und scheinen zu wollen, als Sie, in der Stimmung des Augenblicks, wirklich besitzen und sind. Machen Sie keine Ansprüche, immer etwas Ausgezeichnetes sagen zu wollen: aber gebrauchen Sie sich auch Ihres Rechts, zu glauben, daß Sie etwas Verständiges und Gefallendes sagen können, so gut als eine Andere.

Jeder Mensch müßte ein gutes Gewissen

feines Verstandes haben, wie einß der Gefinnungen und Thaten. Gerade die Furcht, man möchte etwas Unpassendes sagen, man möchte den Ausdruck nicht finden, trägt am öftersten die Schuld davon, daß dieß wirklich geschieht. Der überlegenste Geist, die gewandteste Zunge und die dreifeste Stirn haben ihre Gesellschafts-Kreise und ihre einzelnen Personen, vor denen sie verlegen werden. Daraus sieht man: Es ist nicht das Talent und die Fertigkeit sowohl, wovon das Gelingen der Gespräche abhängt, als die Zuversicht zu sich und dem Hörenden.

---

### Vierunddreißigste Vorlesung.

---

## Die weibliche Geistes = Bildung insbesondere.

Fortsetzung und Schluß.

---

Oben so unerläßlich, als das Sprechen = können, ist, für alle Personen weiblichen Geschlechts, welche auf Geistes = Bildung nur irgend einige Ansprüche machen wollen, das Schreiben. Daß hier nicht von Schriftstelleri, auch nicht einmal von Fertigkeit in manichfaltigen Formen schriftlicher Aufsätze die Rede seyn kann, versteht sich von selbst; da wir jetzt es bloß mit dem allgemeinen weiblichen Haus = und Lebens = Bedarf, mit dem, was Jede haben und sich geben kann, zu thun haben. Ich hätte also lieber gleich sagen sollen: Brief = Schreiben.

Doch nein! das eigentliche Schreiben an sich, als Fertigkeit der Hand, verdient auch noch sein eignes Wort. Es wird Ihnen nicht unbekannt seyn, Meine Zuhörerinnen, daß die

Handschriften der Frauenzimmer in dem Muse einer etwa besondern Deutlichkeit und Schönheit eben so wenig stehen, als die der Gelehrten. Nun bin ich allerdings wohl — nicht so artig, sondern nur so gerecht: zu bemerken, daß von Seiten Ihres Geschlechts in den neuern Zeiten sich hierin viel verbessert hat. (Zufällig kann ich darüber ziemlich sachkundig mit sprechen, da meine Liebhaberei für das Durchsuchen von Archiven viele ältere, und meine Geschäfts-Verhältnisse viele neuere weibliche Handschriften mir unter die Augen geführt haben.) Dafür aber erwarte ich von Ihnen auch das Zugeständniß (selbst wenn dasselbe eine persönliche Selbst-Verurtheilung seyn müßte) daß in der That der Schönheits-Sinn, das Zartgefühl, ja ich möchte sagen: der sittliche Anstand, Ihrem Geschlechte eine leserliche, saubere und gefällige Hand, als zur edleren Weiblichkeit durchaus mit gebührig, anempfehlen; daß es Keiner schwer werden kann, sich diese, bis zu einem gewissen Grade wenigstens, zu erwerben, sobald sie sich nur wahrhaft von der Nothwendigkeit überzeugt hat, und diejenige Mühe, Geduld und Ausdauer, welche sie etwa an manche Künstelei-Arbeit verschwendet, anwenden will auf dieses wirkliche Bedürfniß; daß eine solche Fertigkeit der sorgsamten Mutter trefflich zu statten kommt für den ersten Unter-

richt ihrer Kinder; und daß dieselbe sogar auch in so fern nicht aus der Acht zu lassen ist, als sie, bei einer bedrängten häuslichen Lage, in die Reihe jener anständigen Erwerbs-Mittel mit eintreten kann, deren Ihr, dießfalls leider so viel beschränktes, Geschlecht nicht zu viele haben kann; und von denen manche der alltäglicheren, bei uns hier wenigstens, bei weitem nicht so viel ertragen, als das Abschreiben.

Zu dem Allen aber wage ich, obwohl freilich weniger zuversichtlich, noch eine Beobachtung hinzuzufügen. So weit nämlich meine Erfahrung reicht, glaube ich, in der Regel gefunden zu haben, daß die Gebildetesten Ihres Geschlechts auch nach Verhältnis die deutlichste, festeste und schönste Handschrift hatten.

Was Sie nun sollen schreiben können, Alle schreiben können sollen, das deut Ihnen die Natur schon dar, und Sie brauchen es nur entgegen zu nehmen. Es ist nämlich eine bekannte Bemerkung, daß Frauenzimmer ungleich besser Briefe schreiben, als wir Männer; und daß selbst eine wenig Gebildete des Geschlechts, so bald sie nur diese Natur-Anlage irgend bei sich ausgebildet hat, mit ihrem Briefe über ein vielseitiges, interessantes Tages-Ereigniß (trotz der grammatischen und orthographischen Schnitzer, von denen er vielleicht wimmelt) reicheren

Genuß giebt, als ein Mann von der Feder über denselben Gegenstand. Daß gleichwohl Viele Ihres Geschlechts, und zwar sorgfältig erzogene, und nichts weniger als geistlose, unglücklich oder verlegen sind, auch nur über einen erhaltenen An- oder Verkaufs-Auftrag der Freundin zu antworten, davon liegt die Schuld meist an uns Herren Lehrern, die wir sie im Style unterrichten sollten. Vielleicht ist es, mit Hilfe der zahllosen gedruckten Anweisungen zur Anweisung, jetzt endlich besser geworden. Aber welche Albernheiten sind mir nicht, wenigstens früher, zu Gesicht gekommen, in den Styl-Übungen, mit welchen die Hofmeister und Pensionshalter die armen Mädchen langweilten und geistig verkrüppelten. Fast möchte ich behaupten: So wie manches Andere, so sollte auch das Briefschreiben für Frauzimmer nur von Frauzimmern gelehrt werden. Wir Männer sind nun einmal solche geborne (oder freilich eigentlich gemachte) Pedanten, daß wir unsere Förmlichkeit und Gründlichkeit, unsere steife Kunst überall ein- und aufdrängen; auch wo einzig mit Natur und Leichtigkeit etwas auszurichten ist. Haben die Ratheder-Herren uns selbst unsere Predigten verdorben, mit jenen ihren Aufgaben an die jungen Leute über religiöse, philosophische, politische und moralische Gemeinplätze, für

welche die Jugend, eben als Jugend, so wenig Interesse haben kann, als sie dazu Ideen mitbringt: wie mußten sie nicht, mit dergleichen Vorbereitungen, beim weiblichen Geschlechte, Lust und Talent zum Briefschreiben im ersten Keime ersticken!

Ueber nichts muß man schreiben wollen oder sollen, worüber man nichts weiß. Sorge denn die Anfängerin nur für Stoff zu Briefen — (und den heut ja wohl die Stadt und das Kirchspiel, die letzte Spazierfahrt, der nächste Ball, der heutige Theebesuch, das ganze Haus mit seinen Geschäften, Leiden und Freuden) — schreibe sie nur gerade so, wie sie der Freundin das Alles mündlich erzählen würde — setze sie die Feder nicht eher an, bis sie das, was sie schreiben will, sich selbst erst vor-erzählt hat: — so ist der Brief fertig.

Noch einen Nachtrag jedoch! Ich will nicht hoffen, daß eine meiner geehrten Zuhörerinnen vorhin, bei einer gewissen gelegentlichen Aeußerung, heimlich triumphirt hat. Es möchte das zu früh gewesen seyn! Ich sagte nämlich im Vorbeigehn: daß ein Brief, trotz seiner grammatischen und orthographischen Schnitzer, unterhaltend seyn könne. Ich bitte aber: nicht zu übersehen, daß „trotz etwas“ nicht so viel heißt, als „durch etwas“. Allerdings gehört auch das

zu den Pedantereien nicht bloß, sondern auch zu den Ungerechtigkeiten, zu den Thorheiten und Einseitigkeiten, die so viele Gelehrte sich zu Schulden kommen lassen: Fehler dieser Art, auch bei Personen, wo dieß sehr unbillig ist, so strenge zu rügen; und, wo sie sich finden, mit Geringschätzung das anderweitige Gute zu übersehen. Ich habe Vorträge von unstudirten Geschäftsmännern und Militairs gelesen und gehört, die ich, mit allen ihren Fehlern dieser Art, lieber geschrieben haben möchte, als manchen Wandkatheder-gerechter Predigten. Aber zu läugnen ist es gleichwohl auch keinesweges, daß dieß doch immer Fehler bleiben, und die aus Mängeln der Bildung entstehen; und durch welche das Lesen von Briefen, bei sonst anziehendem Inhalte, etwas Widriges enthält. Mag also das richtige Weigen und Verbinden, wie das dem-Gebrauche-gemäße-Schreiben der Wörter allerdings seine unläugbaren Schwierigkeiten haben; mag, dazu gerade, ein mündlicher Unterricht fast unentbehrlich seyn; mag es endlich, in manchen deutsch-sprechenden Provinzen, zu den einheimischen Krankheiten gehören, daß auch Studirte, ja sogar Schriftsteller, das mir und mich z. B. ich möchte sagen: mechanisch verwechseln; mochten endlich ehemals die höheren Stände insbesondere Unkunde in der Mutterspra-

che wohl gar als ein Zeichen der Vornehmigkeit betrachten: immer fordert es die wirkliche Geistes-Bildung, auch schon der niedern Grade, es gebietet es die Ehrfurcht und Dankbarkeit für die hochherrliche deutsche Muttersprache, ja es verlangt es schon die Achtung gegen die Personen, mit welchen man spricht und an die man schreibt; wie viel mehr denn nicht die Achtung gegen sich selbst: daß man auch dießfalls sich nicht geflissentlich Nachlässigkeiten zu Schulden kommen lasse.

Was bis jetzt aufgezählt worden, gehört durchaus, bei allen Personen weiblichen Geschlechts, zur Geistes-Bildung, wenn von dieser einige Rede seyn soll. Nun aber giebt es noch Verschiedenes, was gewöhnlich auch mit dazu gerechnet wird; was in der That auch mit dazu gehört, wenigstens wenn dieselbe in gewissem Grade vollendet seyn soll; was aber auch, wo es, aus Mangel an Zeit und Hilfsmitteln, nicht hat statt finden können, entbehrt werden kann, ohne daß jene Bildung ihren eigentlichen moralischen Werth und ihre Nützlichkeit für die Welt verliert. Manches, was — (eine Bestimmung, die vielleicht wichtiger ist, denn jede andere!) — was lieber ganz wegfallen muß, als daß es zweckwidrig betrieben wird, und die höheren moralischen Ansichten verschiebt; lieber ganz

wegfallen sollte, als daß es auch nur stümperhaft betrieben wird.

Ich nenne zuerst die Kunstfertigkeiten. Die in den sogenannten weiblichen Arbeiten nicht! Diese gehören zu den eigentlichen Berufs-Kenntnissen. Aber die schönen Künste: Musik, Zeichnen, Tanzen. Wundern Sie sich nicht, daß Tanzen bei der Geistes-Bildung nennen zu hören. Wenn es Kunst, schöne Kunst seyn, also Seele haben, Seele geben soll, nimmt es allerdings da auch seine Stelle ein. Einleuchtender aber gebührt diese Stelle der Musik und dem Zeichnen. Wo dazu das Talent vorhanden ist, und die Hilfsmittel sich wenigstens aufbringen lassen, da darf das junge Mädchen, welches vielleicht zu träge, zu gleichgiltig dazu ist, nicht erwarten, daß ich ihre tadelnswerthe Abneigung dagegen begünstigen werde. Vielmehr spricht dann der Moralist, in Uebereinstimmung mit den Forderungen der feineren Welt: „das soll, das muß seyn!“ Allein daß man, der Natur zum Troß, erzwingen will, was sich nicht erzwingen läßt; daß man ein junges Mädchen z. B. mit dem Spielen und Singen quält, bloß damit sie mit ihrem Gestümper einmal wieder Andere quälen könne, das läßt sich natürlich nicht in Schutz nehmen. Oft jedoch findet, bei den Damen, dießfalls ein anderer Fehler statt.

Die Aeltern wenden das Geld, das junge Mädchen wendet die Zeit daran; und sie bringt es wirklich, bis zu einem leidlichen Grade von Fertigkeit wenigstens, bei dem es nur fortgesetzter Uebung bedürfte. Allein nun heirathet sie. In den ersten Wochen und Monaten wird nun wohl noch von dem Altem ab und zu Gebrauch gemacht. (Es sind hier und da diese Fertigkeiten eine stillschweigende Mahnung an den lieben Egeherrn: „Sieh, was du Alles an mir hast.“) Aber nach dem ersten Halbjahre bereits zeigt sich, bei dem größern Theile der Verheiratheten, eine auffallende Gleichgiltigkeit gegen diese Uebungen. Und ist das junge Weib erst Mutter geworden: dann hat sie sogar manchen wirklichen Grund, wie vielmehr denn nicht scheinbare Vorwände, nun auch Alles nachzulassen. — Und wofür hatte sie es nun gelernt? Wirklich nur, um es zu lernen! Oder möchte man gar sagen: Nur, um es zu vergessen! Spreche man doch ja nicht „vom wirklich nicht Zeit haben.“ Wo man seine Zeit wahrhaft nützt, also sie gehörig eintheilt und ordentlich zu Rathe hält, da bleiben immer Stunden, und wären es auch nur Viertelstunden, für dergleichen übrig. Ich bin nicht unartig genug, um es Ihnen hier zu wiederholen, was über diese so eben gerügte Erscheinung: daß die im ledigen Stande erworbe-

nen angenehmen Kunstfertigkeiten in der Ehe gewöhnlich vernachlässigt werden, von Seiten der Männer sehr oft ziemlich boshaft bemerkt worden ist. Aber ich bin doch auch in der That zu aufrichtig, um nicht zuzugestehen, daß darin wirklich etwas Wahres zu liegen scheint. In so fern diese Kunstfertigkeiten, in des häuslichen Lebens Sorgen und Mühen, eine freundliche Erheiterung, und schon, in so fern sie in seine Einförmigkeit und Stille Abwechslung und Genuß zu bringen vermögen, gebhren sie nicht bloß der höheren geistigen, sie gebhren unmittelbar selbst der sittlichen Bildung an; sie erscheinen als ein weibliches Berufs- Erforderniß.

Bei dem, was ich im Eingange dieses Vortrags, gegen Vernachlässigung unserer Landes- Sprachen eiferte, würde man mich mißverstanden haben, wenn man glaubte: ich mißbillige ganz das Erlernen der ausländischen gebildeteren Sprachen für das weibliche Geschlecht. Lernen Sie — wenn Sie die Zeit und Gelegenheit dazu haben — Französisch. Denn, trotz der sehr vernünftigen und gerechten Entwidnung vom Französisch- Sprechen, die jetzt Sitte wird, bleibt dieses doch wahrscheinlich noch lange Zeit ein Erb- Uebel aller Stände und Personen, die sich zu den höheren rechnen. Lernen Sie, unter gleichen Bedingungen, auch, wenn Sie wollen,

italienisch. Es ist, wenn man französisch kann, nicht schwer, und dient in der Musik. Lernen Sie endlich, unter derselben Voraussetzung, auch englisch. Aber was Sie lernen, lernen Sie recht. Jenes armselige Französisch- Schwätzen, wie man es von den Kammermädchen und Damen lernt, ist, statt Bildung zu seyn, am Ende doch nichts weiter, als — ein geistiger Kammermädchen- Mißthun. Schreiben müssen Sie das Französische auch können, wenn vom wirklichen Sprach- Besitze die Rede seyn soll. Lesen auch muß Jede, die auf solchen Ansprüche macht, im Originale jene Schriftsteller, durch deren Geist allein es begreiflich, wenn darum auch nicht verzeihlich, wird, daß Europa in die Sklaverei der Franzosen gerieth, lange vorher schon, ehe der Korsen Frankreichs und Europa's Tyrann wurde. An gelegentlicher jedoch empfehle ich solchen Damen, welche den Luxus der Lectüre in fremden Sprachen treiben wollen und können, das Lesen englischer Schriftsteller. Im Ganzen sind diese weit sittlicher, als die französischen, und haben einen Gedanken- Reichthum, eine Kraft und Gedrängtheit des Ausdrucks; der dem weicheren weiblichen Geistes- Charakter gerade recht wohlthätig ist.

Uebrigens erlaube ich mir, in Hinsicht auf den Unfug der französischen Bildung, noch eine

kleine Bosheit und eine große Wahrheit zur Sprache zu bringen. In Ländern, wo eine Art von Französisch-Gespräche das Handwerks-Wahrzeichen, oder vielmehr das Muttermaal der höhern Stände ausmacht, gewährt es eine gar komische Scene, wenn in diese Zirkel, welche ihre Gesundheits-, Bitterungs-, Theater- und Stadt-Neuigkeiten-Rapporte französisch sich abzufragen und zu überhören pflegen, einmal ein wirklicher Franzose, oder auch nur ein Fremder, von Geist zugleich und wirklicher Sprachkundiger, sich verirrt, und nun eine Unterhaltung beginnen will, die über jenen Kreis hinaus liegt. Wie da denn plöblich, wenn die Handvoll Scheide-Münze der Alltags-Phrasen ausgegeben ist, der gänzliche Mangel alles eigentlichen Sprach-Capitals, eine wahre nackte Armuth sich bloß giebt; in Stammeln und Stocken und Schweigen über Alles, wozu wirkliche Kenntniß der Sprache gehört. Und freilich beither auch ein wenig Denken.

Dennoch das ist der wichtigste, und bis jetzt noch bei weitem nicht gehörig in Anschlag gebrachte, Nachtheil der französischen Wilderei, daß in der That ganze Stände und Länder (im Geiste jenes Kutschers, der Frankreichs hohe Bildung bewunderte, weil da selbst jeder Bauer französisch spreche) in Französisch-Können und Französisch-Lehren das Wesentliche aller höhern

Bildung setzten; und so denn ihre Jugend, zur Erziehung, und selbst zum Unterrichte, Personen anvertrauten, die dazu keinen andern Anspruch mitbrachten, als bloß ihre Sprache; und auch von dieser nicht einmal die tiefere Kenntniß, nicht einmal die orthographische und grammatische Nichtigkeit, sondern höchstens eine gute Aussprache. Dieser Hinsicht opferte man wohl selbst die Forderungen strenger Sittlichkeit an solchen Personen auf. Und wenn auch dieses nicht, so erließ man ihnen doch dafür jede höhere geistige und wissenschaftliche Bildung. Solche Umgebungen der Jugend nun, diese Zosen, Bonnen und Gouvernanten, mit einiger Sprachseligkeit und Handfertigkeit, übrigens aber beschränkten Geistes, gemeinen Gemüths, voller Aberglauben, Vorurtheile, Launen und Präensionen — diese Kammerdiener, Gesellschafter und Abbees, zuweilen sogar sittenlos und roh und ohne alle eigentliche Kenntnisse, meist doch flach und einseitig, pedantisch in ihren Methoden und monchisch in ihren Ansichten — was anders konnten sie geben, als was sie gegeben haben: Personen beiderlei Geschlechts, Volks-Classen, ja National-Bildungen, welche Sprechen für Denken, Sitten für Sittlichkeit nehmen und geben; wo, an der Seite der feinsten äußern Bildung, der pöbelhafteste Aberglaube oder Unglau-

be, und meist beides zusammen, sich findet; Menschen und Stände, welche alle die höchsten Heiligthümer der Menschheit: Vernunft und Freiheit, Menschen-Achtung und Herzens-Religion, verfolgen und verlästern; weil sie nie sie selbst kennen gelernt haben, sondern statt derselben Fragen und Scheusale, denen ihre Jugend-Wildner jenen Namen beizulegen sich erfrechten.

Von den Wissenschaften darf Geographie, Geschichte und Naturkunde keinem Frauenzimmer von feinerer Bildung ganz fremd seyn. Wäre es auch nur, um in der Gesellschaft sich nicht zu compromittiren. Aber mehr sollte es statt finden, um dahin einschlagende Bücher lesen zu können. Und hauptsächlich, um den Blick des Geistes zu erweitern; um dem Gefühle eine tiefere Innigkeit zu geben; ja selbst — (das scheint mir, von allem wahrhaft wissenschaftlichen Studium des weiblichen Geschlechts der unausbleiblichste Nutzen zu seyn) — um in den Charakter mehr Consequenz und Festigkeit zu bringen.

Woher jedoch nun die Anleitung zu dem Allen? Freilich, so wie der gewöhnliche Jugend-Unterricht diese ertheilt, selbst sie eher ab. Und die wissenschaftlichen Bücher, welche, ihrem Titel nach, für Frauenzimmer geschrieben sind, sind dieß meist auch nur dem Titel nach.

Oder sie glauben durch Witzeleien und ekelhafte Süßigkeiten sich den Damen empfehlen zu müssen. Nein, Meine Geehrten! lassen Sie sich nicht wie Kinder behandeln. Nehmen Sie irgend ein nur überhaupt faßlich und anziehend geschriebenes Buch über die Wissenschaft vor, mit welcher Sie sich bekannt machen wollen, und lesen Sie das mit Aufmerksamkeit; lesen Sie es zwei drei Mal durch; zeichnen Sie sich Manches daraus an; fragen Sie allenfalls einen Sachkundigen um das, was Ihnen dunkel blieb. So werden Sie das Wesentliche einer solchen Wissenschaft sich gewiß zu eigen machen.

Aber sollen denn nun — oder dürfen — indochten gar vielleicht Manche fragen — Personen weiblichen Geschlechts, außer Briefen, anderes Schriftliche auch hervorbringen? Meine Damen! Ist es dem Beobachter des Lebens und dem Verehrer Ihres Geschlechts, bei irgend einer Frage, die Sie betrifft, schwer, mit Ruhe, Milde und Würde zu antworten, so ist es dieß hier. Einer Seits muß man unausbleiblich bitter werden, wenn man das Unwesen überfieht, welches jetzt, insbesondere in Deutschland, damit getrieben wird, daß die Schriftstellerinnen, in den Bücher-Verzeichnissen jeder Messe, sich umher drängen, wie die Obst-Verkäuferinnen vor unserer Brse; daß Damen für die Buchhändler

tagelbhuern, in Zeitschriften und Almanachen, als ob sie — berühmte Gelehrte wären.

Bemerkt man nun aber auch wieder, im Gegentheil, anderwärts (ich will kein Land und keine Stadt nennen; nennen Sie es, wenn Sie dergleichen kennen) bemerkt man die oft so kindische, ja ich mag wohl sagen, so gemein-niedrige Scheu vor aller höhern weiblichen Bildung, wo sogleich — von gelehrten Damen die Rede ist, sobald Eine nur drei Zeilen richtig deutsch zu schreiben versteht: ja so weiß man warlich nicht, nach welcher Seite hin man die Galle am meisten soll aufbrausen lassen. Nun ja! Soll unter zwei Uebeln die Wahl stattfinden: so ist es keine Frage, daß eine brave Hausfrau und Mutter ohne alle sogenannte feinere Bildung immer das kleinere Uebel ist, gegen eine Roman-schreiberin, und Roman-spielerin vielleicht obendrein, die keine Suppe kochen und kein Kind baden kann. Aber warum denn — ich bitte Sie! — warum nur unter Uebeln wählen? Warum nicht Gutes mit Gutem vereinigen, Vorzüge neben Vorzüge stellen? Auserst thätige, pünctliche, liebenswürdige Hausfrauen und Mütter kenne ich, die dabei ganz vortrefflich schreiben, und nicht bloß Briefe, sondern andere Aufsätze auch. Ich selbst danke nicht wenige meiner genußreichsten Lectüre-Stunden

weiblichen Schriftstellerinnen, und ich bin, aus der Altern wie aus der neuesten Literatur-Geschichte, überzeugt, daß einzelne Personen Ihres Geschlechts Schriftstellerinnen, ja eigentliche Gelehrtinnen, seyn können, und dabei vortreffliche Töchter, Gattinnen und Mütter. Wer seine Zeit einzutheilen, seine Kräfte anzuwenden, sein ganzes Ich harmonisch auszubilden versteht, kann sehr Vieles, kann sehr Verschiedenartiges auch, leisten. Nur werde die unmittelbare Pflicht nie dem möglichen Vorzuge und Schmucke, das einmal Nützliche und Schöne dem jetzt gerade Nöthigen, das Seyn niemals dem Scheine, zum Opfer gebracht.

Selbst für die sittliche Bildung Ihres Geschlechts zu einem gewissen forschenden und prüfenden Ernste, zur Stetigkeit und Ausdauer im Nachdenken, zur Betrachtung der Dinge auch noch von andern Seiten, als von den nächsten und flachsten, wie das Alltags-Leben sie darbietet, wird es förderlich seyn, wenn die Jungfrau sich gewöhnt, den Haupt-Inhalt einer gehörten Predigt oder sonstigen geistlichen Amts-Rede, ihre Gedanken und Gefühle bei wichtigen Ereignissen des Tages, die historischen Grundzüge eines Romans oder Schauspiels, für sich niederzuschreiben. Die Führung eines förmlichen handschriftlichen Tagebuchs jedoch ist nicht anzu-

rathen, weil dieß entweder dazu verleitet, daß man Kleinigkeiten und Armseligkeiten als wichtig behandelt, oder das denselben mangelnde Interesse durch Medisance ihnen zu geben sucht; und, wenn es nun gar moralische Selbstbesehung enthält, zur Heuchelei und zum Selbstbetrug, zum Schmutz und Wichtigthum mit der eignen theuern Persönlichkeit verführt.

Fünfunddreißigste Vorlesung.

Das Bücher = Lesen.

Noch ist, Meine Geehrten! ein Hauptpunct der weiblichen Geistes = Bildung unerörtert geblieben, das Lesen.

Aber wie? wenn dieß, bei Ihrem Geschlechte, in einen andern Abschnitt gehörte, nämlich in den von den Vergnügungen? Weisnahe könnte man das behaupten! Und nicht etwa bloß scherzend oder spottend, sondern recht ernst und billigend; in so fern die weibliche Geistes = Bildung, gerade wenn sie eine ächt = weibliche seyn soll, am wenigsten auf Buch = wesen sich gründen darf. Doch in so fern das Bücher = Lesen auch nicht einmal Quelle des Vergnügens seyn kann, oder doch immer nur eine sehr dürftige seyn wird, ohne Geistes = Bildung; und dann freilich auch in Hinsicht auf so Manches, was darüber, in den seitherigen Erwägungen, schon zur Sprache gekommen ist, gehört dieser Gegenstand allerdings zunächst hierher.

Vor allen Dingen ein Geständniß! Ich bin im Ganzen weit weniger Freund des Bücherlesens, nicht bloß in Beziehung auf die Damen, sondern auch für die Männer, als Sie vielleicht von mir erwarten; als es scheint, daß ich es seyn müßte, da ich ja ein Gelehrter heiße und sogar selbst eine Art von Schriftsteller bin. So wie das Lesen gewöhnlich getrieben wird, ist es weit mehr noch Zeitverderb, als Zeitvertreib, und als bloßer Zeitvertreib ist es eben auch nicht viel Achtungswerthes, und nicht bloß in der Regel etwas Unnützes, sondern es wird so leicht selbst schädlich. Ich schränke mich jetzt auf das weibliche Geschlecht ein. Wenn Sie bei einem so lebhaft, so gewaltsam anziehenden Buche sitzen, wie diejenigen Bücher gewöhnlich sind, welche Ihr Geschlecht am meisten liebt, und nun die Köchin Sie in die Küche ruft, oder das Stuben-Mädchen bei einer Arbeit um eine Anweisung bittet, oder das Kind weinet — gestehen Sie doch, wenn Sie sich dann von Ihrem Sitze erheben und das Buch weglegen: geschieht dieß denn wirklich ganz mit dem Eifer, mit der Freudigkeit, deren Ihre Pflichten sonst von Ihnen gewohnt sind? Wenn ich in Ihrem Namen (und — ich will offenherzig seyn! — in Anleitung ähnlicher Selbst-Erfahrung) die Antwort geben soll: so kommt es damit nun wohl

unfehlbar auf ein demüthiges „Ach nein!“ hinaus! Um etwas länger auf sich warten läßt man — um etwas kürzer antwortet man — um etwas unfreundlicher benimmt man sich da fast immer!

Ein anderer Nachtheil der gewöhnlichen Damen-Lectüre — ich meine der Romane und Schauspiele — trifft die Sittlichkeit. Gestehen Sie mir doch aufrichtig! hat nicht eine Jede von Ihnen Bücher gelesen, drängten sich nicht selbst der Vorsichtigsten und Strengsten deren in die Hände, wo Sie die Gesellschaft eines Mannes, der mit deß etwas Sie unterhielt, ohne weiteres verlassen, ihm in gerechtem Unwillen vielleicht die Thüre weisen würden? Und wie Vieles, was man liest, wenn es auch nicht geradezu unsittlich und verderblich erscheint, wie verkehrt ist es wenigstens! Was für Grundsätze, was für Aeußerungen werden da oft aufgestellt, als ausgemachte Wahrheiten, als hohe Weisheit wohl gar! Und wenn auch der Auctor nicht immer die Schuld hat, so hat diese die unvorsichtige Leserin. Nämlich was dieser und jener Charakter spricht und sprechen muß, um sich deutlich darzulegen, das nimmt man für Lebens-Ansicht des Auctors, für eine allgemeine Wahrheit. Niemanden ist es noch eingefallen, seine Moral und Lebens-Flugheit sich aus den Reden von Tollhäuslern oder Fieber-Patienten zusam-

menzusehen. Ist es denn aber um vieles verständiger, daß, was z. B. leidenschaftlich-verliebte Personen sagen und thun, für sich zum Maasstab seines Denkens und Handelns zu nehmen? Und noch Eines! Es wird denn, in allen diesen Darstellungen, so viel Schönes von der Liebe als Leidenschaft überhaupt gesagt. Nun bent einem Mädchen ein Mann die Hand, mit welchem sie wirklich glücklich seyn würde, den sie achtet, dem sie recht herzlich wohl will; allein nur das empfindet sie nicht für ihn, was ihre Bücher schildern; und so — glaubt sie ihn abweisen zu müssen. Eine Andere hat schon geheirathet, ist wirklich, was man gewöhnlich so nennt und nennen kann, glücklich verheirathet; aber so hat sie freilich weder für ihren Gatten empfunden, noch empfindet sie jetzt für ihn, wie in ihren Büchern empfunden wird. Auch glaubt Manche am Ende wohl gar — und zwar in aller Herzens-Unschuld — das jetzt noch nachholen zu müssen, mit irgend einem andern Manne, der zufällig ein etwas lebhaftes Interesse ihr abgewinnt.

Und wenn auch nicht die Sittlichkeit gefährdet wird, so doch sehr oft die Ruhe. Welche Ideale von Männern sind das, die in den Romanen ihre Herzen und Hände feil halten! wie männlich-schön und kräftig auch im Aeußern,

wie geistvoll, wie edel! und, vor allen Dingen, wie verliebt und zärtlich! Dagegen nun aber der wirkliche Freier, der wirkliche Ehemann des Alltags-Lebens, wie tief stehen diese unter jenen Idealen! Welch ein Leben ist das häusliche Glück der Romane! Wo ein solches einmal einkehrt, wie ist da Alles vollauf im Hause! Ein schönes Landgut, in einer reizenden Gegend! immer gesunde, immer muntere und durchaus artige Kinder. Alles vollauf denn auch im Herzen und ein ewiger Sonnenschein auf der Stirn! Ach! aber nun — denket die Roman-Leserin — dagegen meine Lage! Der Mann so oft verdrießlich oder doch kalt; die Kinder bald krank, bald unartig; und wenigstens nur, wie es deren ringsum giebt; vielleicht selbst sehr drückende ökonomische Sorgen; und immer doch so viele Mühe und Arbeit und Unlust; tägliche kleine Unannehmlichkeiten mit dem Gesinde, mit Fremden, mit den Verwandten und Freunden. Ich bin doch wirklich unglücklich!

Das sind Sie, Meine Liebe, nur, weil Sie ungerecht sind gegen sich und die Ihrigen und Ihr Schicksal. Das sind Sie nur, weil Sie so unklug sind, die Schilderungen der Phantasie für Darstellungen der Wirklichkeit zu halten. So sehen Sie doch nur, bitte ich, Meine Damen, um sich her in dem ganzen Kreise Ihrer

Bekannten, ob Sie denn Ein Brautpaar, Ein Ehepaar finden, so physisch und sittlich vollkommen. — Eine Familie finden, so rein glücklich, wie Ihre Bücher das malen. In der Wirklichkeit hat jeder Mensch und jede Lage, hat jede wirkliche Freude und Tugend auch, ihre Ubers; und diese empfinden wir an uns und sehen sie rings um uns her, und sie verstimmen uns, sie langweilen uns wenigstens. In den Möglichkeiten der Dichtung aber werden diese Ubers klüglich weggelassen, oder sie werden so ausgeschmückt, daß sie gleichfalls anziehen und vergnügen. Schelten wir darob nicht mit den Schriftstellern! Diese müssen, von Berufs wegen, das Schöne ausheben; müssen darstellen so gerade, wie es am günstigsten einwirkt. Sie hegen die wohlmeinende Absicht, mit ihren lieblichen Trug- oder doch Traum-Gebilden, uns die drückende leere Wirklichkeit auf Stunden vergessen zu machen. Schelten wir auf uns selbst, wenn wir thöricht genug sind, ihre und unsere Phantasieen in die Wirklichkeit mit herüber zu nehmen und diese nach jenen beurtheilen zu wollen.

Die Gesundheit des Leibes und der Seele selbst läuft Gefahr bei dem gewöhnlichen Lesen. Schon durch das davon unzertrennliche viele Sitzen. O wie wäre doch für so manchen Leser Holzspalten und für so manche Leserin Zimmer-

Ausfegen und Stühle bohren unendlich heilsamer und am Ende auch wahrhaft erquicklicher! Noch verderblicher wird das Lesen bei der — ja wahrlich lasterhaften! — Gewohnheit, sich tief in die Nacht hineinzulesen, um endlich mit entzündeter, eingeängsteter, zerquälter Einbildungskraft sich — schlafen zu legen, kann ich es nicht nennen; also: — sich wachen, oder höchstens träumen zu legen. Und endlich, wovon schon einmal gesprochen wurde, was aber gar wohl wiederholt auch zur Sprache gebracht werden kann, da es so wenig überhaupt beachtet wird, daß durch die beständigen Aufregungen, die gewaltfamen Erschütterungen der Nerven, welche bei solcher Lectüre statt finden, und den eigentlichen Genuß davon ausmachen, die Nerven eine Reizbarkeit, eine Schwäche allmählich sich zuziehen, aus der es nur zu begreiflich wird, woher in unsern Tagen das furchtbare Heer von Nerven-Nebeln kommt; auch bei Personen, die weder durch Ausschweifungen, noch durch Kummer, noch durch natürliche Kränklichkeit daran gelitten sind.

Auch das mag wiederholt erinnert werden: Selbst das Gedächtniß wird durch das gewöhnliche Schnell- und Durcheinander-Lesen eben so merklich als unvermeidlich geschwächt. Und ich setze hinzu: Dasselbe gilt sogar von dem eigent-

lichen natürlichen Haus-Verstande. Männer wenigstens giebt es wirklich, die sich stumpf lesen; und ganz gewiß nie sich klüger lesen werden! So wie Andere, welche, ohne zu lesen, in hohem Grade einsichtsvoll sind, weil sie ihren einfachen Natur-Verstand sich unverdorben erhalten und ausbilden.

Sollen wir denn also, höre ich Sie fragen, gar keine Romane und Schauspiele lesen? und was sollen wir denn lesen? Ich werde mich wohl hüten, zu verbieten, was ich nicht verhindern kann. Und nicht einmal verhindern möchte, auch wenn ich es könnte! Es ist dieß das freundliche Vorrecht, es ist das dankenswerthe Verdienst der Dichtkunst überhaupt, daß sie uns die niedern, beklammenden, schmutzigen Scenen der Wirklichkeit vergessen und verschmerzen macht vor ihren reizenden und erhebenden Darstellungen der Möglichkeit; und so das Alltags-Leben mit dem verschönernden Lichte des Ideals überglänzt. Lassen Sie uns also immerhin aus dieser Freuden-Quelle auch schöpfen! Wenn wir es verstehen, so schöpfen wir nicht bloß Genuß daraus, sondern Begeisterung und Kraft auch, wahre Lebens-Weisheit auch. Aber das junge Mädchen lese keinen Roman, kein Schauspiel, welche nicht die Mutter vorher geprüft hat. Die Mutter! und nicht der Vater! nicht irgend ein Haus-

freund! Es ist ganz unglaublich, wie wenig doch Männer, auch denkende, zartfühlende Männer, zu unterscheiden wissen zwischen dem, was ihnen gefällt und gefallen durfte, und zwischen dem, was ein junges Mädchen lesen kann. Haben sich dießfalls doch selbst sehr berühmte, und, wohl zu merken, sehr moralisch seyn wollende, Schriftsteller auf's anstößigste vergriffen. Lafontaine z. B. schildert, in seinen älteren Romanen wenigstens, (die neueren kenne ich nicht) fast in jedem die aufkeimende Liebe eines jungen Menschen von etwa vierzehn, sechszehn, und eines Mädchens von zwölf, vierzehn Jahren; und führt das so Schritt vor Schritt durch, und weiß das so reizend darzustellen, daß ich nicht begreife, wie nicht jedes junge Mädchen, die das liest, untrüblich ist, daß ihr deß etwas noch nicht passiert ist. Romane ohne alle Liebe wird man freilich so leicht nicht finden. Ich habe auch nichts dagegen, daß das junge Mädchen die Liebe aus Romanen kennen lernt. Aber es kommt doch unendlich viel darauf an, was für eine Liebe es ist, und wie sie dargestellt wird. Je reiner, je höher gehalten, je schwärmerischer selbst: desto unschädlicher für die frühere Jugend; sobald diese nur nicht verschroben genug ist, zu glauben, daß ein jeder Roman sogleich nachgespielt werden müsse. Aber auch Frauen

von reiferen Jahren müssen, bei ihrer Romanenlectüre, noch auf ihrer Hut seyn; in der Hinsicht, die ich vorhin schon angab; daß sie nicht ihre Ruhe und Zufriedenheit damit gefährden lassen. Und selbst auch in Hinsicht auf ihre Phantasie. Es bedarf dieß da, wo es hin gehört, keiner weitern Erläuterung!

Welche Romane Sie lesen sollen, kann ich Ihnen schon deswegen nicht vorschlagen, weil meine Kenntniß des Fachs natürlich nur sehr beschränkt ist, und mehr vom Zufalle, als von irgend einem Plane geleitet werden konnte. Nur, welche Sie nicht lesen dürfen, glaube ich Ihnen bezeichnen zu müssen. Keinen, den Sie nicht vorzulesen vermögen, ohne zu erröthen; keinen, wo Sie verlegen würden, wenn ein Mann Sie darin lesend fände; keinen endlich lesen Sie durch, bei dessen ersten Bogen schon, auch wenn diese in Hinsicht auf Unterhaltung Sie lebhaft anziehen, eine geheime innere Stimme Ihnen sagt: Ich hätte dieß Buch doch lieber nicht anfangen sollen.

Dafür nun, daß ich — dem Beispiel und den Ermahnungen mancher andern Moralisten zum Troß — Ihnen erlaube, Ihnen sogar rathе, Romane zu lesen, müssen Sie mir nun auch eine Bitte zugestehen; die nämlich: nicht bloß Romane zu lesen. Um das Lesen von

Schauspielen freilich darf ich Sie nicht erst bitten. Aber doch! Nämlich um die rechten. Die gewöhnlichen Lust- und Schauspiele — ganze Bände und ganze Almanache voll — ach wie fade sind sie meist! wie unsittlich selbst zuweilen! Die Ifflandischen sind in dieser Hinsicht fast unbedingt zu empfehlen. (Möchten sie nur immer auch eben so sehr von Seiten des Unterhaltenden anziehen.)

Aber, Meine Damen! warum lesen Sie in der Regel so wenig Gedichte? Diese sagen doch gerade dem weiblichen Gemüthe so sehr zu. Sie sprechen die Gefühle aus; sie nähren die Gefühle; sie veredeln das Alltägliche; sie geben Genuß, selbst aus dem Traurigen. Und wollen Sie denn durchaus immer nur Geschichte: so bieten sie diese ja auch; z. B. in Wossens Luise und in seinen Idyllen; in Göthe's Hermann und Dorothea; in Baggesens Parthenais; in Rossegartens Insselfahrt; in Pfeffels Fabeln; in Krummachers Parabeln, und Andern. Wieland dagegen ist kein Dichter für Ihr Geschlecht. Selbst seinen Oberon sähe ich nicht gern in den Händen eines jungen Mädchens. Mag in Wossens, Herders, Schillers, Göthe's, Hebels und Matthiffons Gedichten auch Manches Ihnen nicht ganz klar, Anderes nicht anziehend genug seyn: es ist doch (mit Ausnahme Teiniger Göthfischen)

ein freundlich edler und veredelnder Geist, der darin waltet.

Die Almanache mit ihrem Allerlei bedürfen leider meines Fürwortes nicht. Sie sprechen es sich selbst, durch dieß ihr Allerlei schon, und mit den hübschen Kupferchen; und dann auch oft als Geschenke von lieber Hand. Nur ist die Waare, auch wenn sie von berühmten Meistern geliefert wird, meist gar zu leichte Fabrik-Arbeit. Das Einzige, was an Werth noch unter ihnen steht, und in der That kaum zu etwas Anderm taugt, als wozu es gewöhnlich gebraucht wird: den Müßiggang der Männer-Clubs zu beschäftigen, und die Bühnen-Bretterwelt mit Weibrauch und mit *Ussa foetida* zu bedampfen — das ist der Troß der wöchentlichen und täglichen Unterhaltungs-Blätter.

Von der religiösen und moralischen Lectüre habe ich schon gesprochen. Ich setze hier nur noch das hinzu, daß unsere deutsche Literatur bis jetzt einen beträchtlichen Schatz ihrer eigentlichen höhern Prosa und Beredsamkeit hauptsächlich in den Predigten niedergelegt hat, und daß Sie Herder, Dräseke, Hanstein und Reinhard lesen können; eben so wohl, wenn Sie Schönes, als wenn Sie Erbauliches lesen wollen. Ferner! den auch Ihrem Geschlechte nöthigen Hausbedarf von Philosophie, von Moral,

von Kenntniß des menschlichen Herzens können Sie am sichersten aus Schriften dieser Art sich nehmen.

Die religiös-moralischen Schriften aber und die Gedichte ausgenommen, werden Sie, an allen bis jetzt genannten Arten der Lectüre, nicht so viel verlieren, als Sie gewinnen werden, wenn Sie Reise-Beschreibungen, Bilder- und Menschen-Geschichte, und Natur-Kunde zu Ihrer Unterhaltungs-Lectüre wählen. Glauben Sie mir, Sie langweilen sich bei Ihren Duzend-Romanen der Lese-Bibliotheken gewiß weit öfter, als Sie sich bei solchen Büchern, wofern Sie nur nicht in der Wahl zufällig sehr unglücklich gewesen wären, langweilen würden. Auch kann man hier ja ebenfalls dem Buche es abschen, ob es sich zur Unterhaltungs-Lectüre eignet, oder nicht. Nach meiner Ueberzeugung würde das Lesen solcher ernsteren Bücher (gar nicht zum Studium, sondern bloß zur Unterhaltung) selbst auf Ihren Charakter wohlthätig wirken. Es würde Ihnen einen gewissen Ernst, eine gewisse Bestimmtheit, Kraft und Festigkeit der Ansichten, wie des Willens, mittheilen, deren Sie vielleicht zu Ihrer Ruhe noch dringender bedürfen, als zu Ihrer sittlichen Würde.

„Nun! und auf die ganz eigentlich für das weibliche Geschlecht bestimmten Schriften will

die Rede gar nicht kommen?“ — Sie muß es wohl, so ungern sie es thut! Ich habe mir früher einen nicht unbedeutenden Vorrath von dergleichen zum Behufe meiner Moral = Stunden gekauft. Unnützer habe ich mein Geld selten ausgegeben. Hätte ich nicht früher aus dem großen Buche der Menschen = Beobachtung und des Einschauens in das eigne Herz, zu lernen mich bemüht: bei jenen Hilfsmitteln allen wäre ich für meine Vorträge hilf = und trost = los geblieben. Wie konnte das auch anders seyn? So viele dieser Schriften sind Arbeiten junger Männer, die oft gar keinen Verusf zur Abfassung derselben hatten, als das Bedürfnis, etwas drucken zu lassen; oder wohl gar nur: für Gedrucktes Geld zu erhalten. Und da schrieben sie denn aus ihren Collegien = Heften oder aus Compendien über die Moral dieß und das zusammen; höchstens sammelten sie ihre Beobachtungen über einige Cousinen und Nachbars = Töchter, über eine Professors = Frau und zwei Stuben = Mädchen: und so etwas verkauft sich nun in den Buchläden als Schriften für das weibliche Geschlecht. Und wird gekauft! Denn ins Unglaubliche geht die Frechheit der Bücherhändler, mit welcher sie in den öffentlichen Blättern ihre Waaren anpreisen als Meisterstücke; die Niedrigkeit so mancher Gelehrten, die selbst ihre wissenschaftlich seyn

folgenden Urtheile und Anzeigen immer nur mit Hinsichten auf ihren Brotherrn oder Freund, den Herrn Verleger, abfassen; und bis zum Unverzeihlichen geht die Gutmüthigkeit des weiblichen Geschlechts auch dießfalls, wie leider in mehreren und höhern Verhältnissen des Lebens, sich abfinden zu lassen mit Worten; mit vielen glatten, schönen, sei es denn auch noch so leeren. In manchen selbst der neuesten und gepriesensten Bücher für Ihr Geschlecht, können Sie ganze Bogen durchlesen, ohne einen einzigen wahren und kräftigen Gedanken, ein einziges tieferes Gefühl gewonnen zu haben. Es sieht wohl überall nach Gedanken aus; es will noch mehr sich aufregen wie ein Gefühl; es liest so leicht und glatt sich fort: — aber damit haben Sie denn auch Ihren Lohn dahin; und wenn Sie, statt dieser Lectüre, zwanzig russische oder französische Vocabeln gelernt, oder die Kuchin endlich einmal nach Verdienst ausgescholten hätten über die nachlässige Reinigung des Küchen = Geschirrs: so wäre für Geist und Charakter mehr gewonnen worden, als nun, wo Sie bloß einige Stunden Ihrer Zeit los geworden sind.

Soll ich Ihnen nun noch gewisse Schriften, die zunächst für Ihr Geschlecht bestimmt sind, namentlich empfehlen? Dazu müßte ich mir das Recht erkaufen mit der Warnung vor an-

bern, eben so genau bezeichneten. Aber, als ächter deutscher Gelehrter, fürcht' ich mich vor den Buchhändlern und ihren Markt-Helfern und Markt-Verderbern, den Recensenten. Darum wage ich weder das Eine, noch das Andere. Bisher freilich hab' ich auch noch einen andern Abhaltungs-Grund. Ich bin nicht vollständig und planmäßig genug mit dem ganzen Umfange dieser Literatur bekannt, um, nach eigener genauer Kenntniß, gerecht urtheilen zu können. Ich beschränke mich also bloß auf zwei Warnungen und Eine Empfehlung. Wenn Sie nicht Langeweile, ohne Ersatz durch Nutzen, sich machen wollen, so lesen Sie keine aus dem Englischen übersehten Frauenzimmer-Schriften; und wenn Sie sich Bücher selbst kaufen, so seyn Sie am vorsichtigsten bei denen, welche die meisten Auflagen erlebt haben; denn dabei muß man immer am ersten fürchten, Mittelgut und Verleger-Vertrieb zu erhalten. Was aber der Herausgeber von „Rosaliens Nachlaß“ und den „Papieren eines Unbekannten“ \*) Ihrem Geschlechte auch fernerhin noch etwa bieten wird, das nehmen Sie unbefehens freudig und dankbar entgegen.

\*) Geheimer Hofrath Jakobs in Gotha.

Wie soll man lesen? Nun! fürs erste so, daß man es versteht, sollte ich meinen. Doch das scheint wirklich bei vielen Lesern und Leserinnen eine Nebensache zu seyn. „Und bei manchen Schriftstellern auch“, möcht' ich hinzusetzen. Das Schwerfällige, das Gesuchte und Verschrobene ist jetzt so an der Tages-Ordnung, daß sogar weibliche Federn auf den sonst ersten und eigenthümlichsten Vorzug Ihres Geschlechts, auf die Natürlichkeit, förmlich Verzicht gethan zu haben scheinen. Mir ist es neuerdings mehrmals begegnet, daß ich, in Büchern von Damen für Damen geschrieben, mehrere Stellen zweimal lesen mußte, ehe ich sie verstand, wegen ihrer schwerfälligen wissenschaftlichen Sprache; und selbst ein solches Buch, ermüdet von der peinlichen Anstrengung, aus der Hand legte. Was soll nun Ihr Geschlecht mit dergleichen thun? Es ist in der That nicht abzusehen, wie groß der Schade ist, welcher daraus entsteht, wenn man es mit dem Verstehen nicht so genau nimmt. Man verwöhnt sich dann immer mehr und mehr an Halb-Gedanken und an Halb-Verstand, daß man am Ende auch das Leichteste und Einfachste gar nicht mehr, oder doch nur schief, auffaßt; daß man am Ende, lesend, sprechend und denkend, immer nur träumend wacht.

Eine zweite Forderung für das Lesen ist:

Man muß behalten. Es giebt Leserinnen — wie freilich auch Leser — welche ganze Bogen weit in einen Roman hinein lesen können, ehe sie sich zu besinnen im Stande sind, ob sie das Buch schon gelesen haben, oder nicht. Das ist denn freilich schlimm genug!

Und nicht abzusehen, wie die dritte Forderung statt finden soll, daß man mit Anwendung lesen soll; das heißt: aus seinem eignen Nachdenken oder aus der eignen Erfahrung bestimmen, ob und in wie fern das wahr ist, was der Verfasser sagt; daß man es beziehe auf seine Lage, seine Eigenthümlichkeiten zur Nutzenanwendung; und so denn Belehrungen, Warnungen, Tröstungen, Erweckungen für sich herausnimmt. Sie kennen das ja! Es giebt kaum einen süßeren geistigen Genuß, als: mit einem Schriftsteller so zusammenzutreffen in Ansichten und Gefühlen, daß man unwillkürlich ausruft: „O! das ist so wahr!“ Oder: „Das ist so schön!“ Oder: „Ach! das bin ich!“ — „Ja! das will ich!“ Das fasse ich auf, als mir, mir gerade jetzt gesagt.

Um nun diese drei Bedingungen des Lesens, das Verstehen, das Behalten und das Anwenden erfüllen zu können: so lese man nicht zu schnell. Natürlich! Je schneller man liest, desto weniger kann man aufmerken; desto weniger behalten; desto weniger anwenden. Es geht mit dem

Schnell-Lesen, wie mit dem Schnell-Essen. Wer Letzteres sich zu Schulden kommen läßt, wird nie gut verdauen! Es geht wie mit dem Schnell-Fahren; wie dieses schwindlich macht, so geht mit Schnell-Lesern am Ende auch die ganze Welt in die Runde.

Ein zweites Hilfsmittel: vom Lesen den möglichen Vortheil zu ziehen, ist, daß man mit der Feder in der Hand liest. Nicht, um dem Rande des Buchs seine Ausrufe, Einwendungen und Zusätze einzuverleiben, (was eine so unsaubere als unbillige Sitte ist) sondern sich auszuzeichnen im Haupt-Gedanken oder Haupt-Gefühle, was einen ergriffen hat; Stellen, die man wie aus der eignen Seele gesprochen, oder doch tief in dieselbe eingespochen fühlt, abzuschreiben; Bemerkungen, genauere Bestimmungen, weitere Ausführungen niederzuschreiben, in ein eignes Buch oder auf einzelne Zettel. Denn selbst wenn diese verloren gehen, bleibt ihr eigentlicher Gewinn; als welcher nicht sowohl darin besteht, daß man etwas Niedergeschriebenes verwahrt, als daß man es niedergeschrieben hat. Ich hatte einst einen Freund, der, ohne Gelehrter zu seyn, Meister und Muster war in dieser Art und Kunst zu lesen; und, vermittelt seiner Fertigkeit im Ausheben, Aneignen und Weiterfort-führen des Gelesenen, Nutzen und Vergnüg-

gen zu ziehen wußte aus Büchern selbst, deren Vortrag und Inhalt durchaus bloß tief=gelehrte Leser zu fordern schien.

Ich schließe unsere Verhandlungen über das Lesen mit der Erinnerung: Jede Ihres Geschlechtes sollte Lesen lernen. Sie werden mich verstehen, daß ich das Gut=Vorlesen meine. Es ist dieß eine der freundlichsten häuslichen Fertigkeiten, und die eine noch so zahlreiche und noch so bedürftige Familie in den Stand setzt, ihren Erwerbarten obzuliegen und doch zugleich geistige Genüsse, erquickende Aufheiterungen ihrer trüben Alltäglichkeit zu haben. Ihr Geschlecht hat auch dazu von der Natur einen besondern Beruf, in Ihrer auszeichnenden Fähigkeit dazu; in der Natürlichkeit und Leichtigkeit, die Ihnen für das Lesen eigen ist. Verwechseln Sie diese nur nicht, was freilich gar oft geschieht, mit der Schnelligkeit im Lesen. So wie die Lebendigkeit und den Ausdruck nicht mit Grimasse und Druck. Um ganz zweckmäßig, das heißt: sicher zugleich und leicht, ein Buch vorzulesen, müßte man es immer vorher erst vor sich durchgelesen haben. Doch erwirbt sich allerdings durch Übung auch ein Ueberblick ganzer Sätze, eine Voraus=Ansicht der folgenden Zeilen, welche nicht bloß für den angemessenen Vortrag, sondern zuweilen auch für die Schonung des sittlichen Gefühls,

durch Weglassung oder Abänderung einzelner Ausdrücke und Stellen, sehr wichtig sind. Je mehr der Ton eines Aufsatzes, oder der ganze Vortrag eines Verfassers in die raschere Sprache des Umgangs eingrenzen, desto schwerer sind sie vorzulesen; und sie verlieren nicht bloß ihre Anmuth, sondern selbst allen Sinn, wenn sie eintönig gegeben werden. Ein treffliches Mittel, Natürlichkeit, Abwechslung und Ausdruck des Tons sich anzubilden, ist die Übung im Laut=lesen guter Lustspiele.

Kinder muß man nicht zu früh zum Lesen nicht bloß nicht anhalten, sondern auch ihnen nicht einmal frühes und vieles Lesen gestatten. Das giebt nur zu leicht Buch=Menschen, und das sind weder die brauchbarsten noch die glücklichsten der Sterblichen. Wenn auch nichts weiter dabei verloren geht, oder wenigstens unentwickelt bleibt, so ist es die Stärke und Gewandtheit des Körpers, Aber dieß „nichts weiter“ sollte ich meinen, wäre doch wohl ein „sehr Vieles!“ Je mehr Kinder lesen, desto mehr gewöhnen sie sich an's Schnell=lesen, und das thut, gerade bei der Jugend, ganz unendlichen, unaus tilgbaren Schaden. Entsteht dieser ja schon durch das bunte Allerlei, was man so gewöhnlich in Kinder=Schriften findet. Nun etwas Moral, nun eine Anekdote, nun ein Gedicht, nun

ein kleines oder großes Stück Vieh beschrieben und abgebildet. Scheint es doch, als ob wir die natürliche Flatterhaftigkeit der Kinder recht kunstgemäß pflegen und ausbilden wollten. Durchaus nur wenig muß ein Kind lesen; und dieses mit genauer Aufmerksamkeit lesen und darüber Rede und Antwort geben lernen. Uebrigens ist die Bemerkung schon oft gemacht, und ich kann ihr nicht widersprechen, daß die Kinder- und Jugend-Schriften, eben als solche, und gerade wenn sie im eigentlichsten Kinder-Tone geschrieben sind, Geist und Gemüth weit mehr schwächen, als nähren. Der Knabe, dem ein günstiger Zufall einen lebendigen, kräftigen Geschichtschreiber des Alterthums in die Hände führt, das Mädchen, das von einem nicht für Kinder geschriebenen, tief empfundenen Gedichte ergriffen wird, gewinnen, trotz dem, daß sie nicht Alles verstehen werden, daraus doch unendlich mehr, als aus der gewöhnlichen, für sie unmittelbar bestimmten, Lectüre.

## Sechszunddreißigste Vorlesung.

### Das Gemüth.

Dieses ist der unmittelbare Sitz oder vielmehr der Mittelpunkt aller angenehmen und aller unangenehmen Empfindungen, (denn auch alle körperlichen Gefühle theilen sich nach dorthin mit.) Ja! der Grad, die Art seiner Empfänglichkeit selbst schon, ist eine Quelle von Wohl und Weh. Da nun, beim weiblichen Geschlechte, dessen ganze Natur so wohl, als dessen Verhältnisse, die Empfindung ich möchte sagen zu dessen eigentlicher Seele erheben: so ergiebt sich die vorzügliche Wichtigkeit des Gemüths für Sie von selbst.

Das Empfindungs-Vermögen kann erstens zu stumpf, zu flach seyn; daß nichts auf einen Menschen einen sehr merklichen Eindruck macht; weder die Freude, noch das Leid. Dergleichen Menschen werden zuweilen beneidet. Mit Unrecht! Es ist wahr, sie kennen Schmerz weniger; aber eben darum auch die wahre Freude nicht. Sind sie beneidenswerth, so ist es die

Auster auch, und die Pflanze ist es noch mehr, und der todte Stein ist es am meisten. Dergleichen Personen thun sich aber auch nicht selten sehr viel darauf zu gute, daß sie so sind. Und darin haben sie noch mehr Unrecht. Leidenschaftlich = lebhaft empfindungen irgend einer Art nicht haben, das giebt kein Verdienst — (einem Gelähmten wird es niemand zum Ruhme anrechnen, wenn er nicht muthwillig umherspringt) — sondern was Verdienst giebt, ist: seine Empfindungen so zu beherrschen, daß sie weder unserer sittlichen Würde, noch unserer Ruhe, nachtheilig werden.

Ein zu lebhaftes Empfindungs = Vermögen hingegen, so viel Anziehendes bald und bald Imponirendes es hat, berechtigt deswegen doch auch nicht zu einem zu stolzen Selbstgeföhle. Denn erstens hat es seinen eigentlichen Grund doch immer nur in einer reizbaren Sinnlichkeit, und giebt dieser Sinnlichkeit, je länger je mehr, Nahrung. Und dann sind seine Gefahren allerdings noch größer und mannichfaltiger, als die eines stumpfen, flachen Gemüths. Jenes lebhaftere Gemüth giebt uns die Menschen von so genanntem gutem Herzen; diese so liebenswürdigen und so tadelnswürdigen, so wohlthätigen und so schädlichen Menschen, um deren Tugenden und Verdienste es oft etwas so Un-

sicheres, um deren Fehler aber es immer etwas desto Gewisseres ist; über die man freilich nie von ganzem Herzen und nie lange zürnen, auf die man aber noch weniger innig und zuverlässig vertrauen kann; und welche, durch ihr Gutes und Anziehendes, ihr Zweideutiges, ihre Schwächen und Thorheiten, ihre Vergehungen selbst, verhalten, verschöbnern, aber mit Allem dem sie nie unschädlich machen. Im Gegentheil! Inöbessondere auf zwei Nachtheile muß ich aufmerksam machen, die ein zu lebhaftes Empfindungs = Vermögen mit sich führt. Es veranlaßt nämlich jene Uebereizungen und Etourderieen im gesellschaftlichen Umgange, wodurch man nicht selten Andere beleidigt und kränkt, ohne es zu wollen, ohne es zu ahnden; und wodurch man sich selbst zuweilen in ein moralisch = nachtheiliges Licht stellt, das man nicht verdient. Dergleichen Personen sagen und thun die Dinge, wie sie ihnen in diesem nächsten Augenblicke einfallen. Sogleich im folgenden sehen sie freilich ein: sie hätten dieß nicht thun sollen, es wird die und die schädlichen Folgen haben; hätten jenes nicht sagen sollen, es kann, es muß so gedeutet werden. Aber immer kommen leider diese richtigen Ansichten um einen Schritt zu spät. — Man spricht freilich zuweilen von liebenswürdigen Etourderieen. Das mögen sie auch seyn an Personen,

die man ohnehin liebt. Nur lobenswürdig sind sie nie! Und — ich bitte das wohl zu bemerken, Meine jüngeren Zuhörerinnen! — auch Liebenswürdig bleiben sie nicht immer. Woran der Liebhaber, der Bräutigam, der junge Ehemann sich amüßten, das wird, mit den reiferen Jahren, in den ernstern Verhältnissen lästig, und unter Umständen in hohem Grade widerlich. Ein Kind ist wohl lobenswürdig mit seinem kindischen Wesen selbst; aber nur ein wirkliches, ein kleines Kind. Das große Kind — nun! da haben Sie es ja schon in dem Worte selbst, was das ist.

Daher sind nun auch zweitens eben die Menschen von zu lebhaftem Gefühl einer Empfindung am meisten ausgefetzt, die unter die allwidrigsten gehört, die der Mensch haben kann; nämlich die: sich über sich selbst zu ärgern, vor sich selbst sich zu schämen, ich möchte sagen, in offener Fehde mit sich selbst zu leben. Sie wollen durchaus nicht weh thun, sie wissen so bestimmt, was recht ist, sie fühlen so zart das Schickliche: aber jene unselige Lebhaftigkeit verleitet sie, trotz dem Allen, zu täglichen Verfündigungen gegen das Alles. Darum giebt es auch keine Art von Menschen, die ihre Gesundheit und Zufriedenheit so unausbleiblich von sich selbst aus zerstört, als eben diese. Dazu genom-

men, daß eben sie auch so vorschnell sind im Aufnehmen widriger Empfindungen. Niemand ist geneigter als sie, niemand hat eine unseligere Fertigkeit als sie, sich beleidigt und vernachlässigt zu glauben, sich unnütz abzuängstigen über Möglichkeiten, die dieß beinahe nur für sie sind; sich zu ärgern bald und bald zu quälen, wo durchaus in nichts anderm irgend ein erdenkbarer Grund dazu liegt, als in dieser ihrer zu reizbaren Lebhaftigkeit.

„Aber wenn man nun diese zu reizbare Lebhaftigkeit von der Natur als Aussteuer fürs Leben erhalten hat?“ Eine zu reizbare giebt die Natur nicht, die macht nur der Mensch sich selbst. Die bloß reizbare halte man nur nicht für einen besondern Vorzug, für ein Verdienst, in dessen Besitze man andere Vorzüge und Verdienste sich ersparen könnte. Das ist ein Hauptgrund von allen Fehlern der gutmüthigen, lebhaften Menschen. Sie glauben, schon von Natur so viel zu haben, so viel zu seyn, daß sie nicht nöthig hätten, durch Arbeiten an sich selbst, durch Aufmerksamkeit über sich selbst, auch etwas dazu zu thun. Ferner: man halte nicht die Fehler dieses Temperaments, welche uns die Menschen, um die gewöhnlich daneben statt findenden Vorzüge, verzeihen, auch selbst für Vorzüge. Und man glaube nicht, daß, was

an einem Menschen etwa amüßirt, deshalb auch interessire, oder gar ihn schätzbar mache. Ein Umstand, der in diesem Falle oft übersehen wird, und darum solchen Personen die richtige Selbst-Erkenntniß und Selbst-Würdigung ungemein erschwert.

Und dann die Hauptsache. Man erwerbe, erkämpfe sich Gewalt über sich. In der That! man wird das können, sobald man es ernstlich will. Und eben jene Lebhaftigkeit des Gefühls selbst, jene Weichheit der Empfindung, die man bei seinen Uebereilungen so oft verlehrt, unterstützen uns auch zu diesem Bessern.

Vielleicht findet Eine und die Andere von Ihnen, Meine Geehrten, daß ich gegen die Menschen von lebhafter Empfindung zu streng gewesen sei. Ungerecht glaube ich nicht gewesen zu seyn, streng muß ich seyn — schon um nicht partheiisch zu werden. Oder auch — um selbst einen Beleg mehr zu der vorhin gemachten Bemerkung zu geben, daß wir Menschen dieses Temperaments mit uns selbst in offener Fehde leben. Etwas jedoch für Uns, die wir uns in jenen Schilderungen getroffen finden, auch zum Troste. Wenn wir es auch nicht immer am klügsten und am besten machen, so meinen wir es doch gewöhnlich gut; und einigen Werth, sollte ich denken, hat

das doch immer. Und dann, was wir glauben gegen Andere versehen zu haben mit unsern Uebereilungen, ist nicht immer so schlimm, wird von Jenen selbst selten so tief empfunden, als uns es scheint. Denn wir beurtheilen das eben auch mit unsern lebendigeren, tieferen Gefühler: jene aber nehmen es auf mit ihrem Gefühle, das dem unsern vielleicht gerade entgegengesetzt ist.

Nur, wenn zwei Personen von gleicher Lebhaftigkeit der Empfindung in dergleichen Collision gerathen, ist es schlimm. Die machen freilich einander das Leben um so saurer. Darum wenn eine von Ihnen, Meine Damen, einen Mann hat, an dem sie vielleicht weiter nichts vermist, als daß er nicht die Lebendigkeit ihrer Empfindungen besitzt: so danke sie doch ja dem Himmel dafür. Denn wäre er, wie sie, so würde es vielleicht oft sehr schlimm gehen; gewiß doch nicht so gut, als nun noch.

Wenn Ernst und Strenge bei lebhaften Gemüthern überall nöthig thut, so insbesondere in der Erziehung. Keine Art von Kindern wird so fast in der Regel verzogen, wird so durch die Erziehung in gewisser Art verdorben, als ob es planmäßig wäre, als die Kinder von so genanntem gutem Herzen. Sie haben so viel Einschmeichelndes, daß sie fast unvermeidlich für sich bestechen; sie haben so viel wirklich Gutes,

daß man es gegen ihre Fehler abrechnen muß. Aber da sieht man ihnen nun auch so viel nach, da gesteht man ihnen so viel zu, daß am Ende — das Unkraut, welches man, um den Weizen zu schonen, dulden wollte, den Weizen ganz überwuchert. Keine Art von Kindern macht den Aeltern in den späteren Jahren leicht so viel Herzeleid, bestraft sie so hart für die gegen sie bewiesenen Schwächen, als die gutmüthigen Kinder, wenn sie nun, wie eben so leicht geschieht, verzogene Kinder geworden sind. Und wahrlich, die menschliche Gesellschaft wird ihrer auch nicht froh. Ohne es gerade zu wollen, thun dergleichen Menschen nachher viel Böses, gewähren der Welt wenigstens das Gute und Schöne nicht, welches ihre Anlagen versprochen. Darum muß man es mit solchen Kindern durchaus genauer nehmen, als man es gewöhnlich nimmt; muß sich nicht von ihrem einschmeichelnden Wesen bestechen lassen, ihre Schwächen zu übersehen; man darf nicht durch eigne Kurzweil an ihren Vossen und Unbesonnenheiten, sie in diesen, durch Amüsement daran, bestärken; und besonders ist es nothwendig, darauf hinzuwirken, daß sie lernen sich Zwang anthun, um früh, nach aller Möglichkeit, Herrschaft über sich selbst zu gewinnen. Unterdessen auch nur ernst sei man gegen solche Kinder, nur streng, nicht

hart. Man behandle ihre Uebereilungen nicht als eigentliche Vergehungen; man achte ihre Reue; man schone, bei Strafen und Verweisen, die Reizbarkeit ihres Gefühls. Sonst zerdrückt, oder verbiegt man wenigstens, das so weiche Gemüth. Von Natur gutmüthige Menschen, die eine harte Erziehung erhalten, bleiben nicht gutmüthig und werden nicht fest. Eine traurige Classe verstimmter und lästiger Menschen bildet sich aus ihnen.

Wie vieles Bedenkliche aber auch, und geradezu Schlimmes, ich dem lebhaften Temperamente nachgesagt habe, so erscheint das lebhafteste Temperament doch noch liebens- ja lobenswürdig gegen das heftige. Man ist freilich so artig, beides oft mit einander zu verwechseln, besonders wenn man von Damen spricht. „Sie ist sehr lebhaft“, oder höchstens „sie ist feurig“, heißt es da zuweilen, wo es heißen sollte: „sie ist ein — nun! Sie wissen ja, wie man das Wesen nennt, das man sich als den Innbegriff des Bösen denkt. — Was macht denn aber den Unterschied zwischen lebhaften und zwischen heftigen Menschen? Die Lebhaftigkeit zeigt sich mehr in den Eindrücken, die man von außen her empfängt; die Heftigkeit in Einwirkungen, die man auf Andere macht. Lebhaftigkeit ist mehr Sache des Gemüths, Heftigkeit Sache des

Willens; jene verhält sich mehr leidend, diese mehr thätig; jene thut Andern weh und leidet selbst dabei: diese thut weh, und weiß es, und will es, und freuet sich dessen. Die Heftigkeit ist, ihrer Natur nach, verbunden mit Fehlern, die der Lebhaftigkeit, ihrer Natur nach, fremd sind; mit Stolz, mit Herrschsucht, mit Härte, mit dem unverhohlenen Egoismus.

Wenn man nun aber auch da sich gern bessern möchte? Das ist selten der Fall; dergleichen Personen verachten das meistens; sie gefallen sich in ihrem Wesen; sie fordern: nach ihnen soll die ganze Welt sich umändern. Unterdessen wenn ein junges Gemüth, bei dem die Heftigkeit nur noch Natur-Anlage ist, wirklich den Wunsch hegt, sie zu veredeln, so ist der nächste und sicherste Weg dazu: die Heftigkeit fürs erste nur zu mildern, zur Lebhaftigkeit. Dadurch, daß man sein Mitgefühl wahr und innig erhält, daß man seine Empfindung verfeinert durch ächte Geistes-Bildung, und seinen Schönheits-Sinn zweckmäßig ausbildet. Kinder von heftigem Charakter muß man ja nicht mit der Strenge behandeln, die ich für die bloß lebhaften empfahl; am wenigsten mit eigener Leidenschaftlichkeit. Das kann sonst sogar furchtbare Menschen geben. Milder ruhiger Ernst, kalte Aufmerksamkeit, die ihnen nichts Fehlerhaftes un-

bemerkt läßt hingehen, aber auch nichts Gleichgiltiges zum Fehler anrechnet und wirkliche Fehler selbst nie zu streng rügt; Herzlichkeit ohne Weichheit bei der Anerkennung ihres Guten und in dem Mitgefühl bei ihren Unannehmlichkeiten — das sichert ihrem Charakter die Vortheile seiner Kraft, ohne die Gefahren und Nachtheile derselben zu nähren.

Ein vierter Fehler des Empfindungs-Vermögens ist, wenn der Mensch zu tief empfindet. Das giebt denn eine Weichheit, die sich nicht bloß als Weichlichkeit, die sich als wirkliche Barmherzigkeit zeigt — und dann auch die Nachtheile der Barmherzigkeit hat. Andere wissen nicht, wo sie anfassen, wie sie dergleichen Menschen behandeln sollen, um nicht Schmerz zu machen; und diese Menschen selbst wissen, gleich Kranken mancher Art, ebenfalls nicht, wie sie sich legen sollen, um nicht Schmerz zu haben. Charaktere dieser Art findet man insbesondere unter dem weiblichen Geschlechte; und sie sind eben so traurig, als lästig. Die Natur hat dabei allerdings etwas gethan; das Schicksal noch mehr; am meisten denn doch aber (gewiß auch nach Ihnen, wie nach meinen, Beobachtungen) die eigne Schuld. Wo nämlich das statt findet, hat man gewöhnlich sich körperlich geschwächt; man hat sich geistig vernachlässigt; man hat sich

von Seiten des Gemüths verwohnt. Und so findet man nun seinen Genuß im Leiden und Entbehren; freuet man; beeftert man sich, unglücklich sich zu fühlen. Gerade sehr heftige Personen sind in Gefahr, in diesen Zustand am leichtesten zu gerathen, wenn die Jahre und widrige Schicksale, besonders unverdiente, ihre Kraft gebrochen haben.

Wünscht jemand, aus diesem Zustande sich wieder emporzuheben, so ist der Erste, bei welchem Hilfe gesucht werden muß, der Mann, der überhaupt, bei uns gebrechlichen Menschen-Wesen, der Sittlichkeit so manchen Vorschub thun muß — der Arzt. Er muß die Nerven erst wieder stärken und die Verdauung erst wieder herstellen. Dann aber müssen dergleichen Kranke selbst sich von der Eitelkeit curiren, zu glauben, daß sie ausgezeichnete Menschen wären, weil Ungewöhnliches sie getroffen hat; müssen von dem Wahne sich befreien, man sei liebenswürdig, wenn man bedauernswürdig ist. Und endlich muß Philosophie und Religion das Werk vollenden; jene, indem sie sie tragen heißt, und ertragen mit Würde lehrt, was sich nicht ändern läßt; diese, indem sie das Ungünstige und auch das Unverdiente ihrer Lage sie anzusehn gebet, als Schickung von Gott; und sie in Demuth sich beugen heißt auch vor dem Unerforschlichen in seinem

Rathe. Zudem sie sie, selbst für den gerechtesten und tiefsten Schmerz, hinverweist auf den Barmherzigen, der seine Kinder, ob er auch noch so schwer sie prüfet, darum nie doch ganz zu verlassen, oder auch nur zu verabsäumen vermag.

Ein zu tiefes Gefühl erzeugt sehr leicht die Selbstquälereien der Phantasie, von denen schon früher einmal die Rede war; und diese nehmen eine um so ernstere Gestalt an, wenn dabei ein ausgebildetes moralisches Zartgefühl statt findet, wo man sich dann auch über das Unschuldigste, über Gutes nicht selten, Vorwürfe macht. Das geht unter Umständen über in einen förmlichen Hang zur Schwermuth, der gewissen Charakteren freilich einen eignen höhern Reiz, aber wahrlich darum keinen beneidenswerthen Vorzug giebt. Gegen diese Verirrungen sichere man sich durch Angewöhnung an kaltes, prüfendes Nachdenken; an eine Würdigung der Dinge und Menschen, an eine Beurtheilung unserer Handlungen, durchaus nicht nach den Darstellungen der Phantasie, nach den bloßen Eindrücken auf das Gefühl; auch nicht nach den Schwärmereien des höhern sittlichen Zartgefühls: sondern einzig und allein nach den Grundsätzen der Vernunft und der allgemeinen Rechtlichkeit.

Endlich so scheint hierher auch noch das zu gehören, was man gewöhnlich Ueberspanntheit

des Gefühls nennt. Kann aber möchte diese hier einen Platz verdienen. Sie ist nicht so wohl ein Fehler des Gefühls, als eine Verirrung der Phantasie. Und soll ich nach meiner vollen Ueberzeugung über sie sprechen, so ist sie, in den meisten Fällen wenigstens, auch das nicht einmal, sondern eine bloße Affectation. Weder etwas von der Natur Gegebenes, noch durch Schicksal und Bildung Entstandenes, sondern etwas Gewolltes, Gemachtes, Erkünsteltes ist die Ueberspanntheit. Die Natur und Wahrheit drücken sich wohl auch einmal zu stark aus, fühlen wohl auch einmal tiefer, als sie sollten: aber sie geben sich nicht die Mühe, bei Allem, auch' bei dem Unbedeutenden, tief und zu tief zu empfinden; sie sprechen nicht immer in Hyperbeln; wählen nicht für Alles, was sie zu sagen haben, immer den allerstärksten Ausdruck. Es ist unmöglich, daß ein Mensch, der sich der Natur überläßt, Alles gleich stark, und Alles aufs allerstärkste empfinden kann. Und also muß ein Mensch, der nicht heucheln, lügen oder — grimassiren will, auch nicht immer die Sprache der stärksten Empfindung führen. Seyn Sie also auf der Hut, Meine jungen Damen, gegen die so Mancher von Ihnen eignen Uebertreibungen im Ausdruck. Glauben Sie nicht, daß man Sie deshalb als empfindsam schätzen werde! Als

empfindend muß man Sie verlachen; als unwahr wird man Sie vielleicht verachten. Und in den späteren Jahren, wo die Jugend-Frische, die freilich auch dem Fehlerhaften selbst noch irgend einen Reiz zu leihen versteht, verschwunden ist, da werden und da machen denn diese Ueberspanntheiten und Uebertreibungen, selbst wenn sie Lob und Liebe ausdrücken, womit man doch sonst die Menschen am meisten besticht — sie werden und sie machen dann widrig — ekelhaft. Man kann, man kann, Schwestern! um Eures eignen Vortheils willen, nicht zu oft — und wahrlich selbst auch nicht zu schneidend — Euch zurufen: „Seid wahr! wahr! und immer nur wahr!“

Allein nicht in allen Fällen ganz wahr! Das heißt: man soll nicht das Gegentheil von dem scheinen und glauben lassen, was man ist, denkt und fühlt; aber freilich Alles, was man fühlt, denkt und so eben ist, so ganz nach der Natur, ganz roh geben — soll man auch nicht! Insbesondere nicht bei dem Zustande oder der Stimmung des Gemüths, auf die ich jetzt komme; wenn dasselbe nämlich verstimmt ist, wenn üble Laune und Unmuth so eben in ihm vorherrscht. Bloß von der Natur ist der Unmuth nie Charakterzug, obschon es leider Menschen giebt, denen er zur Natur geworden ist. Wi-

drige. Schicksale, insbesondere viele getäuschte Erwartungen und unbefriedigt gebliebene Wünsche, öftere gerechte Unzufriedenheiten mit sich selbst, anhaltende körperliche Unbehaglichkeiten, als Folgen leicht gestörter Verdauung, eines krankhaft reizbaren Nerven-Systems, und ganz besonders der Zerrüttung der Nerven durch wolüstige Ausschweifungen — diese Ursachen sind es, die jenen für Andere, wie für den Menschen selbst, so höchst lästigen Zustand hervorbringen. Einzelne Anwandlungen von solchem Unmuth, auch wohl ganze solche Perioden im Leben, hat jeder Mensch. Nun, da wissen wir es denn Alle aus der Erfahrung, wie man in dieser Stimmung sich fühlt, und wie man sich da nimmt; ich brauche also weiter nicht zu schildern. Möchte ich nur nachdrücklich genug dagegen warnen, möchte ich die Kranken gründlich heilen können.

Aber das ist eben das Unglück, daß diese Krankheit, wie andere schlimmsten, eben so leicht zu erkennen, als schwer zu heilen ist. Weinake möchte ich hier einen Wunsch thun, der eben nicht nach Theilnehmung aussieht, und doch wirklich aus herzlicher Theilnehmung entsteht — den nämlich: daß doch eine Fede von Ihnen in ihrem Leben mit irgend einer Person Ihres Geschlechts näher verbunden gewesen seyn

möchte, oder noch, und recht bald, in Verbindung, in Abhängigkeit von einer solchen kommen möchte, bei welcher dieser Unmuth herrschender Charakter war; der niemand je etwas recht machen konnte; der es immer und überall Bedürfnis war, zu zanken, zu schelten, zu tabeln und zu meistern wenigstens; die sich ärgern konnte über jeden Scherz; bei jeder Gefälligkeit nichts fühlte, als Verlegenheit; und selbst, wenn eine Freude sich ihr aufdrängte, darüber verdrießlich war, daß man sie konnte aufheitern wollen, daß sie sich so weit vergessen hatte, sich wirklich ein wenig zu freuen. Wenn Sie in solchen Verhältnissen nicht zu lange gelebt haben, — (denn da freilich steht zu fürchten, daß die Krankheit Sie selbst angesteckt habe) — so ist ein solches drückendes Verhältniß mit Personen von herrschendem Unmuth ein gar treffliches Gegenmittel gegen denselben, für jeden Menschen, der nur irgend guten Willen hat, gut und liebenswürdig zu seyn. Es legt sich gar zu nahe, sich zu fragen: wie war dir es denn, in der Nähe einer solchen Unerträglichkeit? Man! ganz so, wie es Andern in deiner Nähe seyn muß, wenn du sie auch an dir hast.

„Aber wenn man nun Recht hat zum Unmuth?“ — Das Recht haben, und immer Recht haben, und sein ganzes Recht durchsetzen

wollen, das ist gerade eins der sichersten Mittel, sich in dieser Art unerträglich zu machen. Man muß durchaus nicht immer auf das volle Recht sehen, sondern auch auf die Willigkeit, auch auf das Gefühl; so wird man nicht mit Kindern und Domestiken immer zu schelten, und mit Mann, Geschwistern und Freundinnen immer etwas zu grollen haben. Ich weiß es recht gut, daß wir Männer mit herrschend gewordenem Unmuth auch herzlich unerträglich sind. Aber wir können dabei doch noch in unserm Berufe sehr nützlich und verdienstvoll seyn; das Weib hingegen, dem die böse Laune zur andern Natur geworden ist, taugt eigentlich zu nichts mehr, als zur Scheuer-Magd des Hauses. Denn dieß ist ungefähr das einzige Geschäft, wo sie es allein mit sich zu thun hat, und wo also Alles nur auf das Geschäft, nichts auf ihre Art dabei, nichts auf Sittlichkeit und Stimmung, ankommt. Bei allem Uebrigen aber, bei der Ober-Verwaltung des Hauswesens, bei der Erziehung der Kinder, bei der Behandlung des Gatten, bei dem gesellschaftlichen Umgange, wird schlechterdings Alles, was ein unmuthiger Charakter auch wirklich Nützlichethut und sonst Gutes an sich hat, durch diesen ewigen Zank- und Murr-Sinn verbittert, verreckelt.

Nun aber die Heil-Mittel? Ich habe die

Krankheits-Ursachen genannt! Man hebe also diese! Man Sorge für Gesundheit des Körpers; man söhne sich, durch Nachdenken, mit seinen widrigen Erfahrungen aus; man befreunde sich mit seinen Entbehrungen; man lerne Genuß und Entschädigung finden auch in Wenigem und Geringem. Besonders aber stimme man die zu hohe Meinung von sich selbst herunter. Ich habe nicht bloß immer gefunden: unmuthige Menschen hatten eine sehr große Idee von ihrer Einsicht, ihren Tugenden, ihren Verdiensten; sondern ich glaube an mir selbst auch die Erfahrung gemacht zu haben, daß, wenn ich mich einmal besonders übellaunisch fühlte, immer das dabei mit zum Grunde lag, daß ich glaubte, man habe sich Ungerechtigkeiten, oder doch Vernachlässigungen, gegen mich zu Schulden kommen lassen.

Uebrigens verdienen die stets unmuthigen Personen kein besseres Schicksal, als welches sie gewöhnlich haben; nämlich: daß man sich scheu und kalt von ihnen entfernt hält; und, kann man dem Ausbruche ihrer übeln Laune nicht ausweichen, sie ihnen nun eben auch nicht mit guter Laune vergilt. Eine gewisse Classe gutmüthiger Menschen möchte man gegen diese übellaunischen beinahe aufheben. Jenen nämlich ist Lieben und Geliebt-zu-werden so sehr Be-

dürfniß, daß sie, um es nur nicht zu Mißheiligkeiten kommen zu lassen, ungleich mehr tragen und still hinnehmen, als sie sollten; daß sie jeden Anschein von besserem Wetter auf diesen Sturm- und Regen-Gesichtern mit so großer Freude und so günstigen Hoffnungen auffassen, daß sie eben dadurch jene reizen, ihnen nun immer mehr zu bieten. — Wer nicht geliebt seyn will, verdient auch nicht, geliebt zu werden; und wer Schonung und immer nur Schonung übt, da, wo nur Mißbrauch davon gemacht wird, trägt selbst die Schuld, wenn man ihn immer schonungsloser behandelt.

Die letzte fehlerhafte Stimmung des Gemüths endlich ist die ungleiche; oder daß, was man launisches Wesen überhaupt nennt. Menschen der Art sind jetzt so froh, so wohlwollend, so zuvorkommend, so herzlich — man weiß nicht, sie wissen selbst nicht, warum? Und jetzt wieder so verschlossen, so kalt, so abstoßend, beleidigend, oder doch durchaus verstimmt, man weiß wieder nicht, und sie wissen auch nicht, warum? Da läßt es sich denn sehr schwer leben; denn man weiß nicht bloß nicht, wie man sie, wenn man sie nun eben sehen muß, nun eben finden wird, sondern, wenn man sie auch noch so gut gestimmt findet, so kann man darum doch nicht darauf

rechnen, wie man sie verlassen wird. Denn es bedarf nur eines Worts, eines Tons, eines Blicks: und sie sind umgestimmt.

Immer und überall ist der Grund von diesem launischen Wesen Schwäche. Schwäche und Reizbarkeit des Körpers, dessen innere Verrichtungen durch jedes Hinderniß der Verdauung, durch jede Erhitzung oder Erkältung, sogleich gestört werden. Oder es ist Schwäche des Gemüths, das sich jedem Eindrucke so ganz hingiebt, oder eigentlich von jedem Eindrucke sich despotisiren läßt, besonders von jedem widrigen. Oder es ist Schwäche des Charakters, wie sie sich insbesondere in der Geneigtheit zum Argwohn, in Präensionen, in den kleinen und Kleinlichen augenblicklichen Genüssen, Entbehrungen und Leiden der Eitelkeit zeigt. Oder endlich es ist Schwäche des Denkvermögens, daß der Mensch von den Dingen in der Welt, und selbst von seinen eignen nächsten Verhältnissen zur Welt, keine deutlichen und bestimmten Begriffe hat; und daher immer nur nach Eingebungen des Augenblicks handelt.

Da fassen sich denn alle Heil- und Gegenmittel zusammen in das einzige Wort: „Man stärke sich!“ „Kann man das immer?“ „Ob man es nicht können sollte“, antworten Sie doch selbst, wenn Sie erwogen haben, daß der

Geist richtige und würdige Ansichten des Lebens gewinnen muß, schon nach den allgemeinsten Forderungen des Christenthums; daß der Charakter, wenn nicht seiner selbst, doch Anderer wegen, feindseliger Verstimmung sich entwidhnen soll; daß das Gemüth, von dem Gemüthe selbst, weit mehr abhängt, als wir Alle unter Umständen zugeben wollen; und daß die Gesundheit schon gewinnt, wenn sie nur nicht plan- und regelmäßig (was vielleicht von den meisten Kranken gilt) täglich immer mehr geschwächt, immer gewaltsamer zerrüttet wird.

---

Siebenunddreißigste Vorlesung.

---

Willenlosigkeit. Nachahmungssucht. Unentschlossenheit. Wankelmuth. Eigensinn.

---

Sie erwarten vielleicht, Meine Verehrtesten! daß jetzt von den verschiedenen einzelnen Bewegungen des Gemüths die Rede seyn werde. Und wie dürften diese übergangen werden — nun! in einer Moral für das weibliche Geschlecht, will ich gerade nicht gesagt haben, aber — in irgend einer Moral! Allein eben darum, weil dieselben eine besondere Beherzigung verdienen, sollen Sie sie nicht schon hier erhalten. Es scheint mir nämlich zweckmäßig, ja nothwendig zu seyn, daß wir erst das Willens-Vermögen, und zwar in seinem weitesten Umfange, abhandeln, ehe wir die Gemüths-Bewegungen zu würdigen versuchen.

Willen überhaupt kann der Mensch zu wenig und kann er zu viel haben. Sonderbar genug, daß beide Fehler, gerade bei Ihrem

Geschlechte, so oft statt finden! noch sonderbarer, daß sie statt finden zuweilen bei einer und derselben Person; — wenn jemand nämlich überhaupt nicht recht weiß, was er will; und also bald bloß Andern sich hingiebt, bald wieder nur den eignen Willen durchzusetzen versucht.

Manche Menschen haben so gut wie gar keinen Willen. Sie geben sich hin an jeden, oder richtiger: sie lassen sich nehmen von jedem, der sie nun eben zu haben verlangt. Dringt man am Morgen mit einem Ja! auf sie ein: nun, so sagen sie: „Ja!“ Legt sich, drängt sich, in derselben Sache, am Nachmittag (oder auch in der nächsten Stunde) ein Nein! ihnen näher: nun! so sagen sie „Nein!“ — „Gute, liebe Leute“ nennt man solche Menschen gewöhnlich: Das sind sie wahrlich nicht! Weiter nichts, als schwach sind sie; und hier, wie überall, thut die Schwäche oft größeren Schaden beinah', als der böse Wille. Zu nichts kann man sie brauchen; in nichts ist sich auf sie zu verlassen; nicht einmal dazu sind sie gut genug, daß man sich recht herzlich über sie ärgern kann: denn man muß sie zugleich bemitleiden; und sie regen eine Art von Ekel gegen sich auf.

Zuweilen ist dieser traurige, armselige Zustand Sache der Natur; die Folge eines hohen Grades von physischer Schwäche und einer

eben so großen Beschränktheit des Verstandes. Aber öfter vielleicht ist jener Zustand eine verdiente Strafe; wenigstens ein selbst zugezogenes Uebel. Man wird nämlich finden, daß jene Willenlosigkeit, jene gänzliche Charakter-Schwäche, statt findet, erstens und hauptsächlich: bei trägen, bequemlichen Menschen; dann aber auch bei geizigen, und bei argwöhnischen. Und weil diese letzten beiden Fehler insbesondere Fehler des höheren Alters sind, so zeigt sich jene Erscheinung vorzüglich an bejahrten Personen.

Ich muß hier aber auf noch eine andere Erscheinung aufmerksam machen, die weit häufiger vorkommt, als man glauben sollte; vorkommt, auch bei Menschen, die sonst Willen mehr denn zu viel haben. Es findet nämlich oft bei Menschen eine auffallende Willenlosigkeit, eine gänzliche Charakter-Schwäche statt, bloß gegen einzelne Menschen. Diese können von ihnen fordern, was sie wollen; ihnen bieten, was sie wollen; wie schwer es jenen wird, wie wenig irgend ein anderer Mensch das gegen sie sich unterstehen dürfte: diesen vermögen sie es nicht abzuschlagen; von ihnen nehmen sie Alles hin! Auch davon giebt es die häufigsten und auffallendsten Beispiele allerdings bei alten Leuten. Ueber solche hat denn Eins und das Andere von ihren Verwandten und Freun-

den, oft aber auch nur einß von den Hausge-  
nossen, irgend ein gleichfalls alter, oder beson-  
ders schlauer und schmeichlerischer, Dienßbote,  
so viel Einfluß, so ganz die Alleinherrschaft, daß  
sie nichts vorzunehmen, beinahe könnte man sa-  
gen: nichts zu denken wagen, ohne die Geneh-  
migung dieses ihres Verstandes- und Willens-  
Surrogats.

Ganz dasselbe Schicksal aber  
auch haben in der Regel sehr eingezogen lebende  
Personen; als welche ebenfalls in eine solche  
Vormundschaft so leicht — ich weiß nicht, soll  
ich sagen: sich begeben, oder: verfallen. Und  
was das Schlimmste ist — obwohl begreiflich  
genug — in der Regel sind es schlechte, oder  
doch moralisch-widerliche, allerwenigstens zwei-  
deutige Menschen, an welche solche willenslose  
Menschen ihren eignen Willen verrathen und ver-  
kaufen.

Auch hierbei findet fast immer Schuld, und  
und also immer Strafe, statt. In eine solche,  
eben so schimpfliche als drückende, Abhängigkeit  
nämlich von irgend einem alten Bedienten,  
einem häßlichen Weibstücke von Magd, einer  
eigennütigen, hämischen Hausfleischerin, gera-  
then gewöhnlich solche Personen, die sich —  
gleichviel aus welchem Grunde, aber immer in  
einem höheren Grade, als recht ist — zurück-  
ziehen von der menschlichen Gesellschaft. Ins-

besondere solche, die mit ihren Kindern, ihren  
Geschwistern, ihren nächsten Anverwandten zer-  
fallen sind. Und weil der Mensch doch immer  
Ein Wesen haben muß, an das er sich anschließt,  
durch den Mops und die Katze aber nicht Alles  
sich abmachen, und nicht einmal Alles mit ih-  
nen sich besprechen läßt; nun so geben derglei-  
chen Personen an jene Einzelnen Alles das  
um so voller hin, was sie den Uebrigen ent-  
ziehen. Offenbar, und natürlich, also zu viel!

In einem ähnlichen Falle befinden sich so  
oft die alten Hagestolzen, oder sonst Männer,  
die mit einzelnen Personen weiblichen Geschlechts  
lange in Verbindung gestanden haben, welche  
keine Verbindungen sind; wo es denn bekannt  
genug ist, was Solche sich von Solchen oft ge-  
fallen lassen. Nun! da liegt die Strafe schon  
in der Natur der Sünde.

In dem Falle einer solchen Willenlosigkeit  
sollen auch so manche Ehemänner seyn, mit ih-  
ren theuren Ehe-hälften, die die Ehe-Gan-  
zen spielen, und demzufolge die Herrschaft in  
dem gemeinschaftlichen Hause nicht bloß, son-  
dern auch die in des Herrn Gemahls selbsteige-  
nem Verstande und Herzen, demselben so  
ganz abnehmen, daß dieser am Ende — wie  
das in manchem Lustspiele so wahr als komisch  
vorgestellt ist, kaum wagt, etwas laut zu den-

ken, was seiner ungnädigen Herrschaft mißfällig seyn könnte. Je einschmeichelnder, je unterwürfiger in Worten solche Damen gegen den Mann sich benehmen, desto strenger sollen sie seyn, wo es That gilt. — „Ob das dem Manne Freude machen kann?“ O ja! ich habe solche Glieder-Puppen von Männern selbst gekannt, denen es recht gemüthlich war, sich am Fädchen ziehen zu lassen. Aber „ob es der Frau zur Ehre gereicht?“ Wenn die Gattin den Ausspruch der Bibel und der Natur: „Er soll dein Herr seyn,“ drückend findet, so müßte sie ihre Entschädigung wenigstens nicht darenin setzen, ihn so zu verstehen, als ob es hiesse: „Und du sollst sein Kopf seyn!“ Sondern lieber: „Sei du sein Herz.“ Doch darüber weiterhin ein Mehreres.

Hier jetzt nur noch der Fall der Willenlosigkeit gegen einzelne Personen, der leider am häufigsten vorkommt — und leider am allernachtheiligsten ist; wenn nämlich eine Mutter ihren Willen gefangen giebt an den Willen eines ihrer Kinder, so daß sie nicht das Herz hat, demselben etwas zu befehlen, geschweige abzuschlagen; und höchstens wagt, was sie von ihm verlangt, — recht rührend! zu erbitten. Das nennt man Affenliebe. Sie verdient diesen Namen! aber nicht bloß von Seiten der Mutter, sondern auch des Kindes. Denn dieses zeigt die, ihm dadurch

anerzogene, Affen-Natur gar bald, im physischen, wie im moralischen, Kratzen und Beißen und Zähnefleischen. Böse, böse Zuchtrüthen werden solche Kinder für die schwache Mutter selbst! — Das möchte seyn; sie hat sie sich ja selbst zubereitet. Aber sie werden auch Geißeln für Andere; zuerst im Aelteren-Hause für die Dienboten und Geschwister; späterhin, im weitem Kreise, für Auld, die mit dem verübhten, präctenstons-vollen, böshaften Wesen es zu thun bekommen. Und darum hat die Welt das Recht — und der Moralist die ganz unmittelbare Pflicht — über jenen Unfug laut zu eifern.

Seien aber ja insbesondere die recht liebevollen, zart und tief empfindenden Mütter dießfalls am meisten auf ihrer Hut. So unausbleiblich für die Folge das Kratzen und Beißen ist, so fängt es doch damit nicht an; sondern, mit Liebkosen und Schmeicheln. Mit offener Gewalt geraubt wird einer Mutter ihr Wille selten, oder nie; sondern zuerst nur so heimlich weggestohlen, daß sie selbst nicht weiß, wie sie darum gekommen ist. Aber nachher merkt sie es wohl, wenn sie ihn wieder haben will, und das Kind ihn fest hält.

Auch eine Art von Willenlosigkeit ist die Nachahmungssucht; wenn man sich nach Andern ihrem Willen richtet, nicht, als ob man

keinen eignen zu haben wagte, sondern weil man ihn nicht haben mag; weil man sich darin gefällt, nach Andern sich zu richten, in so fern man glaubt, sie hätten die beste Partie genommen. Das scheint aus zu großer Bescheidenheit zu entstehen; aus einem, gleichviel ob gerechten, aber immer doch wirklich empfundenem, Mißtrauen in seine eignen Einsichten. Aber in der Regel ist es wohl nichts, als Eitelkeit. Man glaubt, mehr zu seyn, mehr zu erlangen, dadurch, daß man, in solchem einzelnen Falle, nicht sein eignes Ich ist, sondern ein fremdes. Daher auch findet die Nachahmungssucht statt, am meisten bei solchen Dingen, die von Andern am meisten bemerkt werden: bei der Kleidung; bei Möbeln; in der Equipage; in der Zeit und der Art der Mittags- und Abend-Mahlzeiten u. s. w. Selten aber bleibt es dabei. Sondern wer einmal so geneigt ist, zu thun, was die Leute thun (es versteht sich: die rechten; das heißt: die von der Welt, von gutem Tone) — der richtet sich nach Andern dann auch bei wichtigeren Gegenständen; wo entweder schon Religion, Moral, Vernunft ihre sehr bestimmten Vorschriften gegeben haben, oder wo doch das ganz unmittelbare eigene körperliche oder geistige Selbstgefühl sie geben sollte. Und nur aus dem Ansteckungs-Stoffe, der in

manchen Thorheiten liegt, oder richtiger: durch die krankhafte Empfänglichkeit, schwacher Constitutionen für Ansteckung, läßt es sich erklären, wie manche Moden auffommen und sich hin verbreiten können, wohin sie am allerwenigsten gehören. Z. B. die dünne, entblößende Kleidung für Damen in unserm rauhen, seine Witterung zuweilen in Einem Tage fünfmal wechselnden, Norden; die widersinnige, thier-quälerische Mode der Zerr-Pripräsche in den engen Kloaken-Schluchten alter Städte, welche man höflich deren Straßen nennt; Betttuch- und Gardinen vor Duodez-Fenstern; eine Juno's-Tracht für ein Krüppel-Körperlein.

Ein Gleiches findet nur zu oft bei der Erwerbung von Kenntnissen und Fertigkeiten statt. Man lernt Englisch, Guitarre, diese und jene Art der Broderie; nicht weil Bedürfniß oder Talent dazu ruften, sondern weil die und die das thun; weil es in Petersburg, in London Mode ist. So auch mit dem Lesen. Man versteht Jean Paul nicht; man findet Thümmel und Benzeln-Sternau wirklich moralisch-zurücksehend. Aber sie werden gelesen, und also glaubt man sie lesen zu müssen. Ach leider eben so denn nun aber auch bei der Erziehung; mit dem, was man die Kinder lernen läßt, und wie man überhaupt sie hält und behandelt. Bei

der bereinstigen Rechenschaft über das uns anvertraute theure Gut von Menschen-Seelen wird Gott, wird hier schon weiterhin die Welt und unser Haus, nicht fragen: „Was war gerade damals für Erziehung und Unterricht Mode?“ sondern: „Was sagte der Arzt, der Lehrer, der Prediger? was schon dein eigener Verstand, dein eignes Gewissen? was hätten wenigstens diese dir sagen können und sollen, daß du thun solltest?“

Wohl kann man — und man soll — nach Andern auch sich richten. Aber nie, ohne dazu noch einen andern höhern Grund zu haben, als den, daß Andere so thun. Immer muß ein Grund dazu zugleich auch in der Natur der Sache, oder in unserer Persönlichkeit, liegen.

Der dritte Fehler, in welchem die Schwäche des Willens sich äußert, ist Unentschlossenheit und Wankelmüthigkeit. Sie sind nicht eins; aber sie vereinen sich gewöhnlich. Man will dann und man will nicht; man hat sich endlich entschlossen: aber eine Kleinigkeit macht, daß man den Entschluß zurücknimmt. Ein höchst peinlicher Fehler für den, der ihn an sich hat! Und wo der Grad der daraus entstehenden unangenehmen Gefühle gar nicht einmal immer nach der Wichtigkeit des Gegenstandes sich richtet, Denn Personen der Art leiden bei-

nahe eben so viel, wenn sie in einem Kaufladen nicht mit sich einig werden können, ob sie dieses oder ob jenes Paar Handschuhe wählen wollen, als wenn es die Entscheidung gilt, ob sie ihre Hand und ihr Herz nach dorthin geben sollen, von wo diese angesprochen werden. Und ein höchst lästiger Fehler für Diejenigen, welche mit solchen Unentschlossenen es zu thun haben! In diesem Verhältnisse ist Zufahren und Durchgreifen, seinen Willen an die Stelle eines fremden setzen, oft fast unvermeidlich; sehr verzeihlich wenigstens; und, in der Regel, ein Verdienst, welches man sich um die Unentschlossenen selbst erwirbt.

„Woher aber entsteht dieser Fehler?“ Zuweilen ist er wirklich Natur-Anlage, eine eigenthümliche Schläffheit des Geistes und des Körpers. Darum muß man auf Kinder dieser Art besonders aufmerksam seyn und deren physische Schwäche stärken, so wie der geistigen aufhelfen. Die Erziehung muß, durch Ernst und Kraft von ihrer Seite, die zu schwache Kraft von Seiten des Zöglings gleichsam zusammendrängen. Dester jedoch entsteht die Unentschlossenigkeit aus Nachlässigkeit und Bequemlichkeit; daher, daß man sich, in gewissen Dingen, zu viel auf Andere zu verlassen gewohnt war. Wenn man alsdann nun einmal selbst handeln

muß, so kann man nicht mit sich einig werden; weder über das was, noch wie? — Nehme man sich denn zusammen; reiße man sich aus jener schimpflichen Abhängigkeit, mit Einer raschen Ermannung, heraus!

Eine andere Quelle der Unentschlossenheit ist: die Unbekanntschaft mit den Dingen und mit den Menschen. Wo Alles gleichsam nur vor dem Geiste dämmert, da ist die Besorgniß, fehlzugreifen, sehr natürlich. Gebe man sich die Mühe, die Sachen genauer kennen zu lernen; bestimmtere Nachrichten über diesen und jenen Menschen einzuziehen, oder selbst auch nur ihn näher zu beobachten. Uebrigens glaube ich hier vor einer kleinen und einer kleinlichen Aushilfe warnen zu müssen, zu der manche Personen ihre Zuflucht nehmen, wenn sie nicht mit sich einig werden können. Sie lassen es nämlich auf eine Art von Loos ankommen; auf die Entscheidung durch irgend einen Zufall. — Nun! beim Boston-Spiele allenfalls mag es gleichgiltig seyn, durch's Aufheben oder Wegschieben von Karten sich bestimmen zu lassen, in welcher Farbe man spielen oder welches Blatt man jetzt ziehen soll. Aber nicht einmal beim Spiele mücht' ich rathen, seinen eignen freien Willen und Entschluß, auf diese Art, vom Zufall und Schicksal (von etwas Fremdem außer sich) abhängig zu machen. Wie

sich der Mensch in Kleinigkeiten und an ihnen gewöhnt, so handelt er am Ende auch bei Wichtigem. Ich sollte denken: irgend ein Grund, sei es auch ein noch so unbedeutender, wird sich immer auffinden lassen, um für das Eine oder für das Andere sich zu entscheiden. Wäre dieß aber auch wirklich durchaus nicht der Fall: nun so halte ich es immer für besser, nach volliger eignen Willkür zu verfahren, als, wie gesagt, sich zu gewöhnen, von Außen her sich bestimmen zu lassen. Von außen her muß der denkende Mensch, der freie Geist, so viel als irgend möglich ist, nirgends sich bestimmen lassen. Denn wofür giebt es Gründe, wofür haben wir in uns den Leitstern der Vernunft?

Unentschlossenheit und Wankelmuth stellte ich oben neben einander. Ist unsere Unentschlossenheit unsern Mitmenschen, in so fern sie dabei in irgend einer Art interessirt sind, lästig: so wird der Wankelmuth für sie nur allzuoft schädlich. Man wußte: Jemand wollte das, jemand hatte diese und diese Gesinnung geäußert. Darauf nun geht man zu Werke; nimmt seine Maßregeln; baut seine Hoffnungen: und — sieht sich am Ende getäuscht! Allerdings können Andere uns nicht anmuthen, daß wir in unsern persönlichen Angelegenheiten zunächst das berücksichtigen sollen, was ihnen paßt. Aber!

sobald wir das, was zunächst eigentlich uns nur angeht, zu dem Fhri gen mit gemacht haben; dadurch, daß wir davon gegen sie sprachen, daß wir, in Beziehung darauf, Anerbietungen, Auforderungen an sie ergehen lassen: dann sind wir es unsern Mitmenschen allerdings schuldig, bei unserm weitem Verfahren in der Sache, sie und ihre dießfalligen Wünsche und Bedürfnisse mit in Anschlag zu bringen.

Daß man übrigens nicht so leicht ohne sehr dringende Gründe etwas Beschlossenes aufgibt, dagegen dient, als sehr gutes Sicherungs-Mittel — wenn man nicht ohne wirklich entscheidende Gründe sich zu etwas bestimmt.

Ein Hauptgrund von der Unentschlossenheit, wie von der Wankelmüthigkeit, liegt oft mit darin, wenn man etwas will oder wünscht, was man nicht soll; wenn man Neben-Hinsichten hat, die man sich selbst nicht recht eingestehen mag, und doch auch nicht so ganz abläugnen kann. Nun! da komme man denn nur zuvörderst mit seinem moralischen Gefühle, mit seinem edlern oder verständigern Ich, ins Reine: so wird man es mit dem eigentlichen Entschluß und Willen auch bald abgemacht haben.

Endlich so ist auch Unentschlossenheit und Wankelmüthigkeit nicht selten bloß Folge einer vorübergehenden Abgespanntheit. Diese sei nun

körperlich, durch Krankheit und Unpäßlichkeit, durch Ueberschreitung des gebührenden Maaßes in körperlichen Genüssen oder Anstrengungen — oder sie sei geistig; entstanden aus Seelen-Schmerz, Kummer und Sorge. Da sorge man vor allen Dingen dafür, daß man sich nur erst wieder in den vollen Besitz seiner Kräfte des Leibes und der Seele setze; gleichviel durch was, was am ersten und sichersten dazu hilft; — es sei eine kräftigere Diät in Speisen und Getränken, Luft-Genuß und Bewegung; — oder es sei Philosophie, moralische Resignation, aufheiternde Lectüre, und wohlthuender Umgang. Nachher wird es sich, mit der Aeußerung der wieder gewonnenen Kraft, im Wollen und Vollbringen denn auch schon wieder geben.

Nunmehr komme ich auch — sollten vielleicht Einige schon darauf gewartet haben? — auf die entgegengesetzten Fehler in Ansehung des Willens; wenn man nämlich dessen zu viel hat. Die erste Gestalt, in welcher dieser Fehler erscheint, ist der Eigensinn. Der hat das Gefährliche, daß er sich so gern als Charakter-Festigkeit in die Brust wirft, oder als recht- und pflichtmäßige Behauptung des eignen Sinnes und Willens auftritt. Und nicht bloß die Personen, welche diesen Fehler selbst an sich haben,

sondern auch Andere verwechseln Beides; so leicht, so oft, daß mir immer schon bange wird, wenn man mir sagt: „Das ist eine Frau von Charakter.“ Denn ich fürchte, etwas ganz Anderes in ihr näher kennen zu lernen. Die edle, ächtweibliche Charakter-Festigkeit prononcirt, annoncirt sich nie so stark, daß sie, aus dem Ganzen der Denkart, gleichsam wie hervorschlüge. Wo jener bedenkliche Ausdruck gebraucht wird, ist er meistens eine höfliche Uebersetzung des freilich etwas gemeinen, aber um vieles richtigern, hiesigen Provincial-Ausdrucks: „Sie hat etwas Stätisches.“ Wie aber findet man die Grenzlinie zwischen stätischem Wesen und zwischen der wahren Charakter-Festigkeit aus? Nichts ist leichter, als das! Sobald ein Mensch irgend einen bestimmenden, entscheidenden, einleuchtenden Grund hat, etwas zu wollen und auf seinem Willen zu bestehen: so ist der Mensch fest. Und das sollen wir Alle seyn. Und wenn wir es nicht sind, so straft es sich nur allzufühlbar an uns. Aber sobald man etwas nur will, weil man es will, oder weil man früher es gewollt hat, sobald man es noch will, unter wesentlich veränderten Umständen, bei geradezu entgegenstehenden Gründen: dann erscheint man eigensinnig. Einige Beispiele zur Erläuterung! Meine gewesenen

Moral-Schülerinnen werden sich vielleicht erinnern, diese vor Jahren schon von mir gehört zu haben. Ja! Aber ich gehe eine Wette ein, eben dieselben werden sich gewiß auch erinnern, seitdem, jeden Sommer und jeden Winter, irgend einen Fall dieser Art wieder erlebt zu haben. Also ist es in mehr denn Einer Hinsicht nicht überflüssig, gerade diese Beispiele zu wiederholen. Es ist im Sommer die Rede von einem Spaziergange. Die Uebrigen wollen nach dort hin, aus dem und dem Grunde; oder auch ohne besondere Gründe; bloß weil sie zufällig zuerst nun eben auf diesen Weg verfielen. Die Eine aber will nach hierher, ohne einen wirklichen Grund gegen dort zu haben, ohne einen für hier; aber sie will nun eben. Jetzt ist sie eigensinnig! Denn, unter übrigens gleichen Umständen, muß das schon der entscheidende Grund seyn, und ist es für jeden billigen, feiner fühlenden Menschen, daß die Uebrigen, oder die Mehrzahl, bereits für Jenes sich entschieden haben. Oder: Es ist die Rede von einer Schlittenfahrt im Winter. Sie wird beschlossen; bloß zum Vergnügen; bei einem Wege und Wetter, von denen man sich Vergnügen in reichem Maße versprechen konnte. Nun aber schlägt, in den Tagen dazwischen, das Wetter um; der Weg verstümt; am Morgen der bestimmten Abfahrt

ist eine Kälte und ein Gestöber, daß Verschwerden, daß Gefahren sogar das Einzige sind, worauf man mit Gewißheit rechnen kann. Unter dessen! man hatte nun einmal es sich vorgenommen: man fährt doch! — O ja! Aber nur bei einem Sinne, mit welchem man es sich könnte einfallen lassen, unter Umständen auch durch die Wand fahren zu wollen. — „Wie nun aber, wenn man dabei auch Geschäfte abzumachen hat? wenn man, für jeden Fall, an einem bestimmten Orte erwartet wird, und sodann, mit seinem Ausbleiben, in Unruhe und Verlegenheit setzen würde?“ Verzeihen Sie! diese Einwendung lenkt von unserm Wege ab. Ich sprach davon, daß man bloß zum Vergnügen habe fahren wollen. Treten jene Gründe und Umstände ein, dann gilt ja mein Beispiel selbst auch nicht mehr!

Daß nun aber ein solcher Eigensinn eben nichts Liebenswürdiges ist — ich meine: davon hat wohl eine Jede von Ihnen selbst schon sehr widrige Erfahrungen gemacht. Es giebt wenige Fehler, durch welche ein Mensch in dem Grade unerträglich wird, wie durch diesen; wenige, welche alle Liebenswürdigkeit, ich möchte sagen, so an der Wurzel abschneiden. Daher werden Sie auch nie finden, daß diejenigen Menschen beiderlei Geschlechts, welche durch einen gewissen

höhern Grad von Beliebtheit ausgezeichnet sind, den Eigensinn als Grundzug in ihrem Charakter haben. Geachtet kann man seyn, in hohem Grade geachtet, bei Eigensinn; gefürchtet, vermieden, gescheut wenigstens, ist man gewöhnlich; geliebt jedoch nie! Die böse Welt will behaupten: daß gerade das Geschlecht, welchem die Liebenswürdigkeit Natur, welchem sie Pflicht ist, einen besondern Hang zum Eigensinn haben solle! Ich kann das der bösen Welt nicht glauben. Möge nie eine von Ihnen, Meine Damen! der Stimme ihres eignen Innern es glauben müssen.

Für mögliche Fälle übrigens — im Vertrauen gesagt: Es ist um den Eigensinn in der That auch sogar etwas Unkluges. Denn weit entfernt, seine Absichten um so eher durchzusetzen, verfehlt er sie vielmehr um so sicherer, je deutlicher er sie sich merken läßt, je unvorsichtiger er damit troht. Geben Sie nur acht, wo Ihnen eine Erscheinung der Art aufsteht. Der nachgiebigste, schwächste, oder, wenn Sie wollen, gefälligste Mann, sobald er sieht, daß der Eigensinn mit Gewalt durchsetzen will, was er in der Güte sich unfehlbar würde entlocken lassen, was er stillschweigend vielleicht schon zugestanden hat, nimmt den letzten Rest seiner Kraft zusammen — und will nun nicht! Gesezt auch, der Ei-

gensinn dränge durch: gewährt denn nur das Erkämpfen — das Ertrögen, Erzanken, Ermaulen — den Genuß? Ich sollte doch eher meinen: der Besitz gäbe ihn. Und wenn man diesen nun in der Güte haben kann? Wenn man nun durch Nachgeben gerade am ersten Vortheile erhält? — Glauben Sie mir! diejenigen Ihres Geschlechts, welche dadurch nur zu siegen suchen, daß sie nicht kämpfen, nehmen sich nicht bloß ächt weiblicher, sondern klüger auch.

„Aber der Eigensinn imponirt doch durch die Kraft, die er zeigt!“ Damit täuscht er nur Unkundige, nur selbst Schwache. Im Gegentheil! Eigensinn ist höchstens Ungelenkigkeit, Steifheit — und die ist so wenig Kraft, als sie Würde ist. In der Regel ist er bloße, bloße Schwäche. Wer ist am eigensinnigsten? Alte sind es, Kränkliche sind es, Kinder sind es. Sind das die Classen von Menschen, deren Charakteristisches Kraft ist? Und finden Sie Menschen von wirklichem Geiste und Verstande, welche eigensinnig sind, so tragen auch bei diesen ihre Jahre, ihre Nerven oder ihre Eingeweide davon die Schuld. Gesunde, physisch-kräftige Menschen von ausgezeichnetem Geiste sind nie eigensinnig. Geistes-beschränktere Menschen aber, und charakter-schwache, sind es in der Regel. Natürlich! Wer nicht viel Kraft hat, glaubt durch Zä-

higkeit ersetzen zu müssen, was an jener ihm abgeht. Und dann — eine für Ihr Geschlecht besonders wichtige Bemerkung! — wahrhaft wohlwollende, feinfühlende Menschen sind auch nicht eigensinnig. Darum ist auch die Unterhaltung eines zarten, regen Gefühls, darum ist die Aufregung des Gefühls ein so wichtiges Hilfsmittel, gegen den Eigensinn sich zu sichern und sich davon zu heilen. Wenn man sich, schlechterdings in jedem solchen Falle, bestimmt die Frage vorlegt und bestimmt darauf Antwort gäbe: „Wie würde es dir denn thun, wenn Andere gegen dich sich so nähmen?“ so würde — nun freilich ein Egoist dadurch auch nicht gebessert werden; denn ein solcher denkt, und sagt auch wohl ungeschweht: „ja Andere! das ist etwas Anderes; aber ich!“ — Allein von schon wirklich eigent-lich-egoistischen Menschen rede ich hier auch nicht; sondern von jener so zahlreichen Classe, die noch den Sinn dafür, die noch den Willen dazu haben, besser zu seyn und zu werden, als sie sind.

Auch der Verstand heut dem, der es brauchen will, ein Sicherungs-Mittel gegen den Eigensinn dar. Das nämlich: In keinem Falle etwas zu wollen oder nicht zu wollen, ohne sich einen Grund davon angeben zu können, den man im eignen geheimen Innern für einen Grund, und für den wirklichen bestimmenden Grund

anerkennen muß. Ein anderes, noch wirksameres, Mittel giebt die Erfahrung an die Hand. Man frage sich doch nur, was man mit seinem Eigensinne, wo man sich ihm überließ, denn nun in der That eigentlich ausgerichtet hat. „Ich habe doch meinen Willen gehabt!“ O wahrlich! das aus dem Munde eines vernünftigen sittlichen Wesens auch nur zu hören, muß man sich schämen. Wie viel mehr denn das Wort selbst auszusprechen.

„Wo man nun aber wirklich seine Gründe hat, nicht nachzugeben?“ Auch da, Meine Lieben, müssen Sie doch zuweilen nachgeben, wofern Sie sich nicht verwehnen wollen, auch dann auf Ihrem Stücke zu bestehen — ein hübscher Ausdruck, so mahlend als massiv! — — wo Sie keinen hinreichenden Grund dazu haben.

„Soll denn aber durch mein Nachgeben die gute Sache leiden?“ Frage gegen Frage! Kann es denn eine noch mehr gute Sache geben, als Gerechtigkeit gegen Andere, als Willigkeit — als jene Liebe, die der Apostel so schön des Gesetzes Erfüllung nennt? Seyn Sie aber nicht bange, daß beim nicht-Beharren auf Ihrem Willen, wirklich so leicht die gute Sache leiden werde. Sobald man nur, für seine Person, sich etwas will gefallen lassen, etwas

will entbehren, etwas mehr thun: so wird sich fast immer ein Ausweg finden lassen, auf welchem man an das Ziel der Pflicht kommen kann, ohne mit Andern in Collision zu gerathen.

Herrschaft. Widerspruchs = Geist.  
Rechtshaberei.  
Blick in die Kinderwelt.

Leider ist die Materie von den Fehlern des menschlichen Willens nur zu reich! Wir müssen uns noch mit einigen beschäftigen. Aus einem Ueberflusse an Willenskraft entsteht auch die Herrschaft. Sie ist vom Eigensinn so unterschieden: Der Eigensinn besteht bloß auf seinem Willen, und läßt es darauf ankommen, ob Andere sich darein fügen wollen, oder nicht: die Herrschaft aber legt es geradezu darauf an, und sucht es mit Gewalt zu erzwingen, daß Andere sich nach ihr richten müssen. Für unsern Kreis hier habe ich natürlich nicht von den Gewaltmännern der Geschichte zu sprechen; ich beschränke mich also auf die häuslichen und gesellschaftlichen Verhältnisse; und behalte auch da, was über die Herrschaft in der Ehe zu sagen ist, für dieses Kapitel vor.

Herrschaftiges Wesen entsteht zuweilen aus wirklicher Geistes = Ueberlegenheit, aus überström-

mender Kraftfülle. Es giebt Menschen, welche geborne Despoten und Despotinnen sind. Sie haben kein Urgeß dabei; aber es ist ihnen unmöglich, Andere nicht unter ihren Willen beugen zu wollen. Ihre Ansichten erscheinen ihnen so wahr, ihre Absichten so gerecht, daß sie, aus Achtung, aus Wohlwollen gegen die Menschen, sich verpflichtet fühlen, Andere auch dazu zu bringen. Mit Solchen hat es weniger Gefahr. Sie sehen gemeiniglich wirklich das Wahre, sie wollen, oft wenigstens, wirklich das Rechte; und so kann man sich denn darüber trösten, daß sie in ihrem Kreise herrschen. Will man das aber nicht: nun! so nehme man es mit ihnen auf und kämpfe sein Recht und seinen Willen durch.

Weit öfter aber entsteht die Herrschaft bloß aus Rohheit des Gemüths mit Beschränktheit des Geistes verbunden. Es können solche Menschen fremde Ansichten gar nicht aufnehmen; es mögen Solche fremde Wünsche und Neigungen nicht beachten. Ihnen sehe man denn Festigkeit des eignen Willens, so bald er ein gerechter ist, entgegen; und man benutze das — leicht zu erlangende — Uebergewicht seines Verstandes dazu, ihre Absichten zu vereiteln.

In den meisten Fällen entsteht die Herrschaft aus Verwöhnung durch Schicksale, Lagen

und Verhältnisse. Wer, gleichviel wodurch, eine lange Zeit unter vielen, wenigstens unter den ihm nächsten, Menschen, ein entscheidendes Uebergewicht hatte, der will das nun immer und unter allen behaupten. Darum ist Reichthum gewöhnlich mit Herrschsucht verbunden. Denn reiche Leute sind in der Lage, sich Viele verpflichten zu können, die sich denn nach ihnen fügen, auch wo es ihnen schwer wird; und die Menschen überhaupt haben die Armseligkeit, vor dem Gelde einen gewissen, wie angeborenen, tiefen Respekt zu empfinden. Daher es gar unterhaltend — wenn auch nicht eben sehr erbaulich — ist, anzusehen, wie an Orten, wo viel Geld erworben wird, in demselben Maasse, in welchem mancher Leute ihre Börse sich füllt, nicht bloß dieser ihr Antlitz behaglicher, ihr Auftritt fester, ihre Stimme lauter und ihr Urtheil anmaßlicher wird, sondern sich auch der Kreis derer immer mehr erweitert, die auf sie hören und sich nach ihnen fügen. Ja man will bemerkt haben, daß manche Herren in Handelsstädten das nächste Jahr ganz nach derselben Proportion Verstand haben und ihren Willen durchsetzen, in welcher sie, das Jahr vorher, gute oder schlechte Geschäfte am Markte gemacht haben.

Eben so werden die Menschen auch, durch Rang und Stand, in dem einen Falle herrsch-

süchtig, in dem andern nicht. Da nämlich nicht, wo es Mehrere, Viele desselben Ranges und Standes giebt. Da hingegen, wo Einer damit allein steht, gar sehr. Im Innern eines großen Reichs nimmt nicht selten, in der kleinen Stadt oder auf dem Lande, der Mann von der untersten Rangstufe und Auctorität sich despotischer, als in der Residenz die mächtigsten Gewalthaber es sich je erlauben würden.

Wie man aber mit herrschsüchtigen Menschen verfährt? Man gönnt ihnen den süßen Traum von ihrer Hoheit; man gesteht ihnen zu, was ihnen von Gewalt und Ehre wirklich zukommt; Aber durchaus nichts mehr! und lassen sie sich's bekommen, Ansprüche zu machen, durch welche Rechte verlehrt und Pflichten gehindert werden sollen, so bedeutet man sie, ganz einfach, aber auch ganz bestimmt, was ihnen zukommt, und was nicht.

Gewöhnliche Frauenzimmer haben vor solchen selbstgeschaffenen Götzen einen gar wunderlichen Respekt; gerade Frauenzimmer von Geist und Charakter aber wissen auch besser, als irgend jemand, dergleichen Könige mit Kronen aus Goldpapier in ihre Schranken zurückzuweisen.

Aus der Verwöhnung auch ist es zu erklären, warum verzärtelte Kinder, und warum

Fränkliche, dabei aber liebenswürdige, Personen, leicht herrschsüchtig werden. Wie Jene im Hause es gewohnt sind, bei den schwachen Aeltern und Groß-Aeltern, mit den unterjochten Geschwistern, so wollen sie es nun auch in der Welt treiben. Und diese, die Kränklichen, nehmen, was man aus Mitleid ihnen gab oder zugestand, am Ende als ein wohlervorbenees Recht entgegen; fordern es zuletzt als von selbst sich verstehende Pflicht. — Darum meine man es ja mit gewissen Leuten nicht zu gut. Man meint es sonst für die Zukunft mit sich selbst nicht gut. Und macht es auch nicht gut für Jene. Denn weder eure verzogenen Kinder, noch eure verzärtelten Kranken, werden und können immer in Umgebungen leben, wie die eurigen. Und dann fühlen sie sich, durch jeden Widerstand, um so widriger aufgeregt, je fremder ihnen-dest etwas ist.

Sie, Meine Damen, glaube ich, zur eignen Warnung und zum Gebrauche bei der Erziehung, insbesondere auf zwei Quellen des herrschsüchtigen Wesens aufmerksam machen zu müssen, die man gewöhnlich ganz übersieht.

Die eine ist eine zu große Lebhaftigkeit des Temperaments. Manche Personen wollen Alles, was sie wollen, so lebhaft, daß sie unwillkürlich Anderer ihren Willen mit sich fort reißen, wie in einem Strudel. Jene Handlung erscheint ih-

nen als so dringend nothwendig, so moralisch-glänzend, dieses Vergnügen als so anlockend, so viel versprechend, daß sie glauben: es sei gar nicht möglich, eine andere Ansicht zu haben. Sie nehmen Andern also nicht sowohl ihren Willen, als sie eigentlich nur glauben, es könne über dieses und jenes nur Einen Willen geben. Gesehen wir aber, daß dergleichen Personen mit allem dem sich immer in ein ungünstiges Licht setzen! Wenn sie es auch wirklich nicht sind, wenigstens nicht seyn wollen, so scheinen sie doch immer eigenmächtig und selbstsüchtig. Und sie drücken wirklich; sie setzen in Verlegenheit, besonders die langsamern und bedächtigen Menschen, die recht gut wissen, daß sie eigentlich nicht wollen, nicht meinen, wie Jene; aber die sich ihres Andrangs nicht erwehren können, und darüber denn ärgerlich genug sind. — Man sollte denn doch, über sich und sein Thun und Seyn, Anderer nicht vergessen; man sollte denn Zaum und Zügel, die sie nicht behend genug sind, uns überzuwerfen, selbst sich auflegen.

Die zweite erwähnte Quelle ist — was man schwerlich glauben, und gewiß nicht errathen wird — eine zu große Liebenswürdigkeit. Wie sonderbar das klingt, so wahr ist es. Es giebt nämlich Menschen, die, durch ein wirkliches, herzliches Wohlwollen, die Gemüther so an sich

zu ziehen, durch unwiderstehlichen moralischen Liebreiz die Herzen so zu fesseln wissen, die dem zufolge gewohnt sind, überall in so reichstem Maaße Liebe zu empfangen, daß man ihnen Alles zu Gefallen thut; ihrem Willen zuvorkommt, sobald man ihn nur erräth; — daß man gegen sie gar keinen eignen Willen haben mag. O! nur zu begreiflich ist es, wie dergleichen Personen sich verhöhnen können — unter Umständen, mücht' ich sagen, sich verhöhnen müssen — überall nun auch ihren Willen haben zu wollen; gekränkt, geradezu beleidigt, sich zu finden, wenn Andere gleichsam es sich beikommen lassen, auch einen Willen zu haben. Mag es seyn, daß diese Despotinnen der Liebenswürdigkeit ihrer Tüde keinen wahren Wohlwollens sich mit Recht bewußt sind: mit Unrecht vergessen sie, daß Andere nicht bloß auch einen Willen haben, sondern dabei nun auch andere Ansichten, andere Gefühle; daß sie nicht wollen in dieser Art sich wohlgethan sehn; daß sie verletzt und drückt, was jene ergötzt. — „Aber ich fordere ja nicht; ich bitte, ich wünsche ja nur!“ Nun! wer wäre denn so fremd im Leben und im eignen Herzen, nicht zu wissen, daß Bitten und Wünschen, zumal von liebenswürdigen und geliebten Menschen, gerade die unwiderstehlichste Gewaltthätigkeit sind?

Zulezt noch eine Warnung insbesondere für Sie, Meine jüngeren Zuhörerinnen. Beim Eintritt in ein neues Verhältniß, am meisten beim Einheirathen in eine Familie, glauben gerade feiner empfindende wohlwollende Gemüther, diesen neuen Verbindungen und Bekanntschaften ihre Achtung und Liebe nicht herzlich, nicht nachdrücklich genug zu erkennen geben zu können. So richten sie sich denn in Allem nach ihnen; so nehmen sie ihre Neigungen und Ansichten gefangen unter den Glauben an jener ihre hohe Würdigkeit; so zwingen sie sich, gegen sie gar keinen Willen zu haben. Wenn diese das nun annehmen und nachher mißbrauchen — wenn sie es auch nur gebrauchen, ohne Arges dabei zu haben, weil man sie daran gewöhnt hat — wessen ist die Schuld? O müchten, müchten doch gerade die Besten ihres Geschlechts das gehdrig beherzigen: Man muß nicht zu liebendwürdig seyn, wenn man geliebt bleiben will; nicht zu viel lieben, wenn man immer lieben will.

Ich wiederhole es — es ist eine lästig ausgebreitete Familie, die der Willens-Fehler; wir sind mit der Sippenschaft noch nicht zu Ende. Denn auch der Widerspruchgeist und die Rechthaberei gehört dazu. Nun ja! diese Fehler können entstehen aus dem Bestreben,

die Wahrheit aufzufinden und zu behaupten. Aber sie entstehen meist nur aus Beschränktheit, verbunden mit Eitelkeit, oder aus einem übelwollenden, neidischen Sinne. Was immer dabei mangelt, ist Zartgefühl. Sie werden Menschen von Geist finden, welche rechthaberisch und widerspruchsfüchtig sind; es hat mehrere der ausgezeichnetsten Gelehrten gegeben, die es in hohem Grade waren. Aber wo Gemüth und Wohlwollen vorhanden sind, und wo sie nicht von Neid und Mißmuth vergiftet, das heißt: vernichtet, sind, da finden sich jene Gemüths-Fehler bei Geistes-Vorzügen gewiß nicht. Die Unterhaltung wird belebt, sagt man, wo viel widersprochen wird. Es wird noch lebendiger, wo man sich herum balgt: mag deshalb aber ein Mensch von zarterem Gefühle gern dabei zugegen seyn? Ich kenne mehrere Personen beiderlei Geschlechts — und Personen von Verdiensten, wie von Talenten — welche sich Widerspruchs-Geist und Rechthaberei recht geüffentlich zu eigen gemacht hatten, als einen vermeintlichen Vorzug, mit dem man in der Gesellschaft sich interessant machen könne. Als ob man sich den Leuten bemerkbar machen könne, daß man auch da ist, nur dadurch, daß man sie in die Seite stößt oder ihnen auf den Leichdorn tritt! Auch abgesehen von der Quelle jener fehlerhaften

Geneigtheit, die doch meistens bloß Eitelkeit ist; und abgesehen auch von der Folge, daß sie der fremden Eitelkeit zu nahe tritt, und selbst die Unbefangenheit bald kränkt und bald erbittert: muß der edlere Mensch vor Allem das in Betracht ziehen, daß man, durch die Geneigtheit und Fertigkeit zum Widerspruche, sich unausbleiblich in Gefahr bringt, die Wahrheit und Gerechtigkeit zu verletzen; und bald etwas zu sagen, was man im Grunde selbst nicht so denkt und meint; bald mit Gesinnungen des Beifalls und Wohlwollens, die man wirklich hegt, zurückzuhalten, bloß darum, weil die freundlichere und gerechtere Partic von einem Andern schon genommen ist.

Setzt einen Blick in die Kinderwelt! Darauf, in der seitherigen Verhandlung unsers Gegenstandes, schon mehrmals hingedeutet worden ist, das will jetzt ausgesprochen seyn: „Die meisten Fehler des Willens werden den Menschen anerzogen!“ Gibt es sogar doch Erziehungs-Grundsätze, die auf weiter nichts hinausgehen, als gerade darauf! Oder sollten Sie den Satz nicht auch gehört haben: „Man muß Kindern ihren Willen brechen.“ Nun, das eben giebt am sichersten gebrochne oder — unbeugsame Willen. Wird es nämlich mit Härte und Ausdauer geübt, und kommt man damit an natürlich-

schwache Gemüther: so zerdrückt man, mit diesem zu derben Anfassen und Handhaben, die ganze selbstständige Willenskraft im Keime. Mit so behandelten Kindern geht es moralisch, wie die gemeinen Leute sagen, daß körperlich mit den Seiltänzern verfahren werde. Das Volk glaubt nämlich, es werde diesen in der Jugend das Rückgrat gebrochen, damit es sich vor- und rückwärts biegen lerne. Das ist nun freilich ein Irrthum. Aber er wird zur Wahrheit, wenn man es auf jenen moralischen Fall anwendet. Ein früh zerbrochener Wille beugt sich dann später vorwärts und rückwärts; das heißt: er gebeiht nie zu einem wirklichen Willen.

Wohnt aber einer Natur eine zu mächtige ursprüngliche Willenskraft bei, so artet diese, unter harter Behandlung, zum Ueberwillen aus, wenn man so sagen dürfte. Ich begreife nicht, sagte einmal ein sonst verständiger Mann zu mir, wie das kommt? Mein ältester Sohn ist eigensinnig, wie ein stätisches Pferd, und doch habe ich ihn genug geprügelt. Ja! eben durch dieses Prügeln war er zum stätischen Pferde geworden. Jede Versündigung an der moralischen Würde des Menschen, als eines moralisch-freien Wesens, rächt sich an des Menschen moralischer Natur und an dessen nachherigem moralischen Benehmen gegen Andere. „Aber wo ist

hier die Grenzlinie?“ Ich gebe zu, sie zieht sich oft sehr fein zwischen den beiderseitigen Fehlern hin. Aber vorhanden ist sie; und bleibt immer sichtbar, für jedes Auge, das sich anstrengt, um sie sehen zu wollen. Die Sache ist die. Man muß allerdings von Kindern Gehorsam fordern; bestimmt und ernst ihn fordern: — und dem zufolge muß man allerdings ihren Willen unter Umständen beschränken, ja gänzlich aufheben. Man kann, und man soll nicht immer, man kann und soll mit kleinen Kindern nie, auf ein weitläufiges Auseinandersehen sich einlassen, oder gar auf ein Hin- und Herreden, warum man dieß und das von ihnen verlange. Denn damit macht man sie — gestatten Sie mir ein niedriges Wort für eine widerliche Sache — man macht sie naseweis. Und für den doch nicht selten eintretenden Fall, daß man sie über den Grund seines Willens nicht belehren darf oder nicht überzeugen kann, macht man sie ungehorsam, sogar mit einem Scheine des Rechts.

Aber nun auch hinwiederum! Erstens: man wolle nie von dem Kinde etwas Anderes, als was recht ist. Wenn das Kind dieß auch nicht immer schon deutlich einzusehen im Stande ist, so wird es das doch fühlen, ahnden möcht' ich sagen — und so denn seinen Willen beugen ler-

nen: nicht unter unsern Willen, sondern unter das Gesetz, unter die Nothwendigkeit. Zweitens: Man gebe sich dem Kinde, in seinem ganzen Betragen, nicht bloß gegen dasselbe, sondern überhaupt so durchaus mit Verstand und Würde, daß es Vertrauen zu uns gewinnen muß; unbedingtes Vertrauen, zu unsern Einsichten, wie zu unsern Gesinnungen. Dieses Vertrauen vertritt die Stelle alles Erörterns und Beklügeln. Drittens: Enthalte man auch schon Kindern den Grund seines Willens nicht ganz vor. Nur gebe man ihm wirkliche Gründe; nur schwache man nicht darüber; nur gestatte man ihm nicht, darüber zu schwätzen. Denn mehr als Geschwätz können Einwendungen und Zweifel von Kindern gegen vernünftig-Gewolltes doch auf keinen Fall seyn. „So ist es recht;“ — „das gebeut die Pflicht;“ — „das ist schön und edel;“ — „so fordert es nun einmal die Nothwendigkeit;“ — das führe man an, und mehr nicht.

Viertens und hauptsächlich aber beschränke und zwinge man den Willen der Kinder nicht ohne Noth und Grund; nie bloß, um ihn zu zwingen. Mir scheint es überall etwas Mißliches um alle bloße Willkür zu seyn; selbst in so fern sie der Mensch gegen sich selbst ausübt. Das gilt denn sogar auch von der so gewöhnlichen moralischen Regel: „man müsse sich

zuweilen etwas versagen, bloß um sich etwas zu versagen.“ Ich sollte meinen: Schicksal und Pflicht legen uns die Selbstversagungen und Aufopferungen so mannichfaltig nahe, daß wir nicht nöthig haben, die Gelegenheiten zu moralischer Einübung und Abhärtung, in Pharisäer-Dünkel, aus der Luft zu greifen. Möchten wir nur immer die unmittelbar nahe gelegten, die aufgedrängten Gelegenheiten dazu gewissenhaft genug benutzen. Willkürlichkeit, selbst bei der eignen moralischen Ausbildung, bringt vielleicht immer auch mehr Schaden, als Gewinn. Ausgemacht aber und unausbleiblich, veranlaßt Willkürlichkeit in der Behandlung Anderer, und wenn sie noch so gut gemeint ist, mehr Fehlerhaftes, als Gutes, bei diesen, wie an uns selbst! Auch das Kind ist schon ein moralisch-freies Wesen; auch das Kind fühlt sich schon als ein solches. Nun giebt es aber eine Menge Dinge, die so seyn können; unbeschadet irgend einer höhern Hinsicht jedoch auch anders; Fälle, wo jemand wollen darf, aber auch nicht wollen mag. Hier nun, um des Himmels willen! nicht dem Kinde seinen — gleichgiltigen, unschuldigen — Willen genommen, um den unfrigen, den um nichts bessern, sondern bloß unfrigen, ihm aufzudrängen! Denn sonst ist es eben so natürlich, als unausbleiblich, daß ein solcher willkürlicher Wille einen willkür-

lichen Willen bildet; und daß so behandelte Menschen sich gewöhnen, durch ihren Eigensinn zu erkennen, was fremder Eigensinn ihnen raubte.

Nicht strenge genug aber kann man gegen die Aeußerungen der Herrschsucht bei Kindern seyn. Freilich geht es bei ihnen, wie bei den Erwachsenen. Es giebt, im Leben überall, der gebornen und der gewordenen Schaafse so viele, daß das Emporkommen einzelner Leit-Hammel unvermeidlich ist. Die Menge will beherrscht, geleitet seyn; es giebt geborne Knige, wie geborne Sklaven in allen Ständen. Und so wird das Kind, welches in seinem Kreise den übrigen überlegen ist, an Körperkraft, an Schlaueit, an Liebenswürdigkeit: jenes Kind wird, über diese Andern, immer eine gewisse Ueberlegenheit haben und benützen; man versuche dagegen, was man will. Das kann man aber auch so gehen lassen, wie man es gehen lassen muß. Und es hat auch das, in so fern es Anordnung der Natur ist, wie Alles, was Gott in diese gelegt hat, sein Gutes. Es regt die träge Kraft der Menge wenigstens zum Nothwehr-Widerstande auf. Aber freilich darf man nicht zu weit gehen. Herrschaft muß nicht Tyranei werden. Wird man hinzugerufen, oder bemerkt man von selbst Ungerechtigkeiten und Mißbräuche, dann trete man zu und greife durch. Dann drücke man,

mit seinem Uebergewichte, den nieder, der mit dem seinigen drückt. Am meisten auf der Hut und am strengsten muß man seyn — nicht gegen die körperlich stärksten Kinder. Die sind nur in den allerersten Jahren die gewaltthätigen. Aber gegen die schlauen Knaben, gegen die präntionsvollen Mädchen. Am meisten gegen Solche, die etwa gewöhnlich unter Jüngeren gelebt haben, und so denn an das Herrschen und Hofmeistern sich gewöhnen, sie wissen selbst nicht, wie. Man mache vorzüglich darauf aufmerksam, wie das, was man, durch Herrschsucht, an Liebe bei Andern verliert, doch unendlich mehr austrägt, als was man, mit der Durchsetzung seines Willens, zu gewinnen meinen mag.

Gegen die Rechthaberei und den Widerspruchsgeist der Kinder bediene man sich aller Waffen, die sich nur irgend rechtlich brauchen lassen; des Verbietens und Bestrafens nicht bloß; der Gründe nicht bloß und der Auseinandersetzung, wie lästig und widrig ein Mensch sich damit macht; sondern auch des Spottens, des Lächerlichmachens, des verächtlichen Sich-weg-wendens von dem, der sich dieß zu Schulden kommen läßt. Bei Unarten, die so mannichfach verletzen (den, der sie an sich hat, eben so wohl, als Andere) kann man nicht streng genug seyn!

## Neununddreißigste Vorlesung.

## Leichtsinn. Moralischer Ernst. Sittliches Zartgefühl. Gewissen.

Wir kommen auf den moralischen Willen; auf Gefühl, Sinn und Kraft in Hinsicht auf Recht und Unrecht. In jedem Menschen, auch in dem rohesten und in dem verwüstetsten, liegt ein gewisses angebornes, und durch des Lebens Beobachtungen, unwissentlich selbst, aufgepflegtes, Gefühl für das, was er zu billigen und zu thun hat. Es kann dieses Gefühl irren und irre leiten. Aber an sich ist es etwas so Ehrwürdiges und Wohlthätiges; es verdient unsere Achtung schon als unmittelbares Gottes-Geschenk; und (daß ich so sagen mag) als wohl berechnete Natur-Ausstattung für das Leben. Wenn also die Ueberlegung nicht ganz bestimmt mit unwiderleglichen Gründen, oder mit einem klaren Gottes-Worte, das Gegentheil gebietet; oder wo die Ueberraschung des Augenblicks kein langes Erwägen des Für und Wider gestattet: da dürfen, da sollen wir diesem innern sittlichen Gefühle folgen, selbst schon in so fern es noch ein bloßes dunkles

Gefühl ist. Wenigstens hat dieß Gefühl ganz gewiß immer recht gegen uns, sobald wir etwas begehren und uns vorsehen, wo es uns zuruft: „Du sollst das nicht!“ und wir nun seine Stimme zu unterdrücken, sein Verbot wegzuklägeln uns bemühen. Und es ist von hoher Wichtigkeit, daß wir dieser innern Stimme des sittlichen Natur-Gefühls gehorchen, auch in Kleinigkeiten; denn, gewöhnen wir es daran, bei Geringerem nicht gehört zu werden, so verlernt es allmählich das Sprechen, oder wir verlernen das Darauf-hören, auch bei dem noch so Wichtigem.

Allerdings jedoch dürfen wir das bloße dunkle Gefühl für das, was recht und gut ist, in uns nicht vorherrschend werden lassen, weil es sich sonst zur Schwärmerei steigert; und noch weniger hat es ein Recht, widersprechend und widerstrebend, sich dem gegenüber zu stellen, was als allgemeines Gottes-Gebot oder Vernunft-Gesetz bereits anerkannt ist. Möchte es dem Einzelnen als noch so dringendes Herzens-Bedürfniß, oder noch so einleuchtende Geistes-Ueberzeugung erscheinen, einen Mord z. B. oder einen Selbstmord zu verüben: immer bleibe solche That Verbrechen oder Wahnsinn, vor denen die Menschheit zurückschaudern muß.

Darum muß der Verstand auch in das in-

nerste Heiligthum der Gefühle eintreten mit seiner beleuchtenden Fackel; und die sittliche Vernunft muß ihm folgen mit ihrem scharfen Richtmaas; und nichts, was, als That, Wunsch und Empfindung, die Weihe der Religion nicht erhalten kann, darf eintreten, als Wort und Handlung, in den Kreis guter Menschen; darf genährt werden, auch als bloßer Gedanke, im geheimsten Innern der Brust.

Dreierlei fordert, in diesem Abschnitte, noch eine genauere Betrachtung: der Leichtsinn, der moralische Ernst und das sittliche Zartgefühl.

Der Leichtsinn zeigt sich freilich im Verstande und Gemüthe auch. In jenem, wenn wenn man bei Wahrnehmungen nicht so lange verweilt, als es erforderlich wäre; in diesem, wenn man ernstere Empfindungen gar nicht aufnimmt, oder sie schnell doch durch entgegengesetzte verdrängen läßt. Seinen eigentlichen Sitz jedoch hat er in dem moralischen Willen. Und da besteht er darin, daß man die Dinge nicht nach ihrer wirklichen sittlichen Beschaffenheit, nicht von allen Seiten würdigt, sondern meint: Es habe mit dem und dem ja nicht so viel zu sagen; es werde ja nicht gerade so Schlimmes daraus entstehen; und auch wirklich nachtheilige Folgen würden sich ja abhelfen, gut machen, bei Zeiten noch einlenken lassen. Dieser Leichtsinn

ist, mit seiner ganzen Art zu handeln, freilich weit entfernt von dem Zurückstossenden des Lasters, von dem Drohenden der Leidenschaft; er hat manche Entschuldigungen für sich; sogar an empfehlendem Scheine mangelt es ihm nicht ganz. Aber, glauben Sie es mir, — ach glauben Sie es nur den eignen Beobachtungen, vielleicht den eignen Erfahrungen, die Sie darüber im Leben gemacht haben — Es ist etwas furchtbar Verderbliches um diesen Leichtsinn! Er hat der Seufzer und Thränen, der Verwünschungen und Flüche selbst, weit mehr in seinem Gefolge, als das Laster und die Leidenschaft sie haben. Denn diese stoßen zurück; er aber zieht an, zieht mit sich fort, — und bis wohin, das ahndet man nicht eher, als bis man schon dort steht — oder liegt!

Am meisten stellen Frauenzimmer von einer gewissen Lebhaftigkeit des Gefühls, einer gewissen Kühnheit des Charakters, und insbesondere die von zu großer Rücksichtslosigkeit auf das Urtheil der Welt, sich dießfalls in ein nachtheiliges Licht. Eine Menge Kästerungen und unverdiente Bitterkeiten, die manche Personen über sich müssen ergehen lassen, rühren bloß daher. Und so hat Manche ihr ganzes Lebensglück verzehret, Andere haben sich ihre ehelichen, ihrer Männer bürgerliche und häusliche Verhältnisse

zerrüttet — bloß dadurch. Dann seufzt und jammert man, klagt Gott und Menschen an, und hat sich doch eigentlich an niemanden zu halten, als einzig an sich selbst. Denn daß man es nicht so böse gemeint hat, ist keine Entschuldigung; warum hat man es thöricht gemacht? Daß Dieß und Jenes nicht voraus zu sehen war, mag seyn. Aber gilt es denn überhaupt dem Voraussehn der Folgen? Der Mensch ist gegen sein Schicksal, bei allen dessen möglichen Wendungen, gerechtfertigt nur dann, wenn er gethan hat, was Er konnte und sollte. Dieß Zeugniß aber kann der Leichtsinn sich nicht geben; da er nicht einmal die erste aller dießfalligen Pflichten erfüllt, nicht einmal überlegt. Darum habe ich Sie, Bildnerinnen der jüngeren Menschheit, dringend zu bitten: Seyn Sie nicht leichtsinnig bei dem Leichtsinne der Kinder. „Leichtsinn und gutes Herz“ ist, wie der Titel und Inhalt eines bekannten Schauspiels, so auch eine eben so gewöhnliche als unseltsame Zusammenstellung des gemeinen Lebens. Mit dem guten Herzen entschuldigt man den Leichtsinn sogar, und doch macht der Leichtsinn das gute Herz so oft, macht es in der Regel, unglücklich; und, was schlimmer noch ist, er mordet, er vergiftet es. Erinnern Sie sich, was darüber früher schon gesagt wurde. Jenes: „Leichtsinn und gu-

tes Herz“ heißt im Grunde nichts anderes, als „Leichtsinn und Leichtsinn.“ Was ist da zu entschuldigen oder gar anzupreisen? Man darf sich also nicht bestechen lassen durch den anscheinend- oder wirklich-guten Boden, aus welchem das Unkraut emporwuchert; sondern man muß dieses selbst ins Auge fassen, muß dieß nehmen für das, was es ist. Und ernst und streng es nehmen. Aufmerksam gemacht also die junge Welt auf ihr Benehmen! aufmerksam auf die Folgen desselben; auf das bloß Mögliche auch! Ich kenne das: Die weiche Jugend erschrickt dann; sie bittet: zu verschonen. Aber Schonung hier wäre Grausamkeit. Alle diese erschütternden Möglichkeiten waren unter Umständen schon Wirklichkeit und können wieder es werden; bei deinem Sohne auch und deiner Tochter. Darum kann man dergleichen nicht einleuchtend, nicht nachdrücklich genug darstellen.

Dem Leichtsinn entgegengesetzt ist der moralische Ernst. Das ist nicht Heuchelei, welche etwa allen Scherz für eine Sünde, nicht Pedanterie, die alle Freude für eine Thorheit erklärt: sondern es ist die Geneigtheit des Gemüthes und die Fertigkeit des Verstandes, alle Dinge zu würdigen nach ihren wirklichen und möglichen Beziehungen auf Recht und Pflicht und Menschenwohl. Dieser moralische Ernst ver-

bietet, gewisse Gegenstände irgendwo spottend oder scherzend zu behandeln; wie: die großen Wahrheiten der Religion, die höheren Bedürfnisse und allgemeinen Hoffnungen der Menschheit. Er fordert, an dem, was nur Sache des Vergnügens zu seyn scheint — an der Jugend, an der Schönheit, an den Freuden des Umgangs — das Sittlich-Höhere, den Zusammenhang mit dem Höchsten der Menschheit anzuerkennen; und dem gemäß auch solche Gegenstände nie bloß für den Genuß zu behandeln. Er findet endlich nichts, was geschieht und wie es da ist, ganz gleichgiltig, sondern bringt Alles mit Wichtigerm in irgend eine nähere Verbindung. Im Handeln wird leider auch der Mensch von moralischem Ernste sich allerdings zuweilen vergessen; an seinen Grundsätzen und Ansichten aber wird er darum nie zum Verräther werden. Lieber muß man sich selbst auch unrecht geben; sich selbst verurtheilen, und, wo man es verdient hat, verachten; aber die Sache muß immer ihr Recht unverletzt behalten.

Wenn das sittliche Gefühl, bei der vorherigen Prüfung der Handlungen, wie in deren nachherigem Bewußtseyn, es sehr genau und streng nimmt, wenn es auch die feineren Verschiedenheiten der Ansichten und Empfindungen mit in Anschlag bringt: so schreibt man ihm

Delicatesse, oder — ein ebleres und richtigeres Wort — Zartheit zu. Dieses sittliche Zartgefühl, diese Feinheit und Reizbarkeit des sittlichen Urtheils ist, bei dem weiblichen Geschlechte über Einen Punct allgemeine Natur-Anlage; Instinct möchte ich sagen. Das unschuldige junge Mädchen, das unverdorbene Weib bedürfen gar keines Nachdenkens, keiner Warnung von außen, um im vorkommenden Falle schnell, wahr und fein zu empfinden, was der Reinheit ihres Innern und der Schicklichkeit des äußern Anstandes gefährlich werden könnte in Hinsicht auf Keuschheit, Unschuld und Sittlichkeit im Benehmen. Hier hat man bloß darüber zu wachen, daß nicht andere sinnliche Triebe, daß nicht ein gerade entgegengesetzter Instinct, wie sie bei manchen Personen, freilich auch von Natur schon, lebhafter sind, und, unter Umständen, bei Allen aufgeregt werden können, daß diese nicht jenes schöne, heilige Naturgefühl gefährden.

Bei Personen von einer gewissen Weichheit des Gemüths, oder von so genanntem gutem Herzen, ist jene Zartheit gleichfalls Natur-Anlage, in Allem, was das Benehmen gegen Andere betrifft. Man ist dann vorsichtig oft bis zur Aengstlichkeit, doch ja niemanden wehe zu thun; man quält sich zuweilen über die unbedeutendste Uebereilung oder Vernachlässigung, über ein Wort,

daß man gesagt, oder auch daß man nicht gesagt, über Blick und Ton selbst, wenn man glaubt, damit Andern in irgend einer Art zu nahe getreten zu seyn.

Es begreift sich, wie dieses Zartgefühl sehr liebenswürdig machen kann; es verhindert natürlich eine Menge an sich freilich unbedeutender aber immer doch empfundener Störungen des guten Vernehmens mit Andern; es veranlaßt jene gelegentlichen kleinen Aufmerksamkeiten und Zeichen von Wohlwollen, die der eigentliche Reiz des gesellschaftlichen und häuslichen Lebens sind; es erhält die Seele, so zu sagen, immer in der der Liebe angemessensten Temperatur. Allein es begreift sich auch das, wie man selbst dabei nichts weniger als sehr glücklich ist. Denn erstens nimmt man es dann mit sich sehr genau, und verläßt fast keine Gesellschaft, endet kaum irgend einen Tag, wo man sich nicht über irgend etwas, was man that, oder nicht that, einen Vorwurf machte. Und zweitens fordert man auch mehr von Andern. Nicht gerade von der Menge; aber von denen, die man achtet und liebt, von denen man verstanden zu seyn glaubt. — Daher kommt es, daß gerade die edleren Gemüther, in den engeren Verhältnissen des Lebens, bei allem hohen und innigen Interesse, das sie für einander empfinden, doch nicht selten durch

einander so viel leiden. Und schon die gewöhnliche Theilnehmung an den gewöhnlichen Gesellschaften giebt diesen zarteren Seelen und feinern Geistern eine Menge unangenehmer Gefühle. Denn, ohne unmittelbar für ihre Person verletzt zu werden, leiden sie schon bei jeder Aeußerung von Uebelwollen, bei jedem Anblick, jeder Ahnung eines Mißverhältnisses, bei jedem Zeichen von Gemeinheit, bei jedem harten, ich möchte sagen bei jedem starken, Worte, wenn dergleichen, auch nur in Hinsicht auf Andere, statt findet.

Finden sich, Meine Verehrten, welche unter Ihnen, die in dieser Schilderung sich erkennen, — und es sollte nur sehr leid thun, wenn deren nicht recht viele wären — so lassen Sie sich bitten, diese Ihre Zartheit und Reizbarkeit des Gefühls doch ja nicht abhärten, abstumpfen zu wollen; — ja nicht etwa den Versuch zu machen, jene feineren Empfindungen sich wegsophistisiren, wegräsonniren zu wollen. In einer Quelle von Leiden, die Sie sich damit abdämmten, verschloffen Sie sich auch eine Quelle vieler Freuden, zerstörten Sie sich ein höchst kräftiges Stärkungs-Mittel für alle höhere Moralität. Aber seyn Sie dabei doch auch auf Ihrer Hut, daß Sie, statt weich zu seyn, nicht wund werden. Und darum vermeiden Sie, nach aller

Möglichkeit — (man kann es aber nicht oft genug wiederholen: diese Möglichkeit hängt weit mehr von Ihnen ab, als Sie glauben!) — vermeiden Sie, daß, zu dem Zartgefühl des Gemüths, nicht krankhafte körperliche Empfindungen einer gestörten Verdauung, eines zerrütteten Nerven-Systems hinzukommen. Räumen Sie der Phantasie nicht zu viele Gewalt über sich ein; denn sobald das Zartgefühl anfängt, den Menschen wirklich zu peinigen, so liegt es immer daran, daß er sich den Truggebilden der Phantasie zu sehr hingiebt. Und — Sie müssen mir nun schon erlauben, auch hier freimüthig zu seyn — lassen Sie nicht die Eitelkeit, selbst nicht den an sich so lobenswürdigen Wunsch: zu gefallen und geliebt zu werden, lassen Sie diese nicht zuviel sich mit einmischen. Nur allzuleicht nämlich gaukeln diese persönlichen Eigenthümlichkeiten uns vor: ihre Prätensionen und Schwächen seyen Forderungen und Rechte des Zartgefühls.

Wenn übrigens das Zartgefühl uns Vorwürfe macht in Hinsicht auf Andere, so habe man wohl darauf acht, wer diese Andern sind. Sie können übrigens ganz rechtliche wohlwollende Menschen seyn: haben sie aber selbst nicht auch moralisches Zartgefühl, so macht man es nur übel ärger, wenn man edelmüthig genug ist,

vor ihnen sich anzuklagen. Denn sie haben in der Regel nichts bemerkt; sie haben wenigstens kein Arges dabei gehabt; sondern das, womit wir in unserm Betragen gegen sie unzufrieden waren, sich anders, günstiger erklärt. Erst durch unser Entschuldigen, Abbitten, Gut-machen-wollen werden sie aufmerksam, daß sie sich hätten können, so llen beleidigt fühlen. Und so thun sie dieß denn jetzt noch; und holen oben-drein nun gleichsam nach, was sie versäumt hatten. In solchem Falle des Leidens durch das eigne Zartgefühl hat man mit Andern eigentlich gar nichts, sondern Alles bloß mit sich selbst abzumachen. Wenn aber die Menschen, über welche unser Zartgefühl sich beunruhigt fühlt, ihrer Seits auch ein gleiches Zartgefühl haben: so hüte man sich, wieder aus einem andern Grunde, vor zu vielem, zu bestimmtem Sprechen über die Sache. Denn indem, durch das Sprechen darüber, das Vorgefallene in die nackte Wirklichkeit eintritt, indem man der Empfindung Worte giebt und das Gespräch wiederholt, so erhalten dergleichen kleinere Vorfälle und Umstände nicht selten eine weit widrigere Gestalt, als sie hatten, so lange sie noch im Nebel der Phantasie vor der Seele schwebten. Auch ist es ja nichts weniger als nöthig, sich so geradezu auszusprechen. Mit halben Worten nicht bloß: ohne alle

Worte, versichern sich Menschen von Zartgefühl. Aus sich selbst nimmt jedes von ihnen, was der Andere thun soll, sagen kann, empfinden muß. Darum behandle man das Zartgefühl mit, Zartheit. Stillschweigend behandle, übergehend bespreche man, was da nöthig ist, um auszugleichen, vorzubeugen, vergessen zu machen.

Mit sich selbst aber, und bei sich selbst, nehme man es um so genauer. Und, wo man mit sich unzufrieden seyn muß, daß man nicht zart genug war, da lasse man es nicht dabei bewenden, zu empfinden: dieß und das hätte ich anders thun sollen, sondern man frage sich: wie kam es denn, daß ich so mich nahm? Und da ziehe man sich denn Regeln daraus, was man also hinführo zu vermeiden, wo und wann man am meisten auf seiner Hut zu seyn, welche Fehler und Schwächen man an sich am meisten zu bekämpfen, welcher Eigenschaften man sich ernstlicher zu befeisigen hat.

Die alleredelsten Gemüther, insbesondere unter Ihrem Geschlechte, leiden am meisten von ihrem Zartgefühl in Hinsicht auf Gott; daß sie sich nämlich vorwerfen müssen, in ihrem Betragen gegen ihn nicht so gehorsam, in ihren Gesinnungen nicht so lauter, in ihrer Ergebenheit nicht so kindlich innigst und treu zu seyn, wie sie fühlen, daß sie seyn sollten; wie sie auch

oft genug sich ernstlichst vorgenommen haben, daß sie seyn wollten. Für Solche gilt, in seinen beiden Theilen, der Ausspruch Jesu. Erstens: „Selig sind, die da Leid tragen.“ Glücklich ein Gemüth, das solcher Selbstvorwürfe fähig ist! Und dann: „Sie sollen getröstet werden.“ In richtigen Begriffen von Gott liegt es ja schon, daß Er, der Allwissende und Heilige, der, als solcher, unsere Begehungs- und unsere Unterlassungs-Sünden sah, auch das ja sahe, in wie fern die Schuld an unserm Willen oder an unserer Schwachheit lag; und daß er das auch sieht, wie jetzt über das Geschehene uns zu Muthe ist.

Welchen Gebrauch nun der Mensch von seinem freien Willen machen soll, das lehret — ob er den rechten oder unrechten Gebrauch davon gemacht hat, darüber richtet — das Gewissen. Man bedient sich dieses Wortes, wie sich schon aus dem so eben Gesagten ergibt, in zwiefachem Sinne. Man sagt z. B.: „Das ist gegen mein Gewissen!“ das heißt: „Mein moralisches Gefühl erlaubt mir nicht, dieß zu thun.“ Und man sagt: „Ich habe in diesem oder jenem Falle ein gutes Gewissen“ — das heißt: „Ich bin mir nicht bewußt, hierin etwas Unrechtes gethan zu haben.“ In der ersten Bedeutung des Wortes haben wir von der Sache schon gesprochen. Da ist

nämlich das Gewissen einerlei mit dem moralischen Gefühle überhaupt. Ich schränke mich jetzt also auf die zweite bloß ein, und spreche von dem Gewissen, in so fern dieß Wort das Urtheil über einzelne unserer Handlungen, oder die eigne innere Entscheidung über unsern moralischen Werth überhaupt bezeichnet.

Es giebt ein gutes und böses Gewissen im Allgemeinen. Von dem ist die Rede, wenn man sagt: „Der Mensch sieht aus, als ob er ein böses Gewissen hätte“; oder wenn es heißt: „Ein gut Gewissen ist ein sanftes Ruheliffen.“ Man hat aber auch ein gutes oder ein böses Gewissen in einzelnen Fällen oder in Beziehung auf einzelne Menschen. Lassen Sie uns bei diesem anfangen. Gesezt, ich wollte eine Viertelstunde in unserer Versammlung hier damit verderben, daß ich gegen den Straßenraub eiferte: — so würden Sie Alle ganz ruhig dabei bleiben; (wahrscheinlich nur zu ruhig; Sie würden vor langer Weile einschlafen) keine von Ihnen würde roth, keine blaß werden; keine etwas übel nehmen, keine irgend etwas davon auf sich beziehen. Das macht: Sie haben in diesem Punkte Alle ein gutes Gewissen. Oder Sie treffen in einer Gesellschaft, treffen auf der Straße sich zusammen mit einer Freundin, von der Sie Vertraulichkeiten, mit einem Bekannten, von dem Sie die

gewöhnlichen gesellschaftlichen Aufmerksamkeiten gewohnt sind; heute aber grade grüßt dieser Sie nicht, jene spricht kein Wort mit Ihnen; oder wenn sie Ihnen sich nähern müssen, so geschieht es mit einem so finstern Geächte, mit einem so kalten abstoßenden Tone, daß es Ihnen freilich lieber wäre, gar nicht bemerkt, gar nicht ange-redet worden zu seyn. Sie werden stutzig; Sie fragen sich: was kann das seyn? — Sie sind sich durchaus nichts bewußt, was von Ihrer Seite zu einem solchen Benehmen könnte Gelegenheit gegeben haben. Also Sie denken — je nachdem Sie diese Personen übrigenß schätzen (oder auch wohl je nachdem Sie heute selbst bei Laune sind) entweder: „Das mag ein bloßer Zufall seyn! vielleicht ist Sie nicht wohl; vielleicht hat Er eben einen heftigen Verdruß gehabt.“ Oder im schlimmern Falle: „Was will die Thö-rin?“ — „Laßt den Murrkopf gehen!“ Genug, auch hier haben Sie ein gutes Gewissen.

Dagegen aber, wenn ich hier umständlich und scharf von Töchtern spräche, welche gegen ihre Mütter oft einen vorlauten, unbescheidenen Ton sich erlauben; von Schwestern, welche neidisch gegen einander sind; von Frauen, welche dem Manne bald durch ökonomische, bald durch gesellschaftliche Präntensionen das Leben sauer machen — — das meinen Sie: ob da nicht viel-

leicht Manche in diesem unserm Kreise die Farbe verändern würde? wünschen würde, daß ich doch davon abbrähe? mich darauf ansehen würde, ob es wohl gar namentlich sie gelten solle? ob die Mutter mir vielleicht etwas über sie gesagt? ob ich von dem letzten Vorfalle zwischen ihr und dem Manne zufällig gehört haben sollte? Nun sehen Sie, das wären denn — mit Ihrer Erlaubniß — Zeichen eines bösen Gewissens über diesen Punct.

Oder: ein junges Mädchen unterhielte eine Bekanntschaft ohne Wissen, wider Willen der Aeltern; und nun sähe die Mutter sie einmal ernst oder wehmüthig an; der Vater würde bei Tische einmal ein Wort hin von unbesonnenen, gefährlichen Verbindungen — sich da! da triebe es ihr das Blut ins Gesicht, es beklemmte ihr den Dthem; sie wollte außer sich kommen bei dem Gedanken: „Ach, sie wissen es.“

Ein anderes Beispiel! Es hätte eine Dame von einer Bekanntin, gegen welche sie immer sehr freundschaftlich thut, hinterücks nachtheilig gesprochen, und diese nähme sich nun so gegen sie, daß jene glauben müßte, diese habe das erfahren. — Doch nein! dieß Beispiel paßt nicht. In der fernern Welt soll es Sitte seyn, daß man sich dergleichen gegenseitig nicht übel nimmt, weil man es schon sogleich von einander voraussetzt. Also ein Beispiel von uns

Männern, die wir in diesem Puncte empfindlicher sind. Es hätte, will ich annehmen, eine Dame über einen Freund vom Hause eine Bosheit oder Bitterkeit gesagt: er meidet das Haus; er tritt in Gesellschaften nicht, wie sonst, an sie; er grüßt sie nicht auf der Straße. — Er hat sie gar nicht gesehen; er wollte sie nicht sehn in einer interessanteren Unterhaltung; er ist jetzt gerade so beschäftigt, oder so verstimmt, daß er zu niemanden geht; kurz, Er hat durchaus nichts Urges bei Allem dem; denn er weiß von ihrem Benehmen noch gar kein Wort und ahnet es nicht entfernt. Allein sie weiß, was sie gethan hat — sie hat gegen ihn ein böses Gewissen.

Nun! das kennen wir Alle aus der Erfahrung, wie in solchen einzelnen Fällen und gegen einzelne Personen, ein gutes Gewissen so ruhig macht, und so unbefangen erhält — und wir kennen aus eigner Erfahrung Alle auch das, wie ein böses Gewissen so mannichfaltig drückt und beengt. Ich sage: „wir kennen das Alle!“ Denn wenn wir auch noch so gut zu seyn glauben, und es wirklich sind, und wenn wir Alle noch weit besser wären, als wir sind: immer doch läßt sich der Mensch gegen den Menschen so Manches zu Schulden kommen; so Vieles ja! Und wäre es nur das Vergessen eines übernom-

menen kleinen Auftrags, der Aufschub eines gegebenen Versprechens, eine mehr zufällige als absichtliche Vernachlässigung, ein im Scherze, in der Unbedachtsamkeit hingeworfenes Wort; ein nicht genug beachteter Blick und Ton! Aber! so wissen wir denn auch Alle, wie diese Befangenheit des Bewußtseyns, in einzelnen Fällen und gegen einzelne Menschen schon, so viele, wenn auch nicht gerade sehr schmerzliche, aber doch immer peinliche, Empfindungen und verursacht, so manche frohe Stimmung oft plötz- lich in die entgegengesetzte verwandelt; und nicht selten, durch das Bestreben, sich nichts merken zu lassen, oder durch geffentliches Trozen, zu einem Benehmen verleitet, mit dem man in je- der Hinsicht nur immer übel ärger macht.

Man erhalte sich denn, bei jeder Angelegen- heit, was man nennt, reine Sache! Das heißt: Man sorge dafür, daß man nicht bloß keiner niedrigen Absicht, keines tadelnswerthen Beneh- mens überhaupt, sich bewußt sei; sondern daß man auch, in der Wahl seiner Mittel, in Hin- sicht auf das, was man in Beziehung auf die dabei mit interessirten Personen, thut und sagt, streng rechtlich und durchaus vorsichtig verfare. Geht es dann auch nicht, wie man wünscht, so hat man sich doch nichts vorzuwerfen. Ueber- dem aber gewinnt selbst die unmittelbare Errei-

chung unserer Zwecke dabei. Je reinere Sache und je freieres, freudigeres Gewissen man hat, desto unbefangener, und also richtiger, übersieht man Alles; desto ruhiger handelt, desto muthi- ger kämpft, desto sicherer siegt man!

Für das weibliche Geschlecht ist es insbeson- dere von hoher Wichtigkeit, ein gutes Gewissen sich zu erhalten gegen die Personen ihrer nächsten Umgebungen; gegen Aeltern, Geschwister und Gatten; gegen den gewöhnlichen Kreis der Ver- wandten und der Umgang=Freunde; gegen Kin- der, Hausgenossen und Dienstboten selbst. Denn der tägliche, stündliche Anblick von Personen, gegen die man sich etwas vorzuwerfen hat, wirkt wie ein schleichendes Gift auf Ruhe und Heiter- keit, und so denn ganz unmittelbar auch auf die Gesundheit des Körpers; stärker und schlim- mer als aller Verdruß und jede Art von unver- dienter Kränkung. Es erhält nämlich in jenem Falle die widrige Empfindung ihre bitterste Bei- mischung durch das Bewußtseyn vor Schuld, von pflichtvergeffenem, unwürdigem, lieblosem Benehmen.

Was wird nun ein gutes und was ein bö- ses Gewissen im Allgemeinen seyn? Ein gutes Gewissen in diesem Sinne ist, wenn ein Mensch, bei allem Bewußtseyn der gewöhnlichen mensch- lichen Schwächen, und auch seiner persönlichen

Mängel und Fehler, dennoch im Ganzen sich das Zeugniß geben darf, er wolle das Gute, und er thue es, in allen seinen Verhältnissen, nach Möglichkeit. Böses Gewissen im Allgemeinen ist: wenn ein Mensch sich bewusst ist, irgend etwas gethan oder etwas an sich zu haben, was selbst die allgemeinsten Grundsätze der Sittlichkeit und der bürgerlichen Gesellschaft umstößt, und was denn also sogar Strafen von der Obrigkeit, oder doch Verachtung in der menschlichen Gesellschaft, nach sich zieht. In so fern also hat der Mörder, der Räuber, der Meineidige ein böses Gewissen. Aber wer Recht und Gerechtigkeit verkauft, wer Unterschleif bei den Staats-Einkünften sich selbst zu Schulden kommen läßt, oder doch ihn begünstigt, sollte es wenigstens haben. Und hat es auch — überall, wo dergleichen nicht schon zur Tages-Ordnung geworden ist.

Beim weiblichen Geschlechte, besonders in den gebildeteren Ständen, wo Kindermord, Diebstahl und dergleichen nicht vorkommen, ist ein Hauptgrund zu bösem Gewissen: Verlust der jungfräulichen Unschuld, und Verletzung der ehelichen Treue. „Aber warum das denn nicht auch beim Manne?“ Natürlich straft dergleichen auch den Mann mit moralischer Schuld und dem Schmerze der Selbstverachtung. Aber dem Manne giebt diese Schuld wenigstens

nicht in dem Grade, und nicht in allen Ständen und Verhältnissen, das Brandmark vor der Welt, wie bei dem weiblichen Geschlechte. Weil bei dem Manne, auch wenn er dießfalls sich herabwürdiget, gleichwohl noch immer eine gewisse Tüchtigkeit und Würdigkeit in seinem Berufe statt finden kann; die Jungfrau und die Gattin aber, und insbesondere die Mutter, den ganzen Grund ihres Werthes für die Welt eben so wohl untergraben, wie den aller Selbstachtung und aller Selbst-Zufriedenheit, sobald sie in dieser Hinsicht schuldig sich machen.

Es giebt aber auch, daß ich so sagen mag, Formen des bösen Gewissens für Ihr Geschlecht, die weniger anerkannt sind für das, was sie sind, als sie seyn sollten. Ein Frauenzimmer z. B., die sich bewusst ist, die Gemüths-Ruhe und das Lebens-Glück eines Mannes ihrer Falschheit, ihrer Coquetterie, ihrem Leichtsinne und Wankelmuthen hingeopfert zu haben — ich begreife nicht, wie diese ein gutes Gewissen haben kann. Von eigentlichen Verführungen, wie sie gleichwohl doch auch zuweilen statt finden, besonders von Seiten Erfahrenerer und Bejahrter, will ich nicht einmal sprechen.

Um weibliches gutes und böses Gewissen überhaupt ist es eine ganz besonders zarte misliche Sache. Der Mann zerstreuet, betäubt,

erstumpft sich bei Vorwürfen seines Gewissens, leichter, ja fast unvermeidlicher, in den Zerstreuungen, Betäubungen und Abstumpfungen der Sorgen, Entwürfe und Mühen seines Berufs und seiner Verbindungen mit der weiten Außenwelt. Das Weib sitzt in ihrem stillen Hause, auf dem einsamen Zimmer (denn auch die Zerstreuungsfüchtigste kann doch nicht alle Tage und Abende, kann doch nicht den ganzen Tag, vom frühen Morgen an und jeden Abend bis tief in die Mitternacht, Gesellschaft bei sich haben oder in Gesellschaft seyn). Trägt sie denn nun geheime Schuld in ihrer Brust, so tritt diese, so wie die Schuldige allein sich befindet, und besonders, wenn sie ohnehin Sorge und Kummer hat, wenn sie krankhaft gestimmt sich fühlt: da tritt die Schuld vor sie mit der mahnenden Frage: „Kennst du mich?“ — spricht zu ihr: „D wende immerhin den Blick von mir ab; ich bleibe dir doch vor der geängsteten Seele stehen“ — droht ihr: „Magst du auch mein zu vergessen suchen: ich werde dich nicht aus dem Auge verlieren; ich komme, ich strafe dich früh oder spät; und je später, desto furchtbarer.“

Auch aus dem Grunde sind die Verführer unter den Männern — (ich spreche hier nicht sowohl von den körperlichen Wollüstlingen, welche bloß thierische Werkzeuge für ihre thierischen

Genüsse sich suchen, als vielmehr gerade von den geistvollern und feiner fühlenden!) — diese Verführer sind um so grausamere, niederträchtigere Egoisten, daß sie, um einiger flüchtigen Augenblicke von Sinnelust willen, die gerade bei den Störungen des sittlichen Gefühls nicht einmal das wahrhaft seyn können — daß sie noch öfter aus bloßer verabscheuungswürdiger Eitelkeit, um sich oder einem andern Daben sagen zu können: ich habe diese Unschuld, diese Treue besiegt — daß solche Verworfenen dessen so ganz und gar nicht achten, wie sie das von ihnen verführte Geschöpf dadurch für dessen ganzes Leben unglücklich machen, indem sie der Verführten die Wunde eines verletzten Gewissens reißen, die niemals ganz heilt; die, wenn sie, mit den Jahren, und vielleicht durch die Erinnerung an die begleitenden Umstände, allenfalls allmählich auch verharrscht, dennoch, gleich den Körperwunden bei Veränderung des Wetters, so ebenfalls wieder anfängt zu schmerzen bei jedem unfreundlichen Wechsel, schon bei jeder Bedrohung, des Schicksals. Wie kann ein Mann von Liebe sprechen, in dem Augenblicke, wo er herzlos genug ist, den Gegenstand, dem er diese Liebe vorlügt, preis zu geben — um einer Stunde willen! — einem ganzen Leben gemordeter Freuden und immer, immer wiederkehrenden Schmerzes!

Nur aber lassen die zarteren Gemüther sich dießfalls auch vor einer andern Verirrung warnen. So wie nämlich in der menschlichen Natur überhaupt, so liegt es insbesondere in der weiblichen, und zwar in der edlern weiblichen am meisten, daß, wenn unglückliche Schicksale eintreten, sie den Grund davon in eigner Schuld suchen; und so denn längst begangene, tief bereute Fehltritte als die ersten Ursachen davon anklagen. Wo sie es sind, läugne man sich das nicht weg, sondern trage die verdiente Strafe seiner Sünden in demüthiger büßender Unterwerfung; wie z. B. den Anblick kränklicher elender Kinder, bei dem Bewußtseyn: sie sind das durch meine selbstverschuldeten Zerrüttungen der Nerven. Aber man trage trauernd seine Sündenschuld, doch nur, wo ein offener natur-gemäßer Zusammenhang zwischen Schuld und Strafe statt findet. Als wie in dem oben angeführten Falle. Oder da z. B., wo eine Unverehelichte, die, aus Uebermuth, die dargereichte Hand eines Biedermannes ausgeschlagen hat, nachher den Druck des ehelosen Standes; — wo eine Verheirathete, die wider Willen und ohne den Segen ihrer Aeltern, die mit Verletzung eines früheren rechtmäßigen Gelübdes, diesen Mann — diesen Mann ihrer Leidenschaft, ihrer Eitelkeit — geheirathet hat, nun die trau-

rigen Folgen ihrer unbesonnenen Wahl empfindet. Wo aber ein solcher Zusammenhang nicht statt findet, und das Mißgeschick an früher begangene Sünden bloß mahnt: nun! da erkenne, bereue, vergüte man, was zu erkennen, bereuen, vergüten ist; aber man lasse nicht von seinem Gewissen aus — seinem dießfalls ungericht-strengen Gewissen — sich die ohnehin drückende Last der Leiden noch mehr erschweren; man glaube nicht: Gott und seinem Seelenheil einen Dienst damit zu thun, wenn man den Stachel des Schmerzes recht gestiftlich in der Wunde, die das Schicksal schlug, gleichsam umherwählt.

Wenn aber das Gewissen schon beschweret ist? So nehme der Mensch dessen Vorwürfe und Unruhen, diese immer und immer ihn aufschreckende Drohung: „Du wirst deiner Strafe nicht entgehen!“ diese immer und immer sich abquälende Angst: „Jetzt, jetzt werden sie dich ergreifen!“ er nehme das hin, als selbst schon einen Theil der verwirkten Strafe. (Die Angst von Jahren und Jahrzehenden ist oft wohl härtere Strafe, als Schmerz und Schmach von Tagen seyn möchte.) Aber er hüte, um seines ewigen Heils, um seiner Menschen-Würde willen, sich vor jener Verzweiflung, welche nun spricht: „Bin ich einmal gefallen, habe ich nun so viel

gesündigt: was lohnt es jetzt noch, aufzustehen und umzukehren? früh oder spät, doch unausweichlich, ein Opfer des Abgrunds, geh ich ihm lieber wissentlich und vorsätzlich geradezu entgegen!" — Unglücklicher! jetzt erst wahrhaft und ganz Unglücklicher! Als ob die Menge und Größe der Verschuldung nicht auch einen Unterschied machte, in deren Strafe wie in deinem Bewußtseyn! als ob nicht Neue verführte, so Gott wie Menschen! als ob nicht Nicht-mehrthun schon der Buße Anfang wäre! Als ob das gleichviel seyn könnte, aus weiter Ferne vergangener Jahre und Jahrzehende, oder aus dem Bewußtseyn von gestern, zurück zu schauen auf seine Schuld, und empor zu dem ewigen Richter! Denn, wie unermesslich auch einer Seits seine Gnade seyn mag, und wie unverdienbar anderer Seits, und unterkaufbar auch mit Reue und Besserung: so heißt das ja doch Frevel auf Frevel häufen: Nicht einmal auf die allererste und unerläßlichste von allen Bedingungen seiner Erbarmung für Zeit und Ewigkeit eingehen zu wollen, auf das Ablassen von der Sünde. Hat jedoch das erwachte Gewissen diese erste Stufe erstiegen, so steige es, gestärkt durch seine wieder gewonnene innere Kraft, und unterstützt vom Gottes-Beistande, höher; und bemühe sich, gut zu machen, was gesündigt worden, — so weit sich

irgend etwas Gesündigtes gut machen läßt; es rette der gebesserte Sünder mit seinen theuer erkaufte Erfahrungen, die Brüder und Schweestern; er trage still, nicht nur was er unmittelbar durch seine Schuld als Strafe sich aufgelastet; sondern auch, was unverdient das Schicksal ihm auferlegt, damit es das Gefühl seiner Strafbarkeit in ihm unterhalte. Und es schaue der unsterbliche Geist, mit der unheilbaren Wunde im Herzen, hinüber in jene Welten, die für den Begnadigten ja auch in dieser Hinsicht Welten der Erlösung und Befeligung seyn werden.

---

Wierzigste Vorlesung.

Die Gemüths-Bewegungen überhaupt.  
Neue. Ekel. Schaam. Schrecken. Angst.

Es gilt nunmehr den, für diese Reihe-Folge aufgesparten, besondern Gemüths-Bewegungen; was darüber das moralische Gefühl zu sagen, und wie der freie Wille sich zu benehmen hat, um nicht das Gewissen zu verletzen, nicht der Vernunft Anstoß zu geben, schon um das Gemüth nicht tiefer und länger zu beunruhigen, als es unvermeidlich ist.

Von Gemüths-Bewegungen, oder so genannten Affecten, ist die Rede; das heißt: von solchen Zuständen des Menschen, wo das Gemüth bewegt, die Seele afficirt oder ergriffen wird durch irgend ein besonderes Ereigniß, eine eigene Lage. Die Erscheinung an sich können wir Menschen, abhängig von der Außenwelt, wie wir sind, nicht verhüten. Weder kann ich mein Ohr verschließen, daß es den Knall eines Gewehrs, welches unversehens neben mir abgeschossen wird, nicht vernehmen soll, noch kann ich der Embildungskraft wehren, sich nicht

dadurch aufschrecken zu lassen zur Ahndung irgend eines Unglücks. Erfreuliches muß mich erfreuen; Empfindendes muß mich erzürnen: oder ich müßte überall keines Wohlgefallens und keines Mißfallens fähig seyn. In so fern also haben die Affecten oder Gemüths-Bewegungen keine Moralität; das heißt: man kann sie dem Menschen weder zur Schuld, noch zum Verdienste, anrechnen.

Aber was dem Menschen angerechnet werden kann, auch schon bei dem ersten Eindrucke, ist die Heftigkeit dieses Eindruckes, in so fern diese ihren Grund hat in unserer Persönlichkeit. Schrecken, Ekel, Zorn empfinden alle Menschen; aber wir Andern schreien vor Schrecken nicht laut auf, wie ein verzogenes Mädchen oder ein hysterisches Weib; der Schlag rührt uns nicht bei einem heftigen Mergernisse. Was nun also ein Mensch selbst dazu gethan hat, um sich körperlich so reizbar zu machen, um sich allmählich so einzüßern — ja das wird allerdings selbst auch schon in seinem persönlichen Schuldbuche angeschrieben.

Ferner! wie unwillkürlich auch die ersten Eindrücke seyn mögen, das ist darum nicht unwillkürlich, ob wir sie in uns unterhalten. Sei es nun, daß wir sie geflissentlich nähren, oder daß wir, leichtsinnig oder nachlässig, was man sagt, „uns so gehen lassen.“ Ein Mensch

hat etwas Abstoßendes für mich. Nun! so brauche ich mich nicht zu ihm hinzuziehen zu lassen: aber ihn zu mißhandeln, zu beleidigen, auch nur meine Abgeneigtheit gegen ihn schonungslos mir merken zu lassen, habe ich kein Recht. Oder das junge Mädchen fühlt sich von einer Freude überrascht. Wir gönnen es ihr. Aber wir fordern, daß sie an Erfüllung ihrer häuslichen Pflichten so gewöhnt seyn soll, daß sie auch jetzt, über die Freude, sie nicht vergißt.

Drittens endlich steht, bei den Eindrücken auf unser Gemüth, die nicht von unserm Willen abhängen, das doch immer bei uns, ob sie zur Leidenschaft wachsen sollen. Die Leidenschaft, gleichviel welche, gleichviel wie entstanden, und durch welche besondere Umstände genährt, erscheint immer als des Menschen eigene Schuld; er muß in der Folge sich leidend verhalten, auch wo er es lieber nicht möchte, weil er anfangs sich leidend verhielt, wo er es nicht sollte. Ich spiele nicht mit dem Worte; ich spiegle Ihnen nur daraus die wahre Gestalt der Sache zurück. Leidenschaft ist, wenn es mit irgend einem der allgemeinen menschlichen Triebe, oder mit einer besondern Gemüths-Bewegung, dahin gekommen ist, daß der Mensch nun schon nichts mehr bei der Sache thut, sondern — sich leidend verhält; das heißt also: bei

seinem Lieben, seinem Hassen, seinem Fürchten nicht mehr hört, was der Verstand, was das Gewissen, was das Mitgefühl ihm sagen, sondern nur hört, nur befolgt, was jener Trieb, jene Gemüths-Bewegung, in der Stärke, die sie nun über ihn gewonnen haben, von ihm verlangen. Eine jede Leidenschaft setzt den Menschen, von Seiten seines Willens, in einen Zustand der Verrücktheit; jede! die der Liebe wie die des Zorns. Eine jede setzt den Menschen, von Seiten seiner Kraft, in einen Zustand von Lähmung. Der wüthend unthertobende Nachsüchtige erscheint, mit allem seinem Ungeßüm, oder eigentlich durch ihn, in völlig gebundener Kraft.

Ich sagte vorhin: zu diesem leidenden Zustande komme es nur, wenn und weil man sich anfangs zu sehr leidend verhalten habe. — Zum Beispiel: daß einen eine Beleidigung verdriest, oder daß jemand einen besonders günstigen Eindruck auf uns macht, ist unwillkürlich. Jetzt gilt es aber die Frage: Kannst du den Gegenstand deiner Liebe erhalten, darfst du — bei deinen anderweitigen Verbindungen und Pflichten — daran auch nur denken? Und eben so: Hast du, zu deinem Zorn und Haffe, wirklich allen den Grund, den du glaubst? und wenn du ihn hastest, ist nichts geschehen, um dich zu befähigen? und wenn du dich ihm überlässest, wirst

du nicht weit mehr verlieren, als gewinnen? Diese Frage muß der Mensch von Sinn für Pflicht und Recht sich vorlegen; er muß nur nicht Auge und Ohr verschließen gegen die Warnungen, die sich ihm, von allen Seiten vielleicht, aufdrängen — und er wird — „augenblicklich Herr seyn über seine Leidenschaften?“ Wer das behaupten wollte, müßte sich selbst so wenig, als die menschliche Natur überhaupt, beobachtet haben. Aber was geschehen wird und muß, ist: Wir verhindern mit solchen Erwägungen, durch jenen Kampf, wenigstens das, daß die Leidenschaft uns nicht zu ihrem Sklaven macht; wir gewinnen Zeit, wir sammeln Kraft, um ihr entgegen arbeiten zu können; kurz! wir werden, wenn wir auch leiden, das heißt: einzelne widrige Empfindungen haben, wenigstens doch nicht uns leidend verhalten; nicht schimpflich uns hingeben in das Joch einer Begierde oder Verstimmung, von der wir, in dem Augenblicke, wo wir uns von ihr fortreißen lassen, im Grunde doch selbst uns sagen müssen: Sie führt dich über Stock und Stein; und es endet in einem Abgrunde.

Die allgemeinen Vorschriften der Lebensweisheit in Hinsicht auf die Gemüths-Bewegungen sind demnach: Man sorge für Gesundheit und Stärke des Körpers, daß die äußern Dinge

nicht einen physischen Despotismus über uns ausüben; nicht körperlich-widrige Eindrücke machen, deren wir uns zu erwehren außer Stande sind. Zweitens: Man erhalte — und mehr noch: man übe, man stärke sich — seine Gegenwart des Geistes, daß man auf Alles aufmerksam, bei Allem besonnen, über Alles mit seinem geistigen Auge und Ohre gebietend dasteht; um, bei jedem Eindrucke von außen, bei jeder Empfindung im Innern, bestimmt sogleich zu wissen, was es ist, und wie man sich dabei zu benehmen hat.

Drittens: Man sichere und erhöhe sich die Kraft des Willens; indem man sich nie hingiebt an den ersten Eindruck; nicht sich lähmen läßt von jeder zufällig aufgeregten Empfindung; sondern daß, wenn man auch noch so lebhaft fühlt: „dieß möchte ich“, man doch immer zugleich sich vorhält: „dieß soll ich“; und fest sich vornimmt: „dieß will ich.“ So hat man wenigstens immer einen Vorrath an Kraft zum Widerstande.

Doch, lassen Sie mich's gestehn, Meine Verehrten! ich liebe die allgemeinen Arzneien eben so wenig auch in der Moral, als sie im physischen Leben sich kräftig wirksam erweisen. Also denn lieber — oder doch wenigstens auch — noch zwei Special-Recepte, insbesondere für Ihr Geschlecht.

Um nicht so traurig=abhängig zu seyn, wie es leider viele Damen sind, von unwillkürlichen Gemüths=Bewegungen, und noch mehr: um gesichert zu seyn gegen den — ach gerade für Sie nur allzuleichten und gerade für Sie so mannichfaltig gefährlichen — Uebergang der Gemüths=Bewegungen in Leidenschaften, wachen Sie sorgfamer, herrschen Sie strenger über Ihre Phantasie. Haben Sie — ich bitte — doch nur acht auf dieser ihre Gaukeleien. Was da, wo uns das Gemüth bewegt wird, wirklich vorhanden ist, an Erfreulichem oder Widrigem, dessen ist wahrlich in der Regel sehr wenig; aber was wir daraus machen, wie wir den Stoff verarbeiten, in was für Umgebungen wir die Gestalten und Erscheinungen setzen — davon hängt das Weitere ab. Durch das Träumen mit offenen Augen (man schließt sie zuweilen auch wohl absichtlich, um nur recht ungestört Alles in diesem seinem innern Lichte zu sehen) — durch die Thätigkeit und Mühsigkeit und Verauschung der Phantasie — sie sei nun in Lust oder in Unlust betrunken — dadurch eigentlich wird eine Freude oder Hoffnung zur Seligkeit; dadurch eine Verlegenheit zur Verzweiflung; eine unangenehme Empfindung zur Folter; ein Verdruß zur zähneknirschenden othemperserkenden Wuth — dadurch die Mücke zum

Elephanten, der Frosch zur Götin und der moderne Baumstamm zum Höllen=Gespens, ungeschaffen.

Dieses erste Special=Recept nimmt man zugleich mit ein, wenn man das andere gehdrig und fleißig braucht, oder eigentlich unausgesetzt braucht. Manche körperliche Arzneien darf man bekanntlich nicht täglich nehmen, wenn sie ihre Wirksamkeit behalten sollen; die moralischen aber wirken gerade am kräftigsten nur durch unausgesetzten Gebrauch. Dasjenige moralische Arznei=Mittel nun, das ich hier empfehle gegen die Gemüths=Bewegungen, ist: die Arbeit! — die rechte; die ganz und wahrhaft=weibliche, berufsmäßige. Also nicht die bloße Hand=Arbeit. Denn neben dem Strickstrumpfe und Stickrahmen ist immer noch so viel Platz, daß die Gespenster und die Engel aus der eignen Fabrik um Sie herumstehen können, und drohen und ängsten, oder spazieren und irre führen können. Aber so zwischen den Sorgen und Mühen der Küche und der Kinder=Stube, in dem Kleinlichen, lästigen, langweiligen, verdrießlichen — und eben darum dießfalls so wohlthätigen — so höchst=wohlthätigen! — Detail der ganzen Wirthschaftsführung in ihrem weitesten Umfange — wovon die gewöhnlich so genannten weiblichen Arbeiten nur die zwischen ein fallenden Erholungen

sind — da verschwinden die Kobolde der Phantasie. Und hat denn, Meine Damen! nun auch irgend ein Zufall, oder ein absichtliches Ereigniß, in Ihren Kopf oder in Ihr Herz ein giftiges Ei gelegt, aus dem ein Basilisk für Ihre Ruhe oder Ihre Sittlichkeit auskriechen würde, wenn es zum Ausbrüten käme: so kommt es dann zu diesem Ausbrüten nicht, weil die liebe die unschätzbare Arbeit die Phantasie nicht ungestört brüten läßt.

Werfen wir jetzt einen Blick auf die einzelnen Gemüths-Bewegungen! Ich will bei den unangenehmen anfangen, damit wir — warum soll ich's nicht gestehen? — von diesen nur so bald als möglich loskommen. Fangen wir bei der aller widerlichsten an; wo der Mensch Schaam und Ekel vor sich selbst empfindet; sich fühlt als seinen eignen — und leider gerechten — Feind. Sie haben es wohl schon errathen, daß ich die Reue meine. Wohl ist diese die widrigste aller Gemüths-Bewegungen; schon darum, weil sie gar keinen andern Zweck, und nicht einmal irgend eine andere Neben-Wirkung hat, als einzig und allein die: zu quälen; sich selbst zu quälen. Zum Glücke aber hängt es bei keiner andern Empfindung auch so sehr bloß von uns selbst ab, ob wir sie vermeiden wollen, als bei der Reue, — „kann man das wirklich?“ Ich sollte doch

meinen! Welches sind die Menschen, die am öftersten etwas zu bereuen haben (ich nehme das Wort hier im weitern Sinne) am öftersten sich über sich selbst ärgern; die fast immer etwas haben, was sie um Vieles, Vieles gern zurücknehmen möchten von dem, was sie gethan, gesprochen haben? Das sind — wird Ihre Menschen-Beobachtung, und bei Manchen die eigne Erfahrung, sagen — die lebhaftesten, übereilten Menschen, die so gern sprechen, ohne zu denken, handeln, ohne zu überlegen. Nun! Wenn sie dieß also weniger thun, so wird jener Zustand auch seltener eintreten. Es giebt Fälle, wo die Reue eine Thorheit, geradezu eine Sünde ist. \*Erstens: wenn man etwas Gutes bereuet, weil es damit nicht gegangen ist, wie man erwartete. Man hat z. B. für einen Menschen viel gethan, und dieser nimmt sich nun schlecht gegen uns. Mit dieser Reue täuscht der Mensch sich selbst. Es ist ihm wirklich kein Ernst damit; es kann ihm kein Ernst seyn. Wahrhaft Gutes kann der Mensch nie wahrhaft bereuen. Was uns in solcher Stimmung verbrießt, ist immer nur unsere getäuschte Erwartung, unsere nicht befriedigte Forderung bei der Sache. Dester noch kommt, besonders bei Ihrem Geschlechte, eine andere Art von unkluger und unrechter Reue vor. Wenn man nämlich darüber, daß man etwas

gethan oder nicht gethan hat, unzufrieden ist mit sich selbst; nicht, weil es unrecht oder thöricht gewesen, sondern weil nachher etwas gescheh, was man nicht voraussehen konnte; aber was einen hintennach wünschen läßt, man hätte es nicht gethan. Da sollte man sich durchaus gewöhnen, sich kurz und gut zu beruhigen, mit dem Gedanken: „es hat nicht seyn sollen; es läßt sich dabei nichts mehr thun.“ Ueberhaupt würde Ihre Zufriedenheit, Meine Geehrtesten, viel gewinnen, wenn Sie von diesem Hausmittel eine größere Portion in Ihre Lebens-Philosophie einmischen wollten. Geschehene Dinge — „hätten nicht geschehen sollen?“ Nun ja! — „hätten verhütet werden können?“ Auch das! — „müssen für die Zukunft verhindert werden?“ So weit es möglich ist, allerdings! — Ueber: Geschehene Dinge — das ist doch auch wahr — sind nicht zu ändern. Das halten Sie sich nur immer, bei Allem, was nicht durch Ihre, sondern durch fremde Schuld, oder vom bloßen Schicksale, herrührt — fleißig und ernstlich vor. Es sei nun, daß der Bediente das schöne Thee-Service hat fallen lassen, oder die Kammerjungfer ein kostbares Kleid verdorben hat, oder — daß sich plöglich eine widerliche Zahnlucke eingefunden hat!

Sprache ich zu rohen oder leichtsinnigen

Männern, so würde ich jetzt die Schlussfolgerung fürchten müssen: „Also darf einem ja nichts Leid thun; der Tod des Freundes so wenig, als der tiefste moralische Fall.“ In einem weiblichen Kreise bürgt mir gegen eine solche Verdrehung — denn Mißverständniß könnte das nicht seyn — ihr edleres moralisches Gefühl. Der Unterschied liegt ja wohl nahe genug. Etwas ganz anderes ist, was ich gethan, wissentlich, vorsätzlich, frei gethan habe; und was geschehen ist, von Andern oder vom Schicksale. Ein edleres Gemüth ist in Hinsicht auf das, was es selbst verschuldet hat, so wenig gleichgiltig, daß es ihm vielmehr Bedürfnis ist — ich bin gewiß, Manche unter Ihnen werden mich verstehen, — sogar die fremde Schuld noch mit auf die eigne Rechnung zu nehmen, und sich zu strafen, sich abzuquälen, um das auch, was nur in Beziehung auf uns, nicht von uns gesündigt worden ist. Uebrigens läßt sich, selbst aus dem Gifte der so eben verworfenen Consequenz-macherei, noch eine heilsame Arznei für wunde Herzen gewinnen. In gewisser Hinsicht nämlich kann man, soll man, auch bei dem, was man wirklich zu bereuen hat, sich nicht einschränken auf eine müßige, selbst-quälende, selbst-verachtende Reue; sondern, wenn man der Tugend das schuldige Opfer des Schmerzes gebracht, wenn man mit

der verdienten Strafe der Selbst-Verachtung sich gedemüthigt hat: so betrachte man nun auch das Gethane in so fern als Geschehenes, daß man sich sagt: Jenes ist, jenes war nun einmal so: was aber ist nun zu thun? was gut zu machen, was zu verhüten? mit welchen Thaten, Verdiensten und Bestrebungen läßt sich, in so weit das möglich, das Geschehene ausgleichen? Es gilt von Reue und Reue, was der Apostel Paulus sagt: „Die göttliche Traurigkeit wirkt zur Seligkeit eine Reue, die niemanden gereuet, die Traurigkeit der Welt aber wirkt den Tod!“

Die Reue ist zusammengesetzt aus Ekel an der Sache, und aus Schaam vor seiner eignen Person. Lassen Sie uns jetzt diese beiden Empfindungen noch jede an sich betrachten, wie sie auch besonders im Leben vorkommen. Der Ekel hat seinen Grund in einer unnatürlich lebhaften Reizbarkeit der Nerven und in einer krankhaften Phantasie. Schon darum muß man auf seiner Hut seyn, ihn nicht zum Scherze geflissentlich aufzuregen; weil das die Empfänglichkeit dafür vermehrt. Halten Sie ihn, Meine Damen, wenigstens nicht für etwas ächt-Weibliches. Im Gegentheile! Die Haushaltung selbst, und noch viel mehr die körperliche Kinder-Erziehung, und am meisten die Kranken-Pflege — also Ihre

nächsten und heiligsten Berufspflichten — haben es so oft mit Gegenständen zu thun, sind so oft mit Zufälligkeiten verbunden, die den Ekel aufregen, daß es wohl in das Auge fällt, wie nothig es ist, daß junge Mädchen, statt sich anzustellen und zu übertreiben, vielmehr früh und ernstlich zu gewöhnen, sich Gewalt anzuthun, und den Ekel zu überwinden; was denn gar wohl möglich ist, wenn man sich nur zusammen nimmt; wenn man allmählich sich an das Widrige gewöhnt; und vor allen Dingen, wenn man, wo es gilt, nicht lange zaudert, nicht der Phantasie Zeit läßt und Gelegenheit giebt, ihren Unfug zu treiben, sondern sich kurz entschließt und rasch thut, was das Bedürfnis, die Pflicht und das Mitleid gebet.

Die Schaam, etwas so Natürliches, instinctmäßig-Physisches sie ist, bei der Jugend (und bei dem Weibe für das ganze Leben) in Hinsicht auf den Körper und das Körperlich-Sittliche: etwas so Höchstwichtiges, Ehrwürdiges, Heiliges ist sie auch. Sie ist ein sicherer Hüter der Unschuld bei der Jungfrau, ein mächtigerer Schutz-Engel für die sittliche Würde der Gattin und Witwe, als alle Strenge und alles Raisonement. Welche erst die Schaam verlegt, die will fallen, so wie sie fallen wird, wo es nur die Gelegenheit dazu giebt. Die moralisch-

physische Schaam aber muß beim weiblichen Geschlechte statt finden, nicht bloß in Hinsicht auf das männliche Geschlecht, sondern auch — wo es wahrlich zuweilen noch weit mehr noth thun möchte — bei Personen des weiblichen Geschlechts unter einander. Die wahre Schaam findet statt, auch in der tiefsten, dunkelsten Einsamkeit, in welcher eine mit sich selbst ganz allein ist. Verheirathete Frauen sollten dieses Gefühl mehr ehren und schonen, als sie oft thun in ihren Gesprächen, wo junge Mädchen mit zugegen sind; besonders auch in ihren Scherzen gegen diese.

Die gesellschaftliche Schaam, die man, in ihren niedern Graden und feinem Aeußerungen, auch Blödigkeit oder Verlegenheit nennt, ist ursprünglich gleichfalls etwas Wohlthätiges, und auch etwas ächt Weibliches. Es ist nämlich das Natur-Gefühl der Bescheidenheit, der Zurückgezogenheit und Stille, die allem weiblichen Verdienste erst seine schönste Krone aufsetzt. Unterdrücken Sie das also nicht gewaltsam bei Ihren heranwachsenden Töchtern. Es ist weit mehr lobens- als tadelns-werth, wenn das junge Mädchen nicht allzeit fertig ist, vor jedem Fremden ihre Kunst-Arbeiten, oder sich selbst mit ihren Kunst-Fertigkeiten, zur Schau stellen zu wollen. Dessen ungeachtet aber mischt sich freilich darcin auch viel Eitelkeit und Grimasse; besonders bei

schon Erwachsenen und bei solchen, die es wirklich schon weit genug gebracht haben, um glauben zu können und zu müssen, daß sie mit ihren Fertigkeiten oder Arbeiten Andern wirklich einen Genuß gewähren können. Und dann darf man diese affectirte Verlegenheit freilich auch nicht nähren; denn allerwenigstens nährt man damit eine falsche Schaam.

Falsche Schaam mag aus einem richtigen Gefühle entspringen: sie selbst ist darum doch etwas Unrechtes. Sie findet nämlich statt, wenn man verlegen ist über etwas, das eher Lob als Tadel verdient. So schämt sich Manche einer guten That, einer lobenswürdigen Eigenschaft, eines sie überraschenden edlen Gefühls. Man fürchtet nämlich, Andere legen einem das für Prahlerei und Eitelkeit aus, für Zubringlichkeit, für Schwäche. Aber ich frage Sie doch: Was in uns sich vor dem Allen fürchtet, ist das nicht selbst auch Schwäche und Eitelkeit? Unstreitig unterbleibt manche gute Handlung, manches Unschuldige wird in ein zweideutiges Licht gestellt — und wenn denn auch nur Andern ein Vergnügen entzogen wird — durch falsche Schaam. Richtige Begriffe von Ehre und Achtung, von der Leute Meinung, von Verdienst und Nichtverdienst bei Menschen-Vorzügen — und vor allen Dingen ein gewisser edler, kühner Muth, seiner

Ueberzeugung, seinem Gewissen gemäß zu handeln — wie es denn auch angesehen werden möge — wird die Zartheit der Empfindung auch in dieser Hinsicht sichern; gegen Unterdrückung und Abstumpfung eben so wohl, als gegen Uebertreibung und Verirrung.

Es kommen jetzt Schrecken, Angst und Furcht an die Reihe. In einzelnen Fällen ist kein Mensch, der muthigste und der stärkste nicht, frei von Schrecken. Aber gegen Schreckhaftigkeit soll man und kann man sich verwahren. Eben weil diese ihren Grund meist nur im Körper hat, und weil es bei dem Menschen steht, seinen Körper nicht in dem Grade zu verweichlichen, oder, wenn Krankheiten ihn erschüttert und geschwächt haben, durch zweckmäßige Mittel ihn so weit wiederherstellen, daß nicht jeder zerbrochne Teller die ganze Existenz so zu sagen mit in Stücke schlägt. In so fern der Schrecken, wie meistens der Fall, von dem Sinne des Gehörs ausgeht, hilft sehr viel eine dießfallige allmähliche Angewöhnung. Mir ist ein Beispiel bekannt, wo der Sohn einer äußerst schreckhaften Mutter, und der selbst auch wenigstens ein sehr reizbares Nervensystem hatte, geflüßentliche förmliche Uebungen mit sich anstellte, z. B. Sachen, die Lärm machten, fallen ließ, mit plötzlichen starken Tönen aller Art in die Ohren sich schmetz-

terte, es veranstaltete, daß Andere zuweilen ein unerwartetes großes Geräusch in seiner Nähe machten, und so es endlich dahin brachte, daß wirklich beinah eine Kanone hinter ihm unversehens losgebrannt werden könnte, ohne daß es ihn zu Mehrerem bewegte, als zum Umsehen.

Wenn der Schrecken durch den Sinn des Gesichts die Seele ergreift; so liegt das entweder in einer natürlichen oder angenommenen Scheu vor gewissen Gegenständen; z. B. vor dieser oder jener Art von Ungeziefer. Da ist am leichtesten zu helfen. Ist diese Scheu nämlich natürlich, so gewöhne man sich allmählich an solche Anblicke. Ist sie angenommen, so lege man sie wieder ab. Sie erinnern sich, was schon früher einmal über das Affectiren und Grimassiren mancher jungen Mädchen in dieselbe Puncte gesagt worden ist. Außerdem aber kommt diese Art von Schrecken auch von Zerstreuung her. Personen, die, gleich viel, was sie thun, immer bei sich sind, werden, auch durch das Unerwarteteste, was ihnen zu Gesicht kommt, nicht so leicht ganz außer Fassung gesetzt. Die phantasie-reichen Menschen dagegen erschrecken am öftersten und am heftigsten; eben weil sie immer, auch wachend, träumen.

Das Schlimmste beim Erschrecken ist, daß, wenn man in dieser Art selbst den Kopf verliert,

man auch Andern ihn nimmt. Daher denn die saubere Art, jemanden auf etwas Erschütterndes vorzubereiten, daß man mit der Einleitung beginnt: „Erschrecken Sie nicht.“ Das heißt eigentlich geradezu: „Ich will Sie erschrecken.“ So bald wir bei uns selbst sind, wissen wir Alle recht gut, daß man Erschütterndes Andern in der Art beibringen muß, daß man sie erst nur im Allgemeinen unruhig macht, weniger über etwas, was schon geschehen sei, als vielmehr, was geschehen könnte; dann die Besorgniß, daß hier von mehr als bloßer Möglichkeit die Rede seyn möchte, näher und immer näher rückt; dann die Sache so stellt, daß sie auf etwas noch Schlimmeres, sie noch näher Angehendes rathen müssen, als wirklich geschehen ist; und so denn nur ganz zuletzt mit der Wahrheit vortritt. Personen weiblichen Geschlechts ohne Bildung benehmen sich in Weibringung unangenehmer Nachrichten am meisten linksch; die von Geist und Verstand aber verfahren nach dem, dem Geschlechte eigenen, feinem Tacte, auch hierin gerade am zweckmäßigsten.

Was die Angst anbetrifft, so sind, unglücklicher Weise, manche Veranlassungen dazu von der Art, daß sie nicht weggenommen werden können, ohne die Seele ihrer schönsten Vorzüge, ihres eigentlich wahrsten Wesens zu berauben.

Um sich selbst wird das eblere weibliche Gemüth nie so viel Angst haben, als um Vater und Mutter, um den Gatten, insbesondere um die Kinder. Mag es denn aber auch seyn, daß keine menschliche Hilfe irgendwo statt findet — so denn doch überirdische. In Fällen dieser Art giebt es keine andere, aber auch keine zuverlässigere, Zuflucht, als Gebet und Gott=Ergebung. Freilich aber muß die Seele Ihn, zu dem allein sie nun ihre Zuflucht nehmen kann, vorher schon haben kennen lernen, wenn sie dann Vertrauen zu ihm soll fassen können. Wo das aber ist, da hat die Religion oft, in den schrecklichsten Lagen des Lebens, Wunder gethan. Außerdem — und selbst auch zum Theil mit in jenem Falle — muß man sich nur hüten, die unvermeidliche Angst sich noch zu vermehren durch geflüsterte Erschütterungen der Phantasie in absichtlicher Selbstquälerei, und durch den unseligen Eigensinn, Alles, was beruhigen könnte, gewaltsam von sich zu stoßen.

Traurigkeit. Kummer. Gram. Jorn.  
Sanftmuth. Aerglichkeit.  
Empfindlichkeit.

Wir gehen über zu Traurigkeit, Kummer und Gram. Traurigkeit ist die niedergeschlagene, schmerz=empfindende Stimmung des Gemüths überhaupt; Kummer nennt man sie, wenn sie sich eben so sehr mit widrigen Möglichkeiten der Zukunft beschäftigt, als mit dergleichen Vergangenen und Gegenwärtigen; der Gram hat es bloß mit der Vergangenheit zu thun. So z. B. grämt sich eine Witwe um den Tod eines geliebten Gatten; und hat Kummer über ihren Sohn, dessen Aufführung oder dessen Schicksale sie eben so besorgt um ihn als traurig über ihn machen.

Daß Traurigkeit eine der erschöpfendsten, zerstörendsten Gemüths=Bewegungen ist — ich wünsche: (wünsche es aber mehr, als ich es hoffen darf) Keine von Ihnen möge es an sich selbst erfahren haben; — niemanden ist es unbekannt. Ueberläßt man sich ihr, auch bei dem

gerechtesten Grunde, zu sehr, so verbohnt sich die Seele nachher, jeden Stoff dazu aufzunehmen, auch wenn er ihr eigentlich nicht nahe liegt; und am Ende erscheint das ganze Leben, wie mit einem Flor überzogen; man findet dann in jeder Freude auch, und in jedem Gefühle von Anhänglichkeit und Liebe, einen Grund, sich zu quälen; weil man sich zum Schmerze wie bestimmt glaubt, und so denn selbst in froheren Empfindungen gleichsam nur eine Anweisung auf nachfolgende um so traurigere findet.

Wie weit das gehen kann, davon habe ich selbst einmal ein — ich möchte sagen: erschütterndes — Beispiel gesehen. Ich befand mich in einem Zirkel von Damen, wo es mir befiel, daß wir gerade den kürzesten Tag hatten. Ich machte der Gesellschaft dazu meinen Glückwunsch. Die Hauptperson des Zirkels, gerade eine leidenschaftliche Naturfreundin, seufzte tief auf, und es bemächtigte sich ihrer ein sichtbarer Schmerz. Erstaunt über diese Erscheinung, fragte ich sie nachher darum. Ach, sagte sie, Sie mahnten uns daran, daß wir dem Frühlinge entgegen gehen; aber mit dem Frühlinge muß ich mich wahrscheinlich von meiner Tochter trennen; und diese — Möglichkeit der Ferne versetzte mich in die traurige Stimmung!

Zuweilen fühlt man sich traurig gestimmt,

ohne zu wissen warum. Das ist ein bloß körperlicher Zustand; entweder nach einer vorhergegangenen Erschlaffung oder Gespanntheit der Nerven — so z. B. nach einer sehr großen Freude, zuweilen mitten in derselben; oder es ist das dumpfe Gefühl irgend einer Unordnung im Innern des Körpers, eines Verdauungs-Hindernisses, einer Erkältung, eine Anhäufung von Blut, das nicht seinen natürlichen Weg nimmt. Menschen von Phantasie und Zartgefühl machen sich aber oft diesen Körper-Zustand zum Seelen-Uebel. Sie halten es für die Ahndung irgend eines bevorstehenden Unglücks; oder sie suchen irgend einen Grund dafür in ihren nächsten häuslichen Verhältnissen; die edleren Gemüther in einer Unzufriedenheit mit sich selbst. Man sei denn gegen diese Selbst-Täuschungen und Selbst-Quälereien auf seiner Hut; man hebe das Uebel von da aus, wo es liegt, vom Körper aus.

Vom Gram läßt sich in gewisser Hinsicht behaupten: er ist eine Sünde; vom Kummer: er ist eine Thorheit; die Traurigkeit allein hat eigentlich ein Recht auf Achtung, Mitleid und Heilung. Nehmen Sie, bitte ich, an diesen Aeußerungen keinen Anstoß, sondern hören Sie erst meine Erklärung. Ich sagte: der Kummer sei meist eine Thorheit. Damit meinte ich das: Daß den Menschen Widriges trifft, und so denn

ein Schmerz ihm die Seele durchbringt — das zu verhindern, steht schlechterdings nicht bei uns. Aber was bei uns steht, ist erstens: ob wir das schon gegenwärtige, schon wirkliche Uebel selbst noch geflissentlich vermehren und erschweren wollen, durch Quälereien nun auch noch mit künftigen Möglichem. In gewisser Hinsicht ist das freilich auch natürlich. Aber ist denn alles Natürliche darum auch recht, auch klug? So viel also zu irgend einem, an sich noch so gerechten, Kummer hinzu gethan wird von der Phantasie, indem sie sich damit abhängigst: „ach nun wird auch das geschehen“ und „nun kann es so kommen“ und „nun muß das daraus folgen“: so viel mischt sich Thorheit ein. Denn wir sollen uns nicht noch unnützlich mit der Zukunft martern, da Gegenwart und Vergangenheit ja wohl, sollt' ich meinen, uns schon der Uebel genug auflegen. Ferner sagte ich: der Gram sei eine Sünde. Er ist es in so fern, als er in absichtlich unterhaltener Traurigkeit besteht. Die Traurigkeit ist, ihrer Natur nach, vorübergehend. Sie wird zum Gram nur, wenn man in seinem Schmerze sich gefällt; wenn man einen Genuß darin sucht, sich eine Pflicht daraus macht, seiner Traurigkeit sich zu überlassen; ohne sie zu bekämpfen, ohne auch nur die Heil- und Linderungsmittel annehmen zu wollen, die sich von selbst uns dar-

bieten. Dieß ist — auch bei dem gerechtesten Schmerz — dieß ist selbst bei dem aller-pflichtmäßigesten, bei dem über begangene Sünden — durchaus unrecht. Denn solch ein Gram in Hinsicht auf erlebtes Widrige ist, so zu sagen, eine Erklärung an Gott: „Du hast mich betrübt, und so will ich denn auch immer traurig seyn! Du hast mir Jenes genommen: was du mir liehest, was du mir Anderes giebst, das mag, das achte ich nicht; Jenes wollte ich haben.“ Im Bewußtseyn von Verschuldungen ist der Gram eine Selbst-Verachtung. Wenn man sich nämlich über das, was man gesündigt hat, nur quält, so ist das eben so viel, als ob man erklärte, daß man nur fähig gewesen sei, zu fallen, nun aber nicht fähig sei, vom Falle wieder aufzustehen; das Gesündigte gut zu machen und sich zu bessern.

„Wo man denn aber nun einen gerechten gegenwärtigen wirklichen Grund zum Seelen-Schmerz hat?“ Ja, da ist das Erste und das Wichtigste: — dem Scheine nach: das Schlimmste; in der Wahrheit: das Wohlthätigste — Man überlasse sich diesem Schmerz anfangs, man fühle ihn so ganz, so innig, als er eingreift. Hat man also einen Gegenstand seiner Liebe durch Tod oder Trennung verloren, so denke und fühle man das ganz und innig durch, wie viel man verloren hat, und durch was

Alles dieser Verlust für uns so empfindlich wird. Ist man gekränkt, betrogen, moralisch gemißhandelt worden, so empfinde man das Herzerreißende, das Unverdienete einer solchen Behandlung. Kurz, man thue zuerst der Natur ihr Recht. Denn nur erst, wenn dieß geschehen ist, können die Pflicht und Klugheit hoffen, daß ihre Forderungen nun auch werden beachtet werden. Ist jenes nun aber geschehen, dann suche man Trost und Aufheiterung! Das Suchen ist in der That nicht nöthig; man sehe nur, man nehme nur auf, was sich von selbst dazu darbeut. Auch hier erweisen sich der Gang der Natur und der Sinn für Wahrheit eben so wohlthätig als würdig. Nur Unnatur und Affectation können sich und die Welt überreden wollen, irgend ein Schmerz erhalte sich immer in gleicher Stärke und Tiefe. Ueber jeden Schmerz behauptet die Zeit ihr Recht; auf jeden Schmerz haben die Umstände Einfluß. Sobald man also nur dem Einflusse der Zeit und der Umstände nicht gewaltsam widersteht, so verliert sich eine natürliche Traurigkeit unausbleiblich von selbst wieder. Das heißt nicht: man wird nun gleichgiltig gegen das früher Beweinte; man denkt nun gar nicht mehr an das, was einst Schmerz gab; aber man denkt nicht mehr unausgesetzt daran, man fühlt sich das Herz nicht mehr so

zerrissen, wie anfangs. Hier haben Sie, Meine Zuhörerinnen, die Erklärung von einer Erscheinung, über welche Sie Alle ganz gewiß in Gesellschaften schon oft ungünstig haben sprechen hören und sich wohl selbst auch mit Ihrem eignen Urtheile versündigt haben. Nämlich: es verliert eine Frau ihren Gatten, eine Mutter ihr Kind. Man wußte, wie innigst die Frau den Gatten, das Kind geliebt, man sahe, wie furchtbar ihr Schmerz war — mit Befremden aber macht man nach Monaten, nach Wochen die Bemerkung: ihr Schmerz ist nicht mehr, der er war, sie kann sich nun schon wieder freuen an dem und dem, sie hat wieder ihre heitern Stunden und Tage. Da heißt es denn nicht selten mit einem spöttischen Tone: „Sie hat sich zu trösten gewußt.“ Nein! Sie hat sich nicht getröstet, sondern die Zeit, die Natur, die Erbarmung Gottes haben sie getröstet; und sie hat nur nicht widerstanden — eben, weil ihr Schmerz wahr und natürlich war. Fene andere aber, die selbst vielleicht den Gatten in die Gruft gequält, die sich im Leben um ihr Kind wenig bekümmert hat, eine Solche macht zuweilen noch nach Jahren die Trostlose, eben weil sie nie wahrhaft trost=bedürftig war: oder weil die Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit ihres Temperaments sie für ihren Schmerz in derselben unnatür-

lichen Spannung erhielt, wie für ihren Zorn. Manche des Geschlechts kann, nach Jahren selbst, nicht aufhören, um irgend einen Todten — zu trauern? das wäre zu edel — zu heulen, mücht' ich sagen — gerade aus demselben Grunde, und in derselben Art, warum etwa sie in früheren Jahren sich nicht satt tanzen konnte. Bei dem Einen nämlich, wie bei dem Andern, lag und liegt nichts, als gemeine rohe Sinnlichkeit, zum Grunde.

Wo eine natürliche, gerechte, edle Veranlassung zur Traurigkeit statt findet, sei nur immer — nächst dem, daß man dem Herzen sein Recht läßt — das Erste, daß man weder in dem Schmerze seine Wollust finde, noch daß man glaube, die Pflicht fordere es, sich ihm ganz und auf immer hinzugeben. Der wahre Schmerz thut freilich auch, als ob er ewig dauern würde und müßte; aber er thut so, weil ihm wirklich so zu Muth ist; weil er gar nicht anders kann. Sobald man sich das aber vorsagt und darüber räsonnirt, dann ist schon Gemachtes, Gefünsteltes, Gewolltes wenigstens, dabei. Und das muß nicht seyn. Man überlasse sich also den Eindrücken des Schmerzes, so lange sie Natur sind, so lange dieß Ueberlassen Bedürfniß des Herzens ist. Aber verlieren diese Eindrücke, mit der Zeit, ihre Stärke, (wie das durchaus ge-

schiebt) werden sie verdrängt durch andere, so suche man jenes nicht zu hindern, so widerstrebe man diesem nicht. Wende man nicht ein: „die Vernunft und die höheren sittlichen Gefühle selbst tragen doch oft dazu bei, den Schmerz in uns zu unterhalten.“ Wohl! aber eben sie bieten auch Gründe dar, ihn zu lindern. Als z. B.: sie erinnern an die Nothwendigkeit, in das Unabänderliche sich zu ergeben; sie weisen hin auf die Wohlthätigkeit der Lebens-Verluste und Entbehrungen; sie sichern die Heiligkeit und Seligkeit des unbedingten Glaubens: „Was Gott thut, das ist wohlgethan!“

In dem Geitherigen liegt denn auch schon das Wesentlichste von dem Allen, was über das Benehmen gegen Trauernde und Kummervolle zu sagen ist. Das Thdrichteste, wie das Grausamste ist, nur immer gleich trösten zu wollen. Ist es, wie wir gesehen haben, dem wahren Schmerze nächstes, dringendestes Bedürfnis, nur erst sich recht auszuweinen, so muß auch das thätige Mitleid mit einem solchen Leidenden zunächst nur erst darauf aus seyn, ihm zur Befriedigung jenes Bedürfnisses behilflich zu seyn. „Weinet mit den Weinenden“, sagt die Menschen-Kenntniß wie die Menschen-Liebe. Man spreche also mit Tiefbetrübten über den Gegenstand ihres Schmerzes, man nehme auf, man

führe seiner Seits auch aus, Alles, was ihn rechtfertigen kann. Und nur erst aus der Ferne, nur wie zufällig und unwillkürlich, zeige man, was zum Troste gereichen kann. Manche Art von Trost ist geradezu eine Abgeschmacktheit, z. B. die große Wahrheit, daß wir doch Alle sterben müssen. Manche andere, so wahr an sich, so gehaltreich für die ruhigere Stimmung, ist für den Anfang wenigstens eine Herzlosigkeit; z. B. daß geschehene Dinge nicht zu ändern sind. Das Wahrste und Würdigste und Wohlthätigste verliert seine Kraft, sobald es zu früh angebracht wird. Im ersten Schmerze kann der Mensch schon darum keinen Trost auffassen, weil er da schlechterdings keinen Trost haben mag. Wollen Sie also dem Wichtigsten und Wohlthätigsten seinen Einfluß sichern, wenn es dazu Zeit seyn wird, so müssen Sie, so lange diese rechte Zeit, und mit ihr die Empfänglichkeit dafür, noch nicht da ist, auch mit dem Troste zurückhalten. Zerstreuen endlich — und Aufheitern — wohl ist dieß die beste Art des Verfahrens mit Traurigen. Aber Alles wird verdorben, wenn man sich diese Absicht zu sehr merken läßt; sie wohl gar geradezu ankündigt. Das muß Alles von selbst kommen! durchaus nicht gewaltsam, nicht von Weitem angelegt sich zeigen, sondern so wie die Umstände es geben, muß man die

Umstände benützen. Wahres, inniges Mitgefühl, mit nur einiger Kenntniß des menschlichen Herzens verbunden, lehrt hier mehr, als alle Vorschriften und Warnungen lehren können. Darum sind verständige Frauenzimmer auch die besten Trösterinnen.

Wenn der Mensch sich für beschädigt oder beleidigt hält, so wird er unwillig. Das ist Natur-Unlage — und, wie alle diese, von dem Schöpfer, in wohlthätiger Absicht uns verliehn. (Der Mensch soll sich sein Wohlgefühl erhalten, und darum denn auch dasselbe schätzen und vertheidigen.) Bricht der Unwille heftig und thätlich aus, so ist man zornig. Muß oder will man den Zorn in sich selbst verschließen, so erscheint man als ärgerlich. Wird man von jeder Kleinigkeit krankhaft aufgereizt, so ist man empfindlich. — Das ist denn nun ein ganzer Kreis von widrigen Gestalten; aber wir können uns dessen nicht entschlagen: wir müssen sie doch alle näher ins Auge fassen; und da wird es sich vielleicht finden, bei einer oder der andern hätten wir, um sie genau zu betrachten, nur in den Spiegel sehen dürfen. Denn obwohl jene widrigen Eindrücke sich richten nach der Verschiedenheit des Temperaments, des Charakters, des Gesundheits-Zustandes — ach leider nicht selten selbst darnach, was wir am Mittage gegessen,

oder wie wir die Nacht geschlafen haben: — so ist es doch gewiß: bei jedem Menschen herrscht das Eine oder das Andere vor; und jeder Mensch ist, unter Umständen, einem jeden dieser Eindrücke unterworfen.

Fangen wir beim Zorne an. Erwarten Sie nicht, daß ich schildern werde; weder seine Aeusserungen, noch seine Nachtheile. Wer weiß es nicht, zu welchen Thorheiten er verleitet, welchen Schaden er anrichtet, welche furchtbare Gefahren er veranlaßt, welche Versündigungen an Gemüthsruhe, Gesundheit und Leben der Mitmenschen er auf sich ladet; und wie er zugleich in dem Allen, und durch das Alles, sich selbst straft; mit dem abscheulichen Zustande der Besinnungslosigkeit, in welche ein Zorniger sich versetzt. (Jener Römer hatte recht, wenn er den Zorn eine vorübergehende Berrücktheit nannte) mit Zerrüttungen des Körpers, mit gänzlicher Verfehlung des einzigen nächsten Endzwecks selbst, den er bei allem seinem Toben haben kann, nämlich dessen, sich zu vertheidigen und sicher zu stellen. Denn wer von uns hätte nicht selbst die Erfahrung gemacht, wie man beim Anblick eines wüthend-zornigen Menschen, der sich gefürchtet machen will, so wie nur der erste Schrecken vorüber ist, kaum des Lachens sich zu

enthalten vermag über alle die Verkehrtheiten, die ein solcher thut und spricht.

Nur über die gewöhnlichen Entschuldigungen dieser furchtbaren Gemüths-Erschütterung bedarf es einiger Worte. „Kann man denn bei Allen gleichgiltig bleiben?“ heißt es da zuweilen. Aber! „Muß man darum wüthen?“ „Es geht schnell vorüber!“ Nun freilich wohl, denn wenn auch das nicht wäre, so würde jedes Irrenhaus bald viel zu klein seyn! Aber! „so lange als es dauert?“ Und ach, wie viel Böses kann in drei Minuten geschehen!

„D ich mache, was ich in der Hitze gethan, sogleich wieder gut!“ Ist denn das möglich? Läßt sich im Grunde denn irgend etwas dieser Art, irgend Eine Kränkung, Ein Unsinn ganz wieder gut machen?

„Die heftigsten Menschen sind oft die besten!“ Sinnlich gut mögen sie seyn, aber dazu, daß sie die besten seyn sollten, fehlt ihnen so viel, daß man ihnen nicht einmal zugestehen kann, moralisch = gut zu seyn. Denn dazu gehört durchaus auch das mit, daß man Gewalt über sich hat. Und sei es denn auch, daß diesen heftigen Menschen eine gewisse Gutmüthigkeit sich nicht absprechen läßt: sind sie denn deshalb so gut gesinnt, als sie seyn sollten? sind sie wahrhaft wohlthätig für Andere? glücklich in sich selbst?

Was in Hinsicht auf das weibliche Geschlecht von dem Zorne zu sagen ist, hat, vor Jahrtausenden schon, kurz und kräftigst ein alter jüdischer Weiser in wenige Worte zusammengedrängt; Jesus Sirachssohn, wenn er sagt (in seinem 25ten Kapitel, welches ich Ihnen überhaupt ganz nachzulesen empfehle): „Ich will lieber bei Bösen und Drachen wohnen, denn bei einem bösen Weibe.“ Und was er dort noch weiter sagt: vom „Verstellen der Gebehrden, vom Scheußlich werden“ u. s. w. — sollte nicht Jede von Ihnen das Gemälde schon einmal in der Wirklichkeit des Lebens gesehen haben? Und die es sahen, die haben — daß bin ich gewiß — gezittert, getrauert, ihres Geschlechts sich geschämt. Natürlich! Nichts widerspricht so geradezu der wesentlichsten weiblichen Grund = Anlage, der: zur Liebe; nichts lähmt so völlig die eigenthümlichste und edelste weibliche Wirksamkeit, die: durch Milde; nichts zerstört so unausbleiblich in sich selbst alle ächt = weibliche Glückseligkeit; die: sich glücklich zu fühlen in Andern. So kann es uns denn auch nicht befremden, daß keine andere Leidenschaft so tiefe und zerrüttende Spuren selbst dem weiblichen Antlitze eindrückt. Es ist, als ob die Natur selbst vor dem Un- und Wider = natürlichen warnte.

Nur noch zwei allgemeine Bemerkungen über

ben Zorn! Es giebt nämlich allerdings Temperamente, die demselben vor andern ausgesetzt sind. Aber durchaus ein jeder Mensch muß gegen ihn auf seiner Hut seyn. Gerade die von Natur sanfteren, kälteren, phlegmatischen Personen, wenn sie einmal aufgebracht werden, sind am furchtbarsten; sind dann ihrer selbst schlechterdings nicht mächtig. Ich sah einst einen der ruhigsten, gefestesten Männer, die ich je habe kennen gelernt, einen sittlich=achtungswürdigen Mann von hohen Jahren, so wüthend, wie bis dahin mir nie ein Andern vorgekommen war. Ueber eine Kleinigkeit mißhandelte er seinen Bedienten auf eine furchtbare Weise. Wie war das möglich? Der Mann war jetzt das Glas Wasser, das von einem einzigen rasch hinein gegossenen Tropfen überläuft, weil es nun eben schon übervoll ist. Bei dem ruhigsten Menschen läuft es über; oft schon darum, weil er sich dessen, von der Seite her gerade, am wenigsten versehen hat, und also nicht sich vorfleht.

Zur Ehre des weiblichen Geschlechts wollen wir es uns daher denn auch erklären, wie zuweilen ein Wesen, das die Sanftmuth und Liebe selbst seyn, plößlich als Furie dastehen kann. Sie ist jetzt nicht mehr sie selbst; Ihr eigentliches Ich hat in der Selbstvergessenheit sich irrend wohin verirrt, und ein vorüberziehender

bßer Geist hat sich, auf einige Augenblicke, in die leere Wohnung eingelagert.

Die zweite, noch übrige, Bemerkung besteht in Mittheilung einer selbst gemachten Erfahrung. Als ich vor einer Reihe Jahre eine Besuchs=Reise in mein deutsches Vaterland machte, gräute mir unter andern auch zum voraus vor den Insolenzen und Chikanen der Postmeister und vor der Grobheit, Rohheit und unausföhllichen Trägheit der Postillone, insbesondere in dem Lande, welches das nächste Ziel meiner Reise war. Dergleichen läßt sich nun durchaus nicht ganz verhüten. Also muß man seine Partie nehmen. Und ich nahm die, daß ich mir vorsetzte, Alles, was in der Art sich ereignen könnte, und was mir die Galle aufregen wollte, von der lächerlichen Seite zu nehmen. Man wird nämlich finden: alles Uergerliche hat in sich und um sich, oder giebt wenigstens zugleich immer, etwas Römisches. Und siehe da! mein moralisches Hausmittel schlug ganz trefflich an. Ich kann mit Grund der Wahrheit sagen, daß ich mich, auf der ganzen Reise von sechshundert Meilen, die ich damals machte, nur zweimal eigentlich ereifert habe; während mein sonst viel welterfahrener und ruhigerer Reise=Gefährte fast regelmäßig auf jeder Station eine Gallen=Expedition hatte

Der Geneigtheit zum Zorne entgegen gesetzt ist die Tugend der Sanftmuth. „Die Tugend“ sage ich. Denn obschon bei manchen Menschen Natur-Anlage, kann sie bei allen doch selbst-erworbenes Verdienst werden; — bei Allen! auch bei den heftigsten. Der heftigste Mensch selbst befindet sich zuweilen in einer Lage oder Stimmung, wo er, auch noch so lebhaft gereizt, doch gelassen bleibt; entweder weil er muß, aus Furcht vor zu großer Gefahr für ihn beim Ausbruche seiner Hitze; oder weil er es will, aus Liebe zu irgend einem Wesen, dem er nicht weh thun mag. Was denn aber unter Umständen von unserm Willen abhängt, ja das müßte — (und das würde, bei der nothigen Gewalt des Menschen über sich selbst!) — immer bei uns stehen; soll denn wenigstens Gegenstand unseres unablässigen Bestrebens seyn.

Insbefondere ist nun die Sanftmuth die Krone aller weiblichen Liebendwürdigkeit. Daher das leidenschaftlichste, bößartigste Geschöpf Ihres Geschlechts wenigstens nach dem Scheine davon strebt. Ohne Sanftmuth kann das Weib vielleicht bewundert, aber nie geliebt seyn; und stets wird sie gemieden werden. Die Sanftmuth hat ihr eigenes Außere. Aber sie besteht nicht bloß im Außern: im ruhigen, freundlichen Gesichte, in liebevollen Blicken, in weichem Tone

der Stimme. Und wenn dieß Außere angenommen, erkünstelt wird, ohne daß das Innere ihm entspricht; so hält jenes auch nicht bloß nicht wieder bei irgend einer unversehnen Probe, sondern es verräth sich auch schon im gewöhnlichen Zustande — wie ich gefunden zu haben glaube, insbesondere durch eine eigenthümliche Sauer-süßigkeit der Mine, und durch etwas Gebrochenes und Ungleiches in der Stimme.

Die wirkliche Sanftmuth findet sich nicht so leicht beleidigt, und wo sie es auch ist, behält sie ihre Fassung doch; und benimmt sich, mit Würde und Klugheit nicht bloß, sondern auch mit Wohlwollen und Zartheit. So sichert sie sich fast immer unausbleiblich gegen jene neuen Beleidigungen, welche aufgeregte Heftigkeit sich in der Regel zuzieht. Und statt, wie diese, gleichfalls unausbleiblich, in der Meinung der Menschen zu verlieren, gewinnt sie an Achtung und Liebe; und jeder Sieg, den sie erkämpft über irgend einen Angriff auf die Ruhe des Gemüths, erhdht dessen Kraft und sichert dessen Frieden; so daß dasselbe, je länger je mehr, am Ende über die Beeinträchtigungen seiner Ruhe sich erhaben fühlt.

Ist aber bei irgend einer Tugend — merken Sie wohl auf, Sie, meine jüngeren Zuhörerinnen — ist irgendwo frühe Bildung nothig,

so ist es bei der Sanftmuth. Denn auch die Leidenschaft des Zorns wird, wie alle andern Leidenschaften, und alle Sünden überhaupt, mit den Jahren stärker und häßlicher. Was an dem jungen Mädchen bloß zu reizbare Lebhaftigkeit, bloß Temperaments-Hefigkeit ist, wird, wenn man es nicht bekämpft und beherrscht, nach und nach Leidenschaftlichkeit, Vöthastigkeit. Das junge Mädchen, welches sich erlaubt, ihren aufgeregten Unwillen durch Schreien beim Sprechen Luft zu machen, mit den Füßen zu stampfen, die Thüren hinter sich zuzuschlagen, das Dienstmädchen in der Hefigkeit mit Schimpfwörtern zu überschütten, oder wohl gar zu ohrfeigen, ist — wenn sie nicht unverzüglich und ernstlichst an sich arbeitet — eine ganz sichere Candidatin zur künftigen Furie.

Gerade in der Jugend aber auch, trotz ihres lebhaftern, übereilendern Gefühls, wird ihrem Geschlechte die Bildung zur Sanftmuth weit leichter. Sie sind jetzt noch so abhängig: von Vater, Mutter, Brüdern, ältern Schwestern und dem ganzen gesellschaftlichen Kreise, in dem sie leben. (Es müßte denn seyn, daß Eine schon früh sich zum gefürchteten Ungethüme des ganzen Hauses gemacht hätte.) Alle die bessern, zarteren weiblichen Natur-Gefühle sind jetzt noch am regsamsten und unverdorbensten; insbesondere kommt

der diesen Jahren so eigne Wunsch: zu gefallen, Ihnen zu Hilfe. Versuche es also nur auch die Hefigste, die mich hört; und sie wird können, was sie ernstlich will.

Gefährlicher aber noch, als der eigentlich ausbrausende Zorn, ist, für das weibliche Geschlecht insbesondere, die Uergerlichkeit. „Ich habe mich geärgert“, sagt man im gemeinen Leben zwar auch, wenn man über irgend etwas heftig geworden ist. Eigentlich aber ist der Uerger vom Zorn darin unterschieden, daß dieser nach Außen sich Luft macht, jener nach Innen wirkt; weil man seinen Unwillen auslassen entweder nicht kann (man fühlt sich zu schwach dazu, zu abhängig) — oder nicht will; aus Rücksichten der Pflicht oder der Klugheit. Gewisse Temperamente und Stimmungen — aber nicht etwa gerade die der kräftigsten, sondern auch die der schwächlichsten Naturen — brausen über Alles und immer auf und aus; auch über die unbedeutendsten Kleinigkeiten; auch wo alle, alle Rücksichten rathen, an sich zu halten. Andere verschließen Alles in sich und verarbeiten es innerlich — nun freilich! wozu denn anders, als zu Gift und Galle? So furchtbar der Zorn in einzelnen Aeußerungen erscheint, so ist es doch noch die Frage, ob er nicht am Ende, für den, der sich ihm überläßt, so wie selbst für Andere,

weniger verderblich sich erweist, als der Aerger. Der Zorn erschüttert die Lebenskraft ab und zu; der Aerger nagt immer an ihr; der Zorn lähmt oder betäubt auf Augenblicke das moralische Gefühl; der Aerger vergiftet es, bringt in die Ansichten des Menschen immer mehr Düsteres und Schiefes, in seine Empfindungen und Gesinnungen Unfreundliches und Bitteres; und, da er das eigene Leben am Ende nur als Last fühlt, wie kann er anders, als fremdem Leben zur Last fallen. Da es nun theils in der Natur des Weibes liegt, weil das Weib sanfter und zarter ist, theils in den Verhältnissen des Geschlechts, in so fern diese abhängiger sind, daß sie im Ganzen mehr dem ausgesetzt sind, sich zu ärgern, als auszubrausen, so muß ich hierbei noch etwas verweilen.

Aergerlichkeit hat ihren Grund — und zwar meistens — in körperlichen Beschwerden und Schwächen; wenn irgend ein Schmerz oder Druck, eine Schärfe und Reizbarkeit, ein unentwickelter Krankheits-Stoff, vom Körper aus, die Seele verstimmt. Daher die leider nur zu gewöhnliche Unerträglichkeit so vieler Schwangeren, und die der Frauen in jenen Lebens-Jahren, wo die weibliche Natur zum zweitenmale in der Geschlechts-Krise sich befindet. Daher die Verdrießlichkeit der Personen von schwachem

Magen oder von starker Eplust in den ersten Stunden nach der Mahlzeit; daher die Reizbarkeit Solcher, die zu Erkältungen geneigt sind; daher die Verdrießlichkeit, wenn man zu lange geschlafen hat. Und daher auch die Erscheinung bei schwer-Krankgewesenen — (die einzige dieser Art, von der man sagen kann, sie ist eine willkommene) — daß, wenn sie sich wieder zu fühlen anfangen, natürlich aber alle Kräfte noch sehr geschwächt sind, sie in so hohem Grade reizbar und, bei aller sonstigen Liebenswürdigkeit, wirklich, wirklich zuweilen höchst unleidlich sind.

In allen solchen Fällen ist in der That schon sehr viel gewonnen, so bald man nur die wahre Quelle des Uebels kennt, und weiß, man hat in sich zu suchen, was sonst leicht scheinen könnte um einen her zu liegen. Der Herr Ehegemahl ist wirklich heute um nichts ungefälliger, als sonst; die Kinder sind um nichts unartiger; die Domestiken nicht nachlässiger: sondern nur Sie, Madame, sind heute in einer Stimmung, die das Alles heute schärfer bemerkt und ungeduldiger trägt. Also denn, man vermeide, was sich dießfalls vermeiden läßt; man schaffe das zugezogene oder aufgesammelte Körper-Uebel weg; und so lange es seinen Einfluß noch gar zu arg äußert — nun ganz gewiß würde dieß oft am kürzesten allem Unheil vorbeugen; — man sperre

sich ein. Gelinder, anständiger ausgedrückt: Man vermeide, so viel nur irgend möglich, Menschen zu sehen, mit Geschäften sich zu befassen; auf hässliche Vorhaltungen, Untersuchungen, Erkundigungen sich einzulassen, u. s. w. Zuweilen aber wirkt, gegen solche Verstimmungen, auch gerade wieder das entgegen gesetzte Mittel am heilsamsten; nämlich, daß man Menschen sieht, in größere Gesellschaften geht, etwas sehr Wichtiges bespricht; kurz, daß man etwas thut, wobei man sich zusammen nehmen muß, und sich seiner widrigen Stimmung nicht überlassen kann, wofern man nicht gegen die Regeln der gemeinsten Höflichkeit oder gegen alles Gefühl von Billigkeit und Zartheit sündigen will. Daß Personen aus der größern Welt und von feinerer gesellschaftlicher Bildung überhaupt über ihre widrigen Stimmungen und Empfindungen mehr Gewalt haben — wobei Andere wenigstens immer das gewinnen, daß sie gegen gemeine Ausbrüche von Heftigkeit und Unmuth gesichert sind — hat seinen Grund unstreitig mit darin, daß Jene durch ihre Lebens-Weise genöthigt sind, so oft sich zusammen nehmen, sich zwingen zu müssen, gute Mine beim schlechtesten Spiele, ein heiteres, gefälliges Gesicht machen zu müssen, in einer Stimmung vielleicht, in der sie die Welt oder sich selbst zerreißen möchten.

Ein anderer Grund, sich jetzt zu ärgern, ist oft gar kein anderer, als der, daß man so eben sich geärgert hatte. Die Saite war schon angeschlagen und tönt noch nach; da bedarf es denn nur einer leisen Berührung, und sie läßt sich auch wieder lauter hören. Am schlimmsten ist es dann, wenn man sich über sich selbst geärgert hat. Nicht gerade, wie ein menschenfeindlicher Philosoph behaupten könnte, daß man nun geneigt ist, Andere entgelten zu lassen, was man selbst gesündigt hat, sondern weil die Unzufriedenheit des Menschen mit sich selbst sein ganzes Wesen so von innen heraus erschüttert, daß in der Stimmung Alles weit widriger, als sonst, auf ihn wirkt.

Sie erwarten vielleicht, daß ich hier wieder, wie schon öfter, sagen werde: „da ist leicht zu helfen.“ Nämlich: „Man gebe sich selbst nur keine Ursache, mit sich unzufrieden zu seyn.“ Allein das ist denn auch leichter gesagt, als gethan. Lieber denn also auch gegen dieses Eccelen-Nebel denselben diätetischen Rath, wie oben gegen die Körperlichen. Man sage es sich: „Ich bin krank; nicht in den Gegenständen liegt es, daß mir Alles gelb erscheint, sondern in meinem krankhaft afficirten Seh-Organ. Werde ich denn zufriedener mit mir werden, wenn ich

mir noch einen neuen Grund gebe, unzufrieden mit mir zu seyn?"

Die reichsten und immer fließenden Quellen von Aergerlichkeit endlich sind einzelne moralische Gebrechen, die ein Mensch an sich hat. Dahin gehören insbesondere die Eitelkeit mit ihren Prätensionen, der Eigensinn, die Rechthaberei, die moralische Unduldsamkeit und die häusliche und gesellschaftliche Pedanterei. Alles Uebrige erklärt sich selbst, aber was unter letzterer zu verstehen, bedarf eines Wortes. Wenn man verlangt, daß Alles nur in Einer Form, nur in unsrer Form statt finden soll, und wenn man so denn nicht bloß über Fehlerhaftes, über Unordnungen und Nachlässigkeiten unwillig wird, sondern sich widrig aufgereizt fühlt, schon wenn Alles nur nicht ganz so ist, wie wir es gemacht haben würden, wie wir es wünschen; selbst wo es vielleicht unmöglich war, daß Andre unsern Wunsch errathen konnten — das ist es, was ich mit obigem Ausdrucke bezeichnete.

Die Empfindlichkeit unterscheidet sich von der Aergerlichkeit noch insbesondere darin, daß sie Alles auf sich bezieht; daß sie für Kleinigkeiten auch, und gerade für Kleinigkeiten am meisten, reizbar ist; und daß der widrige Eindruck, welchen Unangenehmes auf sie macht, weniger in Unwillen, als in Traurigkeit, sich

zeigt; daß sie nicht so wohl immer beleidigt, als als immer gekränkt sich fühlt. — Wie wenig Freude es denn auch seyn mag, mit ärgerlichen Menschen es zu thun zu haben: mit empfindlichen ist man noch weit schlimmer dran. Denn erstens muß man eigentlich selbst empfindlich seyn, um ahnden zu können, durch was Alles empfindliche Personen gekränkt werden können; Wir andern, an Leib und Seele Gefunden, haben davon keine Ahndung, wie Jene von Dingen sich gekränkt fühlen können, die uns vielleicht geradezu erfreuen würden.

Außerdem aber sind die Empfindlichen nicht selten so gute, liebenswürdige Menschen, daß man doppelt dabei leidet, gerade Solchen wehe zu thun. Was doch gleichwohl, aus dem schon angegebenen Grunde, durchaus nicht ganz sich vermeiden läßt. Endlich aber ist es denn auch überhaupt eine so große Quaal, bei dem besten Willen, bei dem vorzüglichsten Benehmen, nie sicher zu seyn, daß man nicht aufstößt. Es giebt keine peinlichere Lage von der Welt, als die: Jedes Wort, jeden Ton, jeden Blick, jede Biegung des Körpers selbst (denn ein so oder so tiefes Compliment macht da schon etwas aus) ängstlich bewachen zu müssen. Und nun findet sich leider beinahe keine Familie, kein gesellschaftlicher Zirkel, welche nicht einen solchen Plagegeist unter

sich hätten. Ach und wer dabei am allermeisten geplagt ist, das ist der arme Plagegeist selbst.

Innig zu bedauern sind sie, diese Empfindlichen, wenn das Uebel seinen Grund hat in einem kränklichen Körper, den Alles afficirt, der immer, auch ohne Reizung von außen, die Seele zu Mißgefühlen verstimmt. Daher die Empfindlichkeit der Hektischen und Schwindsüchtigen, der Genesenden bei Krankheiten aller Art, der jungen Mädchen beim Eintritt ihrer Geschlechts-Krisis. Billig wenigstens zu entschuldigen sind jene armen Plagegeister, wenn ihre Empfindlichkeit aus dem Eigenthümlichen ihrer Verhältnisse entsteht. Personen nämlich, denen man ihrer Abhängigkeit, ihrer Unvermögenheit wegen eher etwas bieten kann, als Andern, sind eben darum auch geneigt, immer zu glauben, daß man es ihnen bieten wolle, daß man es mit ihnen nicht so genau nehmen zu dürfen glaube. So wird man finden, daß die verarmten, und die bürgerlich unbedeutenden Glieder einer Familie, daß diejenigen, welche in einem Hause, was man nennt das Gnadenbrot essen, daß in manchen Häusern die Haus-Secretaire, die Hofmeister und Gouvernanten, daß der Arzt, der Prediger, der Sachwalter in solchen Zirkeln, in welche sie, nicht ihrer Person, sondern ihres Geschäfts wegen, Zutritt haben — man wird am Ende finden,

daß unter Umständen Alle und Jede, auch die verhältnismäßig Vornehmeren und Geehrten, in Zirkeln, die wieder über ihnen stehen, geneigt sind, Empfindlichkeit zu zeigen.

Aber bei allem Bedauern, aller Entschuldigung, läßt die Empfindlichkeit doch auch immer noch Stoff genug zu gerechtem Unwillen übrig. Denn erstens liegen auch hier so oft moralische Fehler mit — oder wohl gar einzig — zum Grunde. Dieselben nämlich, die ich schon bei der Uergerlichkeit angeführt habe: Präensionen, Eitelkeit, Rechtshaberei, Unduldsamkeit. Und dann, auch wo der Körper-Zustand oder die Lage die nächste Schuld tragen mag, tritt Fehlerhaftes immer wenigstens mit hinzu. Z. B. daß von Kindheit auf kränkliche junge Mädchen ist eben deswegen gewohnt, immer wie ein rohes Ei behandelt zu werden. Wenn sie nun einmal sich soll anfassen lassen, wie ein anderes gesundes natürliches Ei, ja so hat sie und giebt sie unangenehme Empfindungen. Der Geschäftsmann im gesellschaftlichen Zirkel — warum läßt er sich es beikommen, hier dieselbe Rolle spielen zu wollen, die er in seinen staatsbürgerlichen Verhältnissen spielt? Jedes Verhältniß hat seinen Maasstab.

Aber nun auch das! Nicht selten entsteht die Empfindlichkeit aus einem nun! ich will nicht gerade

sagen bösen Gewissen, aber doch aus nicht reinem freiem Bewußtseyn. Weil nämlich etwa der Gelehrte, der Geschäftsmann sich bewußt sind, für die Gesellschaft nicht eigentlich sich gebildet zu haben, oder in derselben Bösen zu geben; weil die Erzieherin, die Wirthschafts-Gehilfin sich nicht abläugnen können, aus ihrem Verufe Manches in ihr gesellschaftliches Betragen aufgenommen zu haben, was hierher nicht paßt — darum eben sind Jene und Diese so geneigt, zu glauben, daß man das bei ihnen genauer bemerke, schärfer auffasse und schonungsloser rüge, als es — im Grunde wirklich der Fall ist. Aber auch ganz eigentlich böses Gewissen ist zuweilen der Grund von Empfindlichkeit. Erinnern Sie sich, wovon ich neulich sagte, daß es beim weiblichen Geschlechte insbesondere ein böses Gewissen verursache. So habe ich nun gefunden, daß gerade diejenigen des Geschlechts, welchen der Menschen-Kenner, der dabei ein wenig medicinische Kenntnisse hat, gern Winke und Warnungen über manches Geheime geben möchte, daß gerade diese in der Regel auch äußerst empfindlich sind, so wie gewöhnlich auch höchst argwöhnisch. Zwei Fehler, die man überhaupt fast immer in gleich hohem Grade beisammen findet.

Was denn nun aber zu thun, wenn man das Unglück hat, empfindlich zu seyn? Nun:

Zuvörderst: Manches nicht zu thun, wodurch man zur Empfindlichkeit gestimmt werden muß. Sodann: dessen, was man von Amts- und Geschäftswegen zu thun hat, sich nicht zu schämen; nicht einmal des Staubes sich zu schämen, der von jeder Gattung von Arbeit sich anzusetzen pflegt, moralisch wie physisch; sondern vielmehr so viel Selbstgefühl zu haben, daß man glaubt, bei seiner wirklichen Nützlichkeit und Nothwendigkeit, von Verständigen gar nicht, zurückgesetzt und noch weniger absichtlich beleidigt werden zu können. Ferner: von Gnadenbrote, von Familien-Unterstützung nicht zu leben, sondern lieber von der sauersten Hand-Arbeit, oder sich denen, bei denen und von denen man leben muß, durch wirkliche bestimmte Dienste, wenigstens möglichst wichtig zu machen; so daß man Selbstgefühl mit Grunde haben kann, auch in solchen Verhältnissen. Insbesondere gewöhne man sich, strenge Abrechnung mit sich zu halten, wieviel von den vermeinten Beleidigungen und Vernachlässigungen, womit Andere unsere Empfindlichkeit reizen, eigentlich doch bloß auf unsere Rechnung gehöret; auf Rechnung der zu hohen Meinung, die wir von uns selbst hegen, und auf Rechnung der zu wenigen Gerechtigkeit, die wir Andern widerfahren lassen. Und endlich mache man auch dießfalls den sehr vernünftigen, hochwohl-

weisen Zuruf, womit die alten Römer ihre Briefe zu schließen pflegten, (und was ich, beinahe in jeder Vorlesung einmal anzubringen, mich durch= aus gendthigt sehe, und nie unterlassen werde) sich zur täglichen Morgen=, Abend= und Mit= tags= Betrachtung. — Und das wäre? Nun! was denn wohl anders, als: „Sorge für deine Gesundheit!“

Da nun aber Empfindliche im Ganzen doch als Kranke zu betrachten sind, so muß man sie auch als Kranke behandeln, das heißt: nicht geflissentlich sie kränker machen; und Mitleid mit ihnen haben, selbst dann, wenn sie uns zu nahe treten. Man kennt das ja. Die edleren Gemü= ther dieser Art quälen sich nachher mit Vorwür= fen über begangenes Unrecht weit mehr noch, als sie im Zustande ihrer aufgewiegelten Einbil= dung sich quälen mit dem vermeintlich erlitte= nen Unrecht. Aber auch in so fern behandle man Empfindliche als Kranke, daß man der Krankheit nicht Vorschub thut. Als welches durch gar zu große Ungleichheit geschieht. Das Beste ist: Man nehme sich in Acht, ohne den Schein davon zu geben; vielmehr man thue, als be= merke man ihre Reizbarkeit gar nicht.

Zweiundvierzigste Vorlesung.

Feindseligkeit. Haß. Nachsicht.  
Feindes= Liebe.

Noch sind wir immer nicht, Meine Geehrtesten, aus dem Gedränge der widrigen Gemüths= Be= wegungen heraus. Nichten wir denn unsere Aufmerksamkeit zuerst auf Uebelwollen und Feindseligkeit als herrschende Gemüths= Stim= mung. Mit diesem Namen und für diese Stelle glaube ich eine Erscheinung bezeichnen zu müssen, die bei uns Männern freilich, besonders bei uns Geschäfts= Männern, auch nichts weniger als selten ist, und natürlich dann auch, in einen viel weitern Umfang hinaus, Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten verübt; in verhüllterer Ge= stalt aber, und deshalb um so nachtheiliger, in dem häuslichen Kreise des Weibes ihr Unwesen treibt. Lange bin ich mit mir uneins gewesen, wohin ich sie stellen sollte; ob in das Kapitel vom Zorn oder in das von der übeln Laune, oder (wo Ge= wisse freilich am liebsten sie würden aufgeführt gesehen haben) unter die bloßen Uebertreibungen

beß Berufs = Eifers. Ueber das Eine nur waltet weiter kein Zweifel ob, daß die Sache nicht unter die Liebendwürdigkeiten Ihres Geschlechts zu rechnen ist; und, Alles wohl erwogen, glaube ich auch dafür mich haben entscheiden zu müssen, daß die Erscheinung, nach dem größern Theile ihrer Aeußerungen und Veranlassungen, der feindseligen Gemüthsstimmung überhaupt angehört. Das ist nämlich das Bedürfniß: immer etwas zu schelten und zu zanken zu haben; bald mit den Diensthöten, bald mit den Kindern, bald mit andern Hausgenossen; und, je nachdem dieser sich das gefallen läßt, auch mit dem Herrn Ehemahle. Ein Bedürfniß nenne ich es. Denn diejenigen, bei denen dergleichen statt findet, scheinen es, eben so wie ihren Kaffee, gleich mit dem frühen Morgen genießen zu müssen; und so denn den ganzen Tag hindurch, bis zur Nacht, wie man vor dem Schlafengehn noch sein Glas Wasser trinkt. Aeußert sich die Verstimmung auch nicht gegen die gesammte Umgebung immer ganz gleich, so ist doch in der Regel abwechselnd Eine Person dieses nächsten Kreises der Haupt = Gegenstand. Und die nun dergleichen sich zu Schulden kommen lassen? Das sind insbesondre die guten Hauswirthinnen, die sehr ordentlichen Frauen, die gewissenhaften Mütter, die sittlich = ernstern und =strengen Gattinnen. Ja! als solche

kommen sie sich vor; solche mögen sie vielleicht in der That auch seyn. Aber die Frage ist: Ob sie nicht Jedes, und Alles zusammen, seyn könnten, ohne jene widerwärtige Eigenthümlichkeit? Ob diese nicht ihren anderweitigen Verdiensten so viel Eintrag thut, daß man ihnen lieber von diesen etwas entließe, wenn man nur nicht Jenes in den Kauf mit nehmen müßte? Es kann das Weib, das bessere selbst, sich gefährlichst verwohnen, wenn sie sich dießfalls so gehen läßt! Sie wird zur Haus = Plage, indem sie ganz treuherzig glaubt, wunder welche Haus = Ehre sie ist.

Und wie das nun entsteht? Aus Feindseligkeit leite ich es her. Wenn man nämlich zerfallen ist mit sich selbst — körperlich, durch anhaltende Schmerzen und Schwächen eines siechen Körpers; geistig, durch unbefriedigte Leidenschaften oder ein verletztes Gewissen — zerfallen mit dem Schicksale, daß es unsere Forderungen unerfüllt gelassen, unsere Hoffnungen getäuscht, Schweres, Unverdientes uns auferlegt hat — zerfallen endlich gar vielleicht mit den Menschen überhaupt, oder doch (da jenes, bei Ihrem Geschlechte, seltener statt findet, als bei dem unsrigen) mit einzelnen Ständen, Zirkeln, Verhältnissen, einzelnen uns gerade sehr wichtig gewesen Personen — nun! was ist natürlicher,

als daß man dieß nun seine Nächsten entgelten läßt; ohne gerade es zu wollen, ohne es zu wissen, — ja sogar zur öftern innigen Unzufriedenheit mit sich selbst; aber gleichviel doch nur so ist und so nun sich benimmt. Was ist unausbleiblicher, als daß, wenn körperliche Leiden, häusliche Sorgen, wenn die ohnehin nur zu gewöhnliche süße Laune des abgängigen weiblichen Lebens-Alters nun noch besonders drücken und stacheln, es mit dieser Stimmung zu einem hohen, hohen Grade häuslicher und „gesellschaftlicher Unausstehlichkeit“ kommt?

Die gewöhnliche Entschuldigung freilich be ruht sich auf Pflicht und Nothwendigkeit häuslicher Erinnerungen und Rügen. Aber gäbe es denn wirklich zwischen Erinnern und Erinnern, Rügen und Rügen, Schelten und Schelten selbst keinen Unterschied? Macht bei dem Allen nicht schon der Ton unendlich viel aus? Entscheidet nicht das schon, wie oft in einem Tage dergleichen Hagelschauer niederfallen? Wenn eine solche immer nur Tadelnde, immer nur Scheltende, doch nur eine Woche hindurch den Versuch machte, jeden Abend aufzuschreiben, wie oft sie den Tag über, und mit wem, und worüber, sie gescholten, gerügt und gehofmeistert hat. Sie könnte vielleicht zu genesen anfangen dadurch gerade, daß sie sich recht tief krank fühlt!

Der eigentliche Haß ist die gänzliche Abgewandtheit des Gemüths von einem Menschen, verbunden mit dem lebhaften Wunsche, daß der Gegenstand des Hasses viel Uebles haben möge, und mit der Geneigtheit, dergleichen ihm zuzufügen. Äußert der Haß sich thätig in dem Bestreben, zugefügtes Widriges mit Widrigem zu vergelten, so erscheint er als Rachsucht; schlummert diese im Herzen, als bloße Empfindung, aber doch so, daß sie sich wie unwillkürlich äußert, so heißt sie Groll.

Der Haß setzt also, in allen seinen Graden, Beleidigungen voraus; wirkliche oder vermeinte, das ist gleich viel für die Empfindung; und also gleich viel auch für den nachbleibenden Eindruck. Aber, werden mir vielleicht Einige einwenden, „sollte das von allen Graden gelten?“ Ohne eben einen Menschen zu hassen, kann man ihn doch nicht leiden, man hat einen Widerwillen gegen ihn, ohne eigentlich zu wissen, warum? — Ja! „Ohne den Grund davon sich zu sagen, ohne sich dessen deutlich bewußt zu seyn“ — das gebe ich zu. Aber „ohne allen Grund“, das widerspricht der menschlichen Natur. Prüfen Sie sich genauer, wenn Sie diesen niedrigsten Grad des Hasses, diese unbestimmte Abneigung gegen jemanden bei sich verspüren;

erinnern Sie sich aller Verhältnisse, Umstände, Stimmungen, zufälligen Eindrücke, die zwischen Ihnen und dieser Person statt gefunden haben, und gehen Sie dabei — das ist freilich eine Hauptbedingung — aufrichtig zu Werke: so stehe ich Ihnen dafür: Sie finden gewiß irgend einen Grund Ihrer Abgeneigtheit. Aber freilich — oft und meistens — einen so unbedeutenden, daß, in anderer Hinsicht, es allerdings so gut wie kein Grund ist; oder einen solchen, den man sich nicht gestehen mag, und deshalb lieber sich überredet, man habe gar keinen, weil man sich vor sich selbst schämt, einen solchen zu haben. Zum Beispiel: Es hat jemand etwa, als wir zuerst ihn kennen lernten, in irgend einer Kleinigkeit sich gegen uns eine Vernachlässigung zu Schulden kommen lassen; es war jemand Zeuge von einer Demüthigung, die uns widerfuhr; wir hatten vorher schon etwas von dieser Person gehört, was uns gegen sie einnahm; und was wir nun in ihrem ganzen Aeußern bestätigt zu finden glaubten; das Aeußere eines Menschen, sein Temperament, seine Art der Bildung und des Benehmens, sind unsrer Art zu seyn oft geradezu entgegengesetzt, daß sie gleichsam, auch stillschweigend, eine laute Kritik über uns machen; wie z. B. die Stille über die lebhaft Gesprächige; der freimüthige kräftige Mann

über den feinem Abgeschliffenen. Oder auch: es ist jemand uns so ähnlich — so ähnlich in seinen Fehlern auch, in seiner Vorlautigkeit, seiner Spottsucht, seiner Unbulsamkeit, daß wir aus dem Grunde wieder unvermeidlich zusammenstoßen — Kurz! in deß etwas werden wir immer den ersten wahren Grund von Abneigungen dieser Art finden.

Inßbesondere finden dieselben zwischen Personen von entgegengesetztem Temperament und Bildungs-Grade statt; lebhafte, rasche Menschen können es sich fast nicht anders möglich denken, als daß langsame, vorsichtige wider sie eingenommen sind; und eben so setzen ungebildete oder doch bloß haus-zugezogene Damen gewöhnlich als ausgemacht voraus, daß die geistvolleren, gebildeten sie verachten und ausspotten. In beiden Fällen denn pränumerirt man den Widerwillen, indem man sich überredet, daß man nur abzahle.

Gestehen Sie, Meine Zuhörerinnen, sollten nicht Viele von Ihnen sich schon in einem solchen Falle befunden und nachher eingesehen haben, wie sehr unrecht Sie hatten? Ich weiß nicht, was Sie thun wollen — aber ich muß, zur Steuer der Wahrheit, bekennen: bei mir ist das Bemerkte leider gar, gar oft der Fall gewesen! —

Setzt vom Hasse überhaupt. „Wie man

liebt, so haßt man", sagt eine bekannte philosophische Bemerkung. Nun denn! hat man einmal gesehen, in welchem Grade und in welcher Art manche Frauenzimmer wider jemanden seyn können, ja so muß man wahrlich zittern, wenn man das unselige Glück hat, daß sie jetzt eben für einen sind. Denn wenn es nun sich umstimmt — dann gnade Gott auch uns! Um so mehr, da der bitterste Haß aus beleidigter, verschmähter Liebe entstehen soll, und sodann auch ein gewisser Grad von Gunst schon, auch ohne eigentliche Liebe, wenn die Gemüthung sich wendet, einen um so höhern Grad von Widerwillen erwarten läßt.

„Demnach also hätte auch der weibliche Haß, besonders in so fern er so furchtbar erscheint, seinen Grund bloß in der schon oft als so verderblich geschilderten Leidenschaftlichkeit?“ — Nicht immer, Meine Damen! Die Tiefe des weiblichen Gemüths trägt auch mit dazu bei. Sehr gefühlvolle Gemüther, je schwerer sie sich dem Hasse hingeben, desto tiefer drücken sie ihn ein in das verwundete Herz. Sie umarmen Alles mit Innigkeit, möchte man sagen, (oder richtiger: sie eignen sich Alles im Innigsten an) die Liebe, wie den Haß. — Uebrigens macht es bei dem weiblichen Geschlechte der Haß auch eben so, wie jede andere Sünde: er tritt weni-

ger feck und ungestüm einher, als beim Manne; er spricht seine Sprache nicht so geflüstert laut; er verhält sich gern, und lauscht, verhält sich auch selbst, gern im Hintergrunde, und will, mit dem Allen, Andere und sich selbst überreden: er sei nicht, was er ist; nichts Schlechtes, sondern wohl gar etwas Gutes.

Eben so verhält es sich mit der Rache. Männliche Rache und weibliche Rache haben natürlich nicht dieselbe Physiognomie. Rache verfolgt — nun! womit sie kann; also bei dem weiblichen Geschlechte hauptsächlich mit der Zunge. Und wie sie denn kann; also, wenn nicht thätig, so leidend; oder eigentlich: zuschauend, empfindend. Der Haß der That, der Zorn des Augenblicks treten wohl eher rücksichtslos auf; aber die Fälle, wo weibliche Rache in Grausamkeit zu sich zeigt, sind seltener; desto häufiger dagegen die, daß sie sich weidet, in Schadenfreude, an schon vorhandenem Uebel. Mit Entsetzen hörte ich einmal eine Frau (und zwar eine nichts weniger, denn moralisch-schlechte) so geschäftig, so freudig erzählen, wie ein Mann, von dem ich wußte, daß er sie beleidigt hatte, so sichtbar verfallt mit seiner Gesundheit, so allgemein verliere in der öffentlichen Meinung; so empfindlich zurückkomme in seinem Beruf und Erwerbe; daß Alles hörte ich sie so geschäftig, so freudig erz-

zählen, als ob es die angenehmste Mittheilung von der Welt gewesen wäre. Weibliche Nachsucht ist übrigens um so gefährlicher, weil sie erstens: ihren Wirkungskreis im gesellschaftlichen Leben hat, von wo aus nicht bloß das gesellschaftliche Vergnügen und die häusliche Ruhe eines Menschen, sondern selbst auch seine Berufsthätigkeit, so leicht untergraben wird; weil sie zweitens eben deshalb so ganz gelegentlich wirken kann; und weil es drittens ihr so leicht wird, irgend eine moralische Maske, wenigstens die so gefährliche Mine gänzlicher Unbefangenheit, anzunehmen. Man sagt: Frauenzimmer sollen überhaupt nachtragender seyn. Ich will das weder behaupten, noch verneinen. Aber der Menschen-Beobachter bemerkt: daß das Nachtragen im Allgemeinen am meisten sich findet bei Menschen, die in drückender Abhängigkeit stehen; bei solchen, welche schwächer sind an Geist und Körper; bei solchen, welche tiefer und zarter empfinden. Entscheiden Sie jetzt selbst, wie viel oder wenig Wahres in jenem „Man sagt“ liegen möge.

Die Nachtheile und Gefahren von Haß und Nachsucht Ihnen zu schildern, finde ich überflüssig. Niemand unter uns wird und darf behaupten, nie gegen einen Menschen lebhaft und anhaltend verstimmt gewesen zu seyn, nie Empfindungen und Wünsche der Nachsucht und des Grolls

gekant zu haben; möchte es denn auch nur in den niedrigsten Graden seyn. So wissen wir es denn auch Alle, wie in solcher Stimmung jede Ansicht der Personen und Dinge, die darauf Bezug haben, sich verschiebt und verdüstert; wie unangenehm leidenschaftlich dann alle Gefühle unseres Innern sind; alle! auch die übrigens willkommenen; wie die Unruh allein schon, die man empfindet, äußerst lästig ist, und wie das Schönste, Erfreulichste selbst nicht rein genossen werden können. Wahrlich, aus Lebens-Klugheit mehr noch, als aus Pflicht, müßte man diesen feindseligen Empfindungen in seiner Seele keinen Platz zugestehen.

„Kann man zuweilen denn aber anders?“ Hier nun, Meine Geehrten, die traurigste, ob schon in anderer Hinsicht auch wieder die aufmunterndste, aller hierher gehörigen Bemerkungen: Abgesehen von der innern Unsittlichkeit des Hasses und der Nachsucht, so hat man, in den meisten Fällen, noch obendrein Unrecht schon in Hinsicht auf die Veranlassungen, aus denen jene widrigen Stimmungen zu entstehen pflegen. Sehr oft haben Andere das, was uns gegen sie aufgebracht hat, gar nicht gethan. Es ist gelogen, es ist verdreht, was man uns z. B. erzählt hat von ihren nachtheiligen Aeußerungen über uns. Ferner: Wir setzen so etwas bloß voraus; wir

sehen es uns selbst zusammen, aus sehr verschiedenen, gar nicht zusammen gehörigen, Stücken; wir vermuthen es bloß aus den und den Anzeigen, bei denen wir uns aber irren. Und ist die Sache auch wahr, so findet doch die Absicht nicht statt; sondern diese, uns so beleidigend, so übelwollend erscheinende, wurde von uns selbst erst, dem Benehmen untergeschoben. Man hat gar nicht den Gedanken gehabt, uns wehe thun zu wollen; man konnte ihn zuweilen gar nicht einmal haben, in so fern z. B. dieß und das, worauf wir glauben, daß boshafter Weise angespielt worden, jenen gar nicht bekannt war, ihnen nicht bekannt seyn konnte, wie kaltblütigere Ueberlegung nachher uns selbst wohl überzeugt.

Wenn denn aber auch That und Absicht unsern Unwillen mit Grunde aufregten: haben wir uns denn gegen Andere nie einer Unbesonnenheit, eines Muthwillens, nie auch einer absichtlichen kleinen Bosheit, schuldig gemacht? Wenn nun Alle, gegen die wir uns in der Art so verschuldet, es eben so strenge ahnden wollten? Und, bei einer auch wirklich sehr empfindlichen Beleidigung, haben wir nicht selbst vielleicht die Veranlassung dazu gegeben? eine fast unausweichliche oder doch sehr gerechte Veranlassung? Ich erinnere mich eines Falles, wo

zwei gebildete junge Männer bei einer jungen Dame vorbeigingen, die an der Hausthüre stand. Der eine war im Begriffe, den Hut abzunehmen, der andere greift ihm in den Arm, mit den Worten: „Grüße nicht! Sie dankt niemanden!“ Für die steife Patriciers-Mamsell war das allerdings eine Beleidigung; aber wo einmal Grüßen Stadtsitte ist, und also Danken Stadtsitte seyn muß, war diese unläugbar-arge Beleidigung doch nichts weiter, als verdiente Strafe. Ueberhaupt, wenn wir es uns zur Gewohnheit machten — o wenn wir auch nur ab und zu den Versuch anstellten — uns immer in des Andern Stelle zu versetzen, und uns ehrlich zu fragen und ehrlich zu antworten: „Was würdest Du in diesem Falle, denn thun und empfinden?“ glauben Sie mir, es würde des Abbittens in der Welt unendlich mehr seyn, als des Nachtragens.

Das Wenigste, was man bei Beleidigungen thun kann, ist: veröhnlich seyn. „Vergeben will ich es wohl; aber vergessen kann ich's nicht.“ So sonderbar, als dieß lautet, ein so merkwürdiger Beweis ist es, wie sehr der Mensch Ursach hat, in Allem, was auf Haß und Rachsucht sich bezieht, gegen sich selbst streng auf der Hut zu seyn. Denn welche gräßliche Selbsttäuschung,

daß man vom Vergeben sprechen kann, wo man sich ausdrücklich das Gedenken vorbehält. „Das kann ich aber doch nicht vermeiden.“ Sobald du ausdrücklich erklärst, daß du es nicht vermeiden wirst, so willst du eigentlich es nicht vermeiden. Doch! dieß Vergeben und Vergessen, wenn man uns beleidigt hat, und die Hand zu bieten zur Ausgleichung — ist noch nicht genug. Wir sollen mehr thun. Wir sollen auch die noch wirklichen Feinde selbst lieben. Dieß ist, wie Sie wissen, eine Haupt-Vorschrift unseres Christenthums. Für die einfacheren Lebens-Verhältnisse jedoch, auch des männlichen Geschlechts, besonders aber in der weiblichen Sittenlehre, läßt sich diese Pflicht sehr kurz abhandeln. Ihre erste Vorschrift nämlich lautet: „Siehe nicht für Feinde an, was keine sind!“ Junges Mädchen! der Mann, welcher, sei es auch mit Bitterkeit, dir sagt: Es ziemt sich nicht, daß ein so junges Mädchen so laut und vorlaut ist — der Bekannte deiner Mutter, der dich unter vier Augen warnt, mit Dem und Jenem nicht so vertraut zu thun — das sind keine Feinde, sondern deine wahren Freunde. Madame! jener brave Mann, der denselben Posten sucht, auf denselben Erwerb aus ist, wie Ihr Herr Gemahl, ist nicht Ihres Hauses Feind, was die lieben Damen, bei solchen Gelegenheiten, fast in der Regel glauben und

laut erklären, sondern er ist nur seines eignen Hauses pflichtmäßiger Versorger.

Das zweite Gebot, für die Meisten weit nöthiger noch, als das von der Feindes-Liebe, ist: Du sollst keine Feinde haben. Nur gewisse Verhältnisse des Geschäfts-Lebens bringen es zuweilen unvermeidlich mit sich, dergleichen sich zu machen; wo man nämlich, ohne Ansehn der Person, Recht und Gerechtigkeit verwalten, über gute Ordnung halten, die Anmaßungen Einzelner beschränken muß, u. s. w. In diesem Falle aber befinden sich immer nur Wenige, und bei diesen selbst hängt sehr Vieles, auch dießfalls, von ihrem Benehmen ab; bei einer guten und klugen Art, seine Pflicht zu thun, kann man sie, meist wenigstens, thun, ohne sich dadurch Feinde zu machen. Der bei weitem größte Theil von Menschen, und das weibliche Geschlecht vielleicht ohne Ausnahme, hat nur Feinde, weil sie das glauben, weil sie sich dieselben machen — weil sie sie verdienen.

In so fern man nun aber, in den gewöhnlichen Lebens-Verhältnissen, doch etwa von Feinden reden kann, was wird da Feindes-Liebe heißen? Nun! das begreift sich, daß nicht gefordert wird: man solle seinen Feinden mit der Züchtigkeit des Wohlwollens zugethan seyn, wie seinen Geliebtesten. Aber die Bestimmung jenes

Begriffes liegt in dem von der allgemeinen Menschenliebe. „Wir sollen unsern Nächsten lieben, wie uns selbst“, heißt, wie wir zu seiner Zeit gesehen haben, „Wir sollen Andern als Menschen Alles das gönnen, lassen und thun, was wir unserer Seits als Menschen zu haben und zu fordern uns berechtigt finden.“ Gut denn! so heißt demnach seine Feinde lieben: „Andern das, was wir ihnen als Menschen schuldig sind, nicht versagen, darum, daß sie unsre Feinde sind.“ Nur von Handlungen also, nur von Gesinnungen der Gerechtigkeit, ist denn hier die Rede; nicht von Empfindungen. Es hätte eine Mutter in einem Gedränge, oder in einer Gegend, wo es viel Wasser giebt, ihr Kind verloren, und sucht jetzt ängstlich danach; Sie hätten es gesehen; jeder Andern würden Sie es sagen, wo es ist, aus dem natürlichsten, allgemeinsten menschlichen Mitgeföhle. Wohlan! so müssen Sie denn Dieser auch es sagen; geküßt auch, Sie wären ihr, und aus den gerechtesten Ursachen, noch so gram. Oder es wird von jemanden, der über Sie nachtheilig gesprochen hat, etwas Schlechtes erzählt, wovon Sie bestimmt wissen, und es zu erweisen im Stande sind: es ist nicht wahr. Sobald Sie aber das Erzählte, Ihnen als unwahr Bekannte, weiter bringen, sobald Sie auch nur schweigen, weil der, auf dessen

Ankosten es erzählt ward, Sie beleidigt, gerade in derselben Art beleidigt hat: so würden Sie schlecht handeln. Denn Wahrheit und Gerechtigkeit ist ein allgemeines Menschenrecht, das man niemanden versagen darf, er stehe sich zu uns, wie er wolle.

Noch einige Worte über die Beurtheilung und Behandlung Andern in den bis jetzt verhandelten Puncten. In allen Feindschaften, kann man behaupten, hat immer der dritte, vierte mehr Schuld, als die beiden, zwischen denen sie entsteht. Immer nämlich wäre es möglich, daß, wenn jeder Mensch gutmüthig verständig und muthig genug wäre, das gehörig zu versuchen, durchaus einer jeden Feindschaft vorgebeugt werden könnte. Man müßte nämlich nur Menschen in Gesellschaft nicht so weit an einander kommen lassen, man müßte nur dieß und das, was gethan, was gesagt worden, nicht unnütz ausbringen, man müßte nur Mißverständnisse beizeiten ausgleichen und überall, nach Bedürfniß der Umstände, immer zum Frieden rathen und helfen. In dieser Art könnten und sollten insbesondere die Frauen öfter die Friedens-Engel zwischen Männern seyn. Allerdings schon durch ein bittendes, tief empfundenes: „Lieber Mann, thue das nicht!“ Aber freilich, wirksamer und

verdienstlicher noch durch Kluges Vorbeugen, Abzelenken und gelegentliches Ausgleichen.

Eine zweite Bemerkung: Man sehe, auch in Hinsicht auf Andere, nicht sogleich Feindschaft, wo keine ist. Es giebt Menschen, die, ich weiß nicht, ob ich sagen soll: „so leidenschaftlich“, oder „so mattherzig“ sind, daß sie nichts gegen Andere thun oder sagen können, wofern sie nicht vorher erst gegen sie aufgebracht worden; das heißt mit andern Worten: wofern sie nicht in einem Zustande sich befinden, in welchem sie gerade gar nicht sprechen und handeln sollten. Nach solchen armseligen Schwächlingen wird denn auch oft das Benehmen kräftigerer, pflichtstrenger Männer beurtheilt. Und natürlich dann: schief! Der Mann der Pflicht wird, wo die Pflicht es gebeut, seinem Todfeinde selbst kein hartes Wort mehr sagen, als er verdient hat; vielmehr ihm gerade eher ein solches Wort weniger — aber auch seinem vertrautesten Freunde wird er, kann er nichts erlassen, nichts übersehen, was von Amts wegen an Andern gerügt werden muß. Nur moralisch-armselige Menschen handeln so, und nur armselige urtheilen so, als ob Gerechtigkeit und Ordnung nicht anders gehandhabt werden könnten, als in Verdruß und aus Groll.

Kinder werden wohl leicht aufgebracht, aber

sie hassen nicht. Wie alle Eindrücke bei ihnen, so werden auch die widrigsten bald von andern wieder verdrängt. Wenn ein Kind zum Grollen und Nachtragen sich geneigt zeigt, so ist das immer schon ein schlimmes Zeichen; wenigstens von großer körperlicher Schwäche. Unter zwei Uebeln wäre das immer das kleinere, wenn ein Kind seinem Unwillen Luft macht durch Aus schlagen. Sie werden mich nicht mißdeuten. Ich drücke mich so stark aus, um es sehr stark auszudrücken, wie gefährlich, wie vergiftend für die ganze Kinderseele es ist, Groll und Nachsucht in ihr sich einnähren zu lassen.

## Dreiundvierzigste Vorlesung.

Partheilichkeit. Erwarten und Sehnen.  
Hoffnung. Freude.

Ich schließe unsere sittlichen Ansichten der Gemüths-Bewegungen mit einigen Worten noch über gemischte und angenehme. Den Uebergang mag die Partheilichkeit machen, die, nach meiner Ueberzeugung, in der Frauenzimmer-Moral eine wichtigere Stelle einnimmt, als die Feindes-Liebe, weil sie im Leben oft vorkommt und seltener erkannt wird für das, was sie ist. Das Wort giebt es, worin sie besteht. Darin nämlich: daß man Parthei nimmt, für oder wider; und also denn hier gut findet, entschuldigt, übersieht wenigstens, weil dieser es ist, der das thut; — und dort eine Sache streng rügt, von der schlimmsten Seite sie nimmt, weil jener gerade sie gethan, sie gesagt hat. Eine der ergiebigsten Quellen von Ungerechtigkeiten bei der Beurtheilung und Behandlung der Mitmenschen. Und so unlauter schon an sich! Denn wenn man es untersucht, warum man für einen Menschen partheiisch ist, so kommt es damit meist auf Egoismus hinaus. Er ist mir wichtig, Sie ist gegen mich gefällig gewesen; es ist mein

Kind, mein Mann. Zugegeben, daß die Person dir näher liegen darf, dir näher liegen soll selbst: macht das denn einen Unterschied in der Sache? Wird schwarz denn weiß, weil Der oder Die es trägt? Eben so denn auch bei der Partheilichkeit gegen jemand. Wird weiß denn schwarz, dadurch, daß Er, daß Sie es anhaben? Auch hier liegt meist Egoismus zum Grunde. Man ist wider jemand im Allgemeinen eingenommen, weil er sich, in einem einzelnen Falle vielleicht, gegen uns nicht benommen, wie wir es forderten; man ist oft wider jemand, bloß, weil man keinen besondern Beweis davon hat, daß er für uns ist. Egoistischer Grund zur Partheilichkeit findet statt sogar da, wo das am wenigsten so scheint, und wo die Partheilichkeit einen unsäglichen, durch das ganze Leben oft nicht wieder gut zu machenden, Schaden thut — in der Kinder-Erziehung. Vater und Mutter sind für das eine Kind partheiisch, weil es ihnen am meisten ähnlich sieht, ihnen am besten zu schmeicheln versteht, mit seiner Pflege ihnen die meiste Mühe gekostet hat, (wo sie denn in ihr gleichsam den Lohn ihrer Mühe lieben). Sie sind gegen ein Kind partheiisch, weil es im Außern und Innern von ihnen zu wenig hat, weil es, aus Mangel an Schönheit und Talent, ihrer Eitelkeit keine Befriedigung giebt — zuwei-

len wohl auch, weil es an Zustände und Stimmungen, an geheime Züge aus ihrer Ehe-Geschichte erinnert, deren Andenken ihnen so zuwider ist, daß Alles, was damit in Verbindung steht, es entgelten muß. Am öftersten zeigt sich Partheilichkeit bei den Müttern. Also gerade da, wo sie am unnatürlichsten ist. Ach zuweilen aber auch, in einem andern Sinne, nur zu natürlich. Die Ehefrau hat dießfalls auf die Mutter mehr Einfluß, als die Mütter, die sich dergleichen Ungerechtigkeiten zu Schulden kommen lassen, selbst wohl ahnden. Ich will nämlich damit sagen: In gewissen Ehen ist das eine Kind der Mutter schon darum zuwider, weil der Vater es besonders liebt.

Im gesellschaftlichen Benehmen und Urtheil erscheint die Partheilichkeit besonders gegen Menschen nicht selten schon darum als höchst ungerecht, weil sie ganze Classen trifft, und diese trifft um eines Einzelnen willen. Es giebt Personen, welche partheiisch sind gegen alle Militairs oder alle Civil-Beamten, alle Kaufleute, alle Schriftsteller, weil einer aus einer dieser Classen sich etwa einmal eine Ungebührlichkeit gegen sie oder gegen eins der Ihrigen, gegen ihren Stand oder ihr Geschlecht sich erlaubt hat.

Wenige Fehler nur lassen sich finden, deren gänzliche Ablegung dem weiblichen Geschlechte

so schwer wird, als die Partheilichkeit. Darum, weil es wenig Tugenden giebt, welche bei dem weiblichen Geschlechte so selten sind, welche so viel Ueberwindung und moralische Selbstbearbeitung ihnen kosten, als die ganz einfache Gerechtigkeit. Und dieß darum, weil Sie — was meinen Sie wohl, daß ich sagen werde? — weil Sie so übergütig sind. Im Ernste! weil sich nämlich Ihr Gefühl überall einmischet; weil Sie gewöhnlich, nicht nach Gründen, nicht nach der Lage der Dinge an sich, handeln und urtheilen, sondern wie die Dinge und Menschen auf Ihre Empfindungen wirken. Eine weibliche Seele, die sich zu einer gewissen sittlichen Höhe empor arbeiten will, muß vor allen Dingen es dahin zu bringen suchen, daß sie gerecht wird; gerecht mit dem Verstande nicht bloß, sondern mit dem Herzen auch. So lange Sie aber so weit noch nicht sind, und doch den guten Willen haben, gegen Partheilichkeit auf Ihrer Hut zu seyn, so empfehle ich Ihnen ein ganz einfaches, und dabei unfehlbares, Haus-Mittel. Sie entschuldigen, beschönigen, begünstigen, was jemand Unrechtes gethan; Sie tadeln und verdammen ernst und streng, was Andern gleichgiltig oder doch nicht so schlimm erscheint; und suchen nun dabei sich und Andere zu überreden: das thäten Sie bloß aus Liebe zur Wahrheit und Gerech-

tigkeit. So machen Sie schnell die Probe, und fragen sich: Wenn das, was ich hier so laut und scharf tadle, meine Freunde gethan hätten, namentlich diese und jene, meine vertrauesten: würde ich da von der Sache auch Alles dieß, und eben so sagen? Dagegen: Was ich hier in Schutz nehme an dem Manne, den ich achte, würde ich es eben so vertheidigen an jedem Andern? — Wofern Sie da irgend ehrlich mit sich selbst zu Werke gehen, so kann man Ihnen wohl sehr bestimmt voraus sagen, daß Ihre Antwort Sie überzeugen wird: Ich bin doch wohl partheiisch!

Eine andere gemischte Empfindung ist das Erwarten und Sehnen. Bekanntlich eine der unangenehmsten Empfindungen (gerade weil sie meist durch so Unbedeutendes aufgeregt wird) ist, wenn man auf etwas warten muß. Gleichgiltiges wird wichtig, schon durch die Unruhe und Gespanntheit, die es veranlaßt; Erfreuliches verliert von seinem Werthe, um so mehr, je länger man darauf warten mußte; und jene französische Dame hat nur zu sehr recht, die zu einem geistvollen Schriftsteller sagte: „Wie konnten Sie die Gesellschaft so lange auf sich warten lassen? wissen Sie denn nicht, daß, indem man auf jemand wartet, man seine Fehler einen nach dem andern sich aufzählt?“ Die Klugheit fordert also: Man muß nie auf sich warten lassen.

Lieber etwas früher angefangen, sich zu kleiden, oder etwas weniger sich gepuht; lieber sich dem ausgesetzt, daß man selber warten muß. Die Willigkeit fordert: Man muß niemanden unnütz auf irgend eine Sache warten lassen; um der Sache dadurch nicht ihren Werth zu nehmen, oder etwas unverdientes Widerliches ihr mitzutheilen. Die Gerechtigkeit fordert aber auch: Man muß das Warten an sich nicht ohne Weiteres sogleich übel nehmen. Der Arzt läßt auf sich warten, weil er nicht zu Hause war, oder weil er vorher noch zu einem noch dringendern Kranken gehen mußte. Der Prediger kommt zu einer Amtshandlung erst zuletzt, weil seine Zeit ihm kostbarer seyn muß, als daß er Stunden damit verschwenden sollte, alle Geladenen so einzeln mit entgegen nehmen zu helfen.

Eine bedeutende Regel der Lebens-Weisheit endlich ist: „Man muß selbst nie auf etwas oder auf jemanden warten.“ — „Wie kann man das vermeiden?“ Nun das freilich läßt sich nicht vermeiden, daß nicht etwas später geschehen oder jemand später kommen sollte, als man es wünscht und hoffen konnte. Aber was sich vermeiden läßt, ist, daß man dieß nicht so lässig, so äußerst widerlich empfindet. Wenn man sich nämlich hinsetzt, völlig bereit zum Ausfahren, und man der Thüre gegenüber oder

am Fenster nichts thut, als sieht und horcht, ob, wer uns abholen wollte, jetzt, jetzt endlich kommt; und so denn alle Augenblicke nach der Uhr sieht und die Minuten zählt: — nun! so wissen Sie ja wohl, wie marternd lang einem da die Zeit wird, und wie schlimmer und schlimmer immer die Laune; und wie am Ende die ganze Spazierfahrt, der ganze Ball zum voraus verleidet. Darum sei man nicht thöricht. Nicht mit dem Auge, nicht mit dem Ohre seines ungeduldigen Wartens wird man dem trägen Domestiken Füße oder den schon eilenden Pferden Flügel machen. Man mache und halte sich fertig. Aber nun etwas vorgenommen und ernstlich und eifrig, als ob man nichts Angelegentlicheres, als dieses nun eben zu thun hätte, als ob das durchaus vorher erst fertig werden müßte, kurz, so sich damit beschäftigt, daß man gar nicht an das Warten denken kann.

Steht das Ziel des Erwartens von etwas Unangenehmen noch in weiterer Ferne, und beschäftigt sich die Phantasie mit dem Vorgemusse des Erwünschten in allen seinen Möglichkeiten, so hoffen wir. Die Hoffnung gehört unter die freundlichsten Erscheinungen des menschlichen Lebens, unter die reizendsten Gestalten menschlichen Glückes. Sie ist die Tochter der Phantasie, ihre Lieblings-Tochter. Und darum stattet die Phantasie dieß ihr Kind denn auch so reich und schön aus, als sie nur irgend vermag. Der Mensch hofft nur, was er wünscht;

und indem er hofft, giebt er sich, was er wünscht, und giebt es sich so vollkommen, als er es sich nur irgend wünschen mag. Darum ist es natürlich, daß Vieles in der Hoffnung uns erfreut, was so gerade in der Wirklichkeit uns nicht zu Theil wird. Und darum ist das auch natürlich, was die Menschen so gar nicht begreifen wollen, daß alles Gehoffte auch, was wir erhalten, in der Hoffnung vollkommener ist, und seyn muß, als es in der Wirklichkeit seyn kann. Denn die Wirklichkeit hat ihre, oft sehr engen, Schranken, die Phantasie hat deren keine. Darum ist es das Erste, was die Lebensweisheit bei der Hoffnung zu erinnern hat, daß wir auf unserer Hut seyn müssen, durch sie nicht ungerecht zu werden gegen die Wirklichkeit. Daß diese selten oder nie hält, was jene versprach, liegt nicht sowohl an ihr, daß sie nicht wollte, als daß sie nicht kann. Denn es liegt in der Natur der Hoffnung, die immer mehr hat und giebt, als die Wirklichkeit aufzutreiben im Stande ist. Eben so wenig jedoch dürfen wir ungerecht werden gegen die Hoffnung, und sie eine Lügnerin, Betrügerin schelten, weil sie uns Manches vorspiegelt, was gar nicht geschieht. Das ist allerdings wahr. Aber wiederum nicht Schuld der Hoffnung, sondern der Natur der Dinge, des Ganges der Schicksale, die es nicht erlauben, daß Manches geschehen kann. Aber wenn denn auch das Gehoffte nicht geschieht: macht denn nicht das Hoffen an sich schon den Menschen so glücklich? inniger = reiner = glücklich, als in

der Regel die Erfüllung ihn machen kann? Und wenn wir uns nur glücklich fühlen: kommt es denn so viel darauf an, wodurch dieß geschieht (es versteht sich, daß von Unsittlichem nicht die Rede seyn kann) sobald wir es nur sind? Wenn wir Menschen doch überhaupt nur verständig seyn wollten, von den Menschen und Dingen nicht ein Mehreres, sondern immer nur eben das zu fordern, was sie wirklich geben können. Die Hoffnung will und kann nur — mit Träumen beglücken. Nun so lassen Sie uns denn dafür auch dankbar seyn.

Drittens aber lassen Sie uns auch nicht ungerath gegen uns selbst seyn. Darin nämlich, daß wir uns, der getäuschten Hoffnungen wegen, das Hoffen überhaupt versagen wollten. Freilich wird die Spiel-Puppe, womit das große Kind, unser Herz, so eben sich umherträgt, nicht erwachsen zu einer wirklichen Lebens-Freude, nicht sich beleben zur Pygmalions-Statue. Allein! wenn sie auch nur als Puppe uns einige unterhaltende Augenblicke giebt; warum denn nicht gut auch das? Träume, so viel du willst und darfst: vergiß nur nicht, daß du träumst. Baue dir Luftschlöffer, so schön und lustig du willst, schreibe nur aber immer sogleich darüber: „Ein Luftschloß!“ So freuest du dich, so lange dein Luftschloß stehen bleibt, und fällt es zusammen, nun! so hattest du dir ja selbst das vorhergesagt. Unter allen Gemüths-Bewegungen ist die Hoffnung die stärkendste; diejenige, welche alle Kräfte aufregt und erhält; sie ist es, was bei

jedem Mißgeschicke, und selbst noch am Rande der Verzweiflung, dem Menschen treu bleibt. Darum wurde sie von dem gütigen Schöpfer so tief in die Menschen-Seele gelegt; damit jeder Mensch eine eigene innere Quelle des Lebens in sich trüge. Sie ist aber höheres noch. In ihrer Schrankenlosigkeit ist sie ein Beweis unserer Verwandtschaft mit dem Unendlichen; eine Bürgschaft für unsere ewige Fortdauer und für eine ewige Seligkeit.

Die Freude endlich ist eine noch willkommere Gemüths-Bewegung, als die Hoffnung, nur daß sie, der Natur der Dinge nach, nicht so oft statt finden, und ihrer Natur nach, nicht so lange die Seele beschäftigen kann, wie die Hoffnung. Denn je lebhafter eine Freude ist, desto vergänglicher nicht bloß ist sie, sondern desto übergänglicher auch in einen Zustand des Schmerzes oder doch tiefer Unbehaglichkeit. Ist es Ihnen nicht auch begegnet, daß, wenn Sie zuweilen in Gesellschaft, oder bei Natur-Genüssen, am lautesten, am reinsten innig-froh waren, Sie plötzlich von Bekommenheit und Wehmuth ergriffen sich fühlten, ohne einen Grund sich davon angeben zu können? Daß selbst an die geistigste Freude sich plötzlich Unruh und Angst anschloß, Ahndung irgend eines Unglücks, oder doch Furcht, daß dieser Gegenstand selbst zur Quelle von Leiden für Sie werden möchte?

Aber noch eine andere Frage! Ist es Ihnen nicht auch begegnet, daß wirklich nach großer Freude ein großes Leid Sie traf? Jene erste Erfahrung be-

weist, wie vielen Antheil die Sinnlichkeit an jeder Freude hat, in so fern die Auf- und Ueberreizung der Nerven, den einfachsten Natur-Gesetzen zufolge, übergeht und übergehen muß in Abspannung. Die zweite Erfahrung mahnt uns, wie viel mehrern Antheil an unserer Freude wir der Vernunft geben sollten; nicht bloß um uns in ihr nicht zu vergessen und dadurch selbst sie zu zerstreuen, sondern auch schon, um immer auf den doch unausbleiblichen Wechsel gefaßt zu seyn. Beide Erfahrungen zusammen sind ein Wink, uns keiner Freude zu sehr, auch der unschuldigsten und edelsten, uns nicht ganz und einzig hinzugeben. Nicht, als ob wir einer thörichtesten Selbstquälerei uns überlassen und den Freudenbecher, den ein günstiges Geschick uns reicht, mit zugegoffenem Wermuth uns selbst verbittern sollten: sondern nur, daß wir die Besinnung uns erhalten, um, wenn nun Widriges uns trifft, von demselben nicht gleichsam im Rausche überfallen zu werden.

Und dazu auch, daß wir um so mehr Werth legen auf jene kleinern stillern Freuden, wie das häusliche Leben, der Natur-Genuß und selbst der Beruf mit seinen Geschäften sie täglich uns beut; zwar weniger zum Vollgenusse, aber dafür auch um so gefahrloser; sanft erquickend; und, was man gewöhnlich viel zu wenig in Anschlag bringt, nie ohne einen sittlichen Grund und sittlich gute Folgen von Handlungen, Aeußerungen, Vorsätzen, und wenigstens Gefühlen der besseren Art.